



Jörg Link

# Schreckmomente der Menschheit

Wie der Zufall  
Geschichte  
schreibt

Blinde Zufälle bestimmen die Geschichte weit mehr, als wir Menschen meinen. Packend und eindringlich schildert Jörg Link Momente, in denen die Welt in den Abgrund geschaut hat:

Im Kalten Krieg die beiden Augenblicke, wo um ein Haar der rote Knopf gedrückt und ein Atomkrieg ausgelöst wurde. 1914 zwei Sommertage, an denen eine Kette von Zufälligkeiten entscheidend zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges beitrug. Und der Welt erst im Nachhinein bekannt geworden: Die zahlreichen Attentate auf Hitler, deren Gelingen der Menschheit unendliches Leid erspart hätte, und die immer nur an unfassbaren Kleinigkeiten scheiterten. Und schließlich Asteroiden, Gammablitz und andere Bedrohungen aus der Natur, die jederzeit aus heiterem Himmel zuschlagen können.

Jörg Link schildert all diese Momente anschaulich und spannend auf Basis umfassender Recherchen. Die Fakten lassen keinen Zweifel daran, dass die Geschichte des 20. Jahrhunderts oftmals hätte auch ganz anders verlaufen können. Überleben oder Untergang der Menschheit werden auch durch Glück und Pech bestimmt – eine Erkenntnis, die aufrüttelt.

ISBN 978-3-8288-3533-7



€ 17,95 (D)

€ 18,50 (A)

9 783828 835337

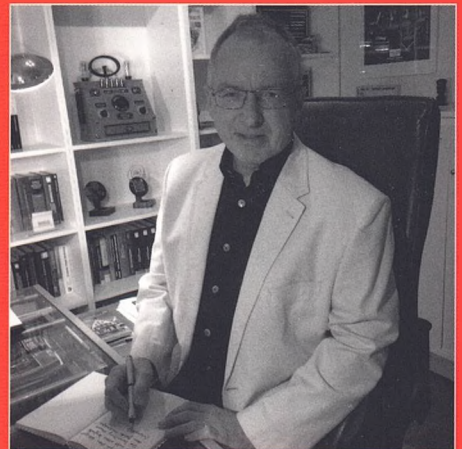
[www.tectum-verlag.de](http://www.tectum-verlag.de)

»Die Geschichtswissenschaft neigt zuweilen dazu, Dinge für zwangsläufig zu halten, nur weil sie passiert sind. Und entsprechend wird zu wenig berücksichtigt, welche andere Richtung die Ereignisse hätten nehmen können, wenn die Umstände oder auch schlicht der Zufall es ‚gewollt‘ hätten.

Waren sowohl das Attentat von Sarajewo als auch sein ‚Erfolg‘ wirklich unvermeidbar, quasi vorbestimmt? Wie sind die Misserfolge aller Attentate auf Hitler zu verstehen? Und hat uns nicht mindestens zweimal im Kalten Krieg nur ein glücklicher Zufall vor dem atomaren Inferno gerettet?

„Im Rückblick scheint das Geschehen unausweichlich gewesen zu sein“. Im Bewusstsein der Menschen gibt es offensichtlich eine ‚Macht des Faktischen‘ auch dergestalt, dass man einer eingetretenen Entwicklung im Nachhinein einen Sinn, eine Zwangsläufigkeit zubilligt. Viele Menschen neigen dazu, das, was jeweils geschehen ist, so zu deuten und damit auch zu akzeptieren, dass sich die Dinge auf dieser Erde eben in eine bestimmte Richtung entwickeln.«

**Dr. Jörg Link** beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Er war als Professor für Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Frankfurt am Main und Kassel tätig und ist Verfasser und Herausgeber von 16 Fachbüchern in namhaften Verlagen. Seine Kompetenzen in den Bereichen Führungssysteme, Früherkennung, Risikomanagement und strategische Planung bringt Link als Autor nun auch bei seinen Vignetten zur Geschichte ein. Sein theoretisches Wissen von Werte- und Anreizsystemen in Politik und Gesellschaft und seine praktischen Erfahrungen aus intensiver internationaler Beratungstätigkeit bereichern seine verblüffenden Sichtweisen auf die Zufälle der Geschichte.



Jörg Link

**Schreckmomente der Menschheit.  
Wie der Zufall Geschichte schreibt**

Tectum Verlag Marburg, 2015

ISBN 978-3-8288-3533-7

Lektorat: Volker Manz

Umschlagabbildung: Besuch Mussolinis bei Hitler im Führerhauptquartier Wolfsschanze bei Rastenburg (Ostpreussen) unmittelbar nach dem Attentatsversuch vom 20. Juli 1944 (Originalbeschreibung des Bundesarchivs), Bundesarchiv, Bild 146-1969-071A-03 / CC-BY-SA  
Druck und Bindung: Finidr, Cesky Tesin

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Besuchen Sie uns im Internet [www.tectum-verlag.de](http://www.tectum-verlag.de)

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

## **Inhalt**

<b>Einführung</b>	9
<b>Teil I / «Am Ende hatten wir einfach Glück»</b>	
1. Am Rande eines Atomkrieges	19
2. 27. Oktober 1962 «Vielleicht hat der Krieg oben schon begonnen»	25
3. 26. September 1983 Der vermeintliche Erstschatz der USA	31
<b>Teil II / War der Erste Weltkrieg unvermeidlich?</b>	
4. Zur Bewusstseinslage der Herrschenden	39
5. 28. Juni 1914 Sarajewo hätte nicht stattfinden müssen	49
6. 28. Juli 1914 Sinneswandel ohne Konsequenzen	55
<b>Teil III / Wie ein Diktator durch «glückliche Zufälle» gerettet wurde</b>	
7. Hitler und das Prinzip «Risiko»	63
8. Zweifel am Risikokurs	79
9. 28. September 1938 Ein Telefonanruf in letzter Stunde	93
10. 5. November 1939 Mit halbem Herzen	101
11. 8. November 1939 Dreizehn Minuten zu spät	109

12. Die lange Pause im Widerstand	119
13. 13. März 1943 Ein Zündhütchen spielt Schicksal	125
14. 21. März 1943 Wie von Ahnungen gehetzt	133
15. 11. März 1944 Heute kein Zutritt	137
16. 20. Juli 1944 Ein Zufall zu viel	141
 <b>Teil IV / Aus heiterem Himmel</b>	
17. Wenn die Natur zuschlägt	153
18. Asteroiden Apophis und Toutakis lassen grüssen	159
19. Gammablitze Die kosmischen Schneidbrenner	167
20. Supervulkane Längst überfällig?	171
21. Seuchen Vom «Patienten Zero» zur Menschheitsbedrohung	175
 <b>Die Rolle des Zufalls – ein Fazit</b>	 181
 Dank	 187
Über den Autor	189
Anmerkungen	191
Literatur	203
Bildnachweis	210

## Einführung

«Die Geschichtswissenschaft neigt zuweilen dazu, Dinge für zwangsläufig zu halten, nur weil sie passiert sind.»<sup>1</sup> Und entsprechend wird zu wenig berücksichtigt, welche andere Richtung die Ereignisse hätten nehmen können, wenn die Umstände oder auch schlicht der Zufall es «gewollt» hätten.

Waren sowohl das Attentat von Sarajewo als auch sein «Erfolg» wirklich unvermeidbar, quasi vorbestimmt? Wie sind die Misserfolge aller Attentate auf Hitler zu verstehen? Und hat uns nicht mindestens zweimal im Kalten Krieg nur ein glücklicher Zufall vor dem atomaren Inferno gerettet?

«Im Rückblick scheint das Geschehen unausweichlich gewesen zu sein».<sup>2</sup> Im Bewusstsein der Menschen gibt es offensichtlich eine «Macht des Faktischen» auch dergestalt, dass man einer eingetretenen Entwicklung im Nachhinein einen Sinn, eine Zwangsläufigkeit zubilligt. Viele Menschen neigen dazu, das, was jeweils geschehen ist, so zu deuten und damit auch zu akzeptieren, dass sich die Dinge auf dieser Erde eben in eine bestimmte Richtung entwickeln.<sup>3</sup>

Längerfristige Entwicklungslinien gibt es durchaus – siehe das atomare Wettrennen nach dem Zweiten Weltkrieg hin zu einem «Gleichgewicht des Schreckens». Kriege schienen damit an sich nicht mehr führbar bzw. vorstellbar. Dies hatte sich im Grossen und Ganzen auch «bewährt» – sofern man davon absieht, dass die Menschheit auf einmal an zwei bestimmten Tagen der Jahre 1962 und 1983 kurz vor der atomaren Katastrophe stand, die nur durch ein hohes Mass an «glücklichem Zufall» vermieden wurde.

Das vorliegende Buch behauptet also nicht, dass Geschichte generell zufallsgesteuert abläuft. Aber in zahlreichen Momenten der Weltgeschichte hat der Zufall eine grosse Rolle gespielt und wird dies wohl auch in Zukunft tun.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen geschichtliche Katastrophen, z.B. die beiden Weltkriege. Die neuere Geschichtsschreibung zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat viel Forschungsleistung erbracht, welche die verhängnisvolle Bedeutung des Zufalls deutlich werden lässt. Dagegen haben die Beinahe-Katastrophen der Gegenwart, z.B. die gerade noch verhinderten Atomkriege 1962 und 1983, die Menschen weniger beschäftigt, als dies von der Sache her angemessen gewesen wäre. Immerhin hätte den 55 Millionen Toten des Zweiten Weltkrieges hier das Zehn- oder Hundertfache gegenübergestanden – und diese Drohung besteht täglich weiter.

Insbesondere die Kuba-Krise 1962 zeichnet dabei ein wahrhaft verstörendes Bild, das einer der Hauptakteure, nämlich der damalige US-Verteidigungsminister McNamara, in einem Interview wie folgt formuliert hat:

*«Am Ende hatten wir einfach Glück. Nur durch Glück wurde ein Atomkrieg verhindert. Wir standen so kurz (McNamara hält Daumen und Zeigefinger einen Millimeter auseinander) davor.»<sup>4</sup>*

Was McNamara hier «Glück» nennt und was man – zusammen mit seinem Gegenstück «Pech» – ebenso gut «Zufall» nennen kann, hat es in der Menschheitsgeschichte schon oft gegeben. Während das Attentat auf John. F. Kennedy gleich beim ersten Mal gelang, sind alle – je nach Zählweise 20 bis 40 – Attentate<sup>5</sup> auf Hitler fehlgeschlagen. Dabei war es manchmal (z.B. zweimal in einer Märzwoche 1943) nur ein winziges Zündhütchen, das versagte, oder es fehlten nur 10 Minuten. Auch beim Attentat von Elser 1939 waren es gerade einmal 13 Minuten – 55 Millionen Menschen haben im weiteren Verlauf des Zweiten Weltkrieges ihr Leben verloren.

Das vorliegende Buch greift solche Momente auf, in denen die Menschheit als Ganzes oder in Teilen auf dem Spiel stand. Es wird näher untersucht, wie sich der «Zufall» dabei konkret manifestiert hat. Für den einzelnen Menschen gewinnt dies



Bedeutung dadurch, dass er sich der drohenden Gefahren bewusster wird und zwei Schlüsse ziehen kann: Zum einen sollte er durch Teilnahme an politischen Prozessen daran mitwirken, solche Gefahren möglichst abzuwenden – hier steht das Beispiel einer unbeabsichtigten bzw. fahrlässigen Auslösung eines Atomkrieges vor Augen. Zum anderen kann er verstärkt dafür Sorge tragen, dass sein Leben und das seiner Mitmenschen positiver und bewusster gestaltet wird, solange ihm Zeit dafür bleibt.

### Was ist «Zufall»?

Unter «Zufall» soll das meist «im Einzelnen wohl kausal bedingte, aber absichtslose, unvorhergesehene, unbestimmbare, plan- oder regellose Zusammentreffen bzw. Eintreten von [...] Ereignissen»<sup>6</sup> verstanden werden. Es ist in diesem Zusammenhang irrelevant, ob Ereignisse kausal bedingt bzw. erklärbar sind, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen.

Vorgänge wie Würfeln, Spielkarten-Austeilen sowie das Rollen der Roulettekugel und der Kugeln beim Ziehen der Lottozahlen gelten allgemein als zufällige Abläufe. Andernfalls würde man die Ergebnisse ja auch nicht akzeptieren und im Zweifelsfall gegen die Lottoziehung sogar gerichtlich vorgehen. In Wirklichkeit gehorchen derartige Abläufe aber den Gesetzen der Physik. Deren konkretes Wirken – z.B. beim Rollen der Lottokugeln – ist allerdings so komplex, dass eine kausale Erklärung oder gar Vorhersage aussichtslos erscheint.

Oder zwei Personen sitzen zufällig in einem Eisenbahnabteil nebeneinander, die vorher noch nie Kontakt miteinander hatten, unterhalten sich, lernen sich näher kennen und heiraten.<sup>7</sup> Dieses Kennenlernen und Heiraten ist insoweit zufallsgesteuert, als es ohne das zufällige Aufeinandertreffen im Abteil nicht hätte erfolgen können. Daran ändert auch nichts, dass Verhaltenswissenschaftler oder die beteiligten Personen selbst unter Umständen sehr wohl genaue Gründe angeben könnten, warum jede der beiden Personen gerade dieses Abteil gewählt hat. Objektiv wäre das Zusammentreffen im Sinne der Verhaltenswissenschaften damit also durchaus kausal erklärbar; im Erlebnis der Beteiligten ist und bleibt es aber ein – in diesem Fall glücklicher – Zufall.

Wenn der Mensch im Rückblick das Gefühl hat, dass «es ebenso gut auch anders hätte kommen können», dann ist dies charakteristisch für solche Situationen. «Glück gehabt», «Pech gehabt» sind typische Kommentare.

Entsprechende Situationen kommen im Leben ausserordentlich häufig vor.<sup>8</sup> Mit welchen anderen Verkehrsteilnehmern wir gleichzeitig auf der Autobahn unterwegs sind, entzieht sich sowohl unserer Kenntnis als auch unserer Einflussnahme; ein Unfall offenbart dann die Zufälligkeit des Aufeinandertreffens (hier durchaus auch wörtlich gemeint) zweier Verkehrsteilnehmer. So verhält es sich eigentlich immer, wenn wir unser Haus verlassen, neue Menschen kennenlernen oder Ereignissen ausgesetzt sind, die wir nicht vorhergesehen oder geplant haben. Wenn man sich dies bewusst macht, beschleicht einen rasch das Gefühl, man sei mit seinem Schicksal (verstanden als «das, was dem Menschen widerfährt»<sup>9</sup>) Zufällen ausgeliefert.

### Wie mit dem Zufall umgehen?

Zufälliges Ausgeliefertsein ist nun kein absolut neuer, aber immer wieder neu irritierender Gedanke. Das Bewusstsein, dass sich der Einzelne in einer individuellen Lage oder aber als Teil einer massiv bedrohten Menschheit der jederzeit möglichen Auslöschung gegenüber sieht, ist schon schwer genug zu ertragen und wird daher von den meisten Menschen auch verdrängt. Noch schwerer aber ist es für viele Menschen auszuhalten, dass dies in einer erheblichen Masse nach dem Prinzip des Zufalls geschehen kann, wie die dramatischen Beispiele dieses Buches zeigen.

Wie können Menschen diese Erkenntnis bewältigen? Viele Menschen finden Trost in einem trotz allem ungebrochenen Glauben an das Vorhandensein höherer Sinngebungen, die sich uns Menschen bei solchen zufälligen Katastrophen eben nur unvollkommen erschliessen würden. Ist es aber wirklich tröstlicher, die in diesem Buch behandelten grossen Katastrophen und die vielen «kleineren» unseres persönlichen Lebens als vorbestimmt und damit unvermeidbar zu verstehen? Das muss der einzelne Mensch letztlich mit sich selbst ausmachen.

*Jedenfalls können oder wollen immer mehr Menschen sich mit dem Gedanken einer Vorherbestimmung nicht trösten lassen, da gerade durch solche Katastrophen wie z.B. die beiden Weltkriege mit ihren 72 Millionen Toten und den unsäglichen Konsequenzen auch für die Überlebenden der Glaube an eine vorherbestimmte Sinngebung verloren gegangen ist.*

In ihren Augen kommt es in erster Linie darauf an, aus solchen Ereignissen die notwendigen Lehren zu ziehen und auf dieser Basis für strukturelle Begrenzungen solcher «Zufälle» Sorge zu tragen. Im politischen Bereich sind dies z.B. Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Pressefreiheit, Völkerverständigung, Abrüstung, im gesellschaftlichen Bereich insbesondere Erziehung zur Humanität, Selbstverantwortung, Mitverantwortung, Zivilcourage.

Trotz aller Bemühungen wird in jedem Fall ein erhebliches «Restrisiko» bleiben – nicht nur bei den in diesem Buch geschilderten Katastrophen aus dem All. Hier bleibt dann nur die Konsequenz, jeden Tag des Lebens als wertvolles Geschenk des «Schicksals» zu sehen und zu nutzen. In diesem Sinne soll dieses Buch nicht nur aufrütteln, sondern auch ermuntern.

## **Zur Vorgehensweise des Verfassers**

Das Buch gliedert sich in vier Teile. Als erster Teil wurden zwei Episoden aus dem Kalten Krieg ausgewählt. Sie stehen aus zwei Gründen am Anfang des Buches: Zum einen beleuchten sie Situationen, wie sie auch heute jederzeit auftreten können. Sie werfen den Leser gewissermassen mitten hinein in die Gegenwart. Zum zweiten geben sie eine Vorstellung von dem grösstmöglichen Schaden, den der Zufall verursachen kann, nämlich die Auslöschung der gesamten Menschheit binnen weniger Tage oder Wochen.

Die nächsten beiden Teile knüpfen an den Ersten und Zweiten Weltkrieg an – als den bislang grössten von Menschen erlebten Katastrophen. Niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte hatte es Weltkriege gegeben. Wie dargestellt, hätte sie der Zufall verhindern oder – im Fall des Zweiten Weltkrieges – auch erheblich abkürzen können.

Der vierte und letzte Teil ist zufälligen Bedrohungen aus der Natur gewidmet. Neben den Auslöschungsvorgängen, die das irdische Leben in der Vergangenheit

erfahren hat, wird auch die Frage nach der künftigen Bedrohung der Menschen gestellt.

Jedem der vier Teile ist ein Einführungskapitel vorangestellt. Es liefert Informationen zur Ausgangssituation und zu den Akteuren. Dann folgen typischerweise szenische Darstellungen der Einwirkung des Zufalls. Sie werden jeweils ergänzt durch Zusatzinformationen nach dem Motto «Wie es dazu kam» oder «Was sonst noch passierte».

Ein besonderer Akzent bei der Frage «Wie es dazu kam» liegt auf der verhängnisvollen Rolle falscher Führungsentscheidungen.<sup>10</sup> Ausgehend von Erkenntnissen und Prinzipien der wissenschaftlichen Führungslehre werden Ziele, Instrumente und Abläufe von Führungsprozessen kritisch beleuchtet. Dabei wurde der Wert der im Buch angesprochenen Führungsgrundsätze und -prinzipien oftmals schon frühzeitig erkannt und – siehe die USA – nutzbar gemacht, auch wenn die heute verwendeten Begriffe andere sind. Hier werden Ansatzpunkte erkennbar, wie Spannungszustände (hätten) vermieden werden können, die den Hintergrund für die Zufallsepisoden darstellen.

*Aus diesen Hinweisen zur Vorgehensweise wird bereits ersichtlich,  
dass das Buch eine interdisziplinäre Herausforderung darstellt.*

Es kam darauf an, im Zusammenhang mit dem Zufall eine möglichst umfassende Perspektive auf das menschliche Leben – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – einzunehmen. Hierzu erschien die Einbeziehung beider Weltkriege, damit zusammenhängend der Führungslehre, der neueren nuklearen Bedrohung sowie der Bedrohungen aus der Natur sinnvoll. Die letztgenannte Thematik wiederum beinhaltet Bezüge sowohl zur Astronomie als auch zur Geologie und Biologie.

Konzeptionell ist eine mehrfache Zuordnung des Buches möglich. Vom Thema her gehört es zunächst in die Bereiche Geschichte und, im weiteren Sinne, Geschichtsphilosophie: Stehen sonst oft Einflussfaktoren der Geschichte wie z.B. Persönlichkeiten oder Strukturen im Blickfeld, wird hier nun ergänzend der Zufall als Einflussgröße betrachtet. Die Zufallsabhängigkeit wächst mit der Fehlerhaftigkeit der politischen Führungsprozesse, die zu einem unnötigen Spannungsaufbau führt.

Die Analyse der Führung Wilhelms II. und Adolf Hitlers mittels bestimmter Aspekte der Führungslehre ist daher geeignet, die historische Analyse zu vertiefen.

Das Buch möchte ein breiteres Publikum ansprechen und erreichen. Auch durch die interdisziplinäre Ausrichtung und die Quellenauswahl trägt es Züge von Wissenschaftsjournalismus. Neue Sichtweisen sollen eröffnet und grössere Zusammenhänge aufgezeigt werden, die im zunehmend spezialisierten Wissenschaftsbetrieb leicht verloren gehen können.<sup>11</sup>

Teil I

»Am Ende hatten wir einfach Glück«



Atompilz des Atombombenabwurfs auf Nagasaki am 9. August 1945

## 1.

### Am Rande eines Atomkrieges

Die meisten Menschen können – oder wollen – sich einen Atomkrieg nicht vorstellen. Wer die Bilder von Hiroshima gesehen hat, wird sie zu dieser Haltung beglückwünschen.

Der Ort der atomaren Detonation stellt sich nämlich dar als die Hölle auf Erden:<sup>12</sup> Der mehrere tausend Grad heisse Lichtblitz hinterlässt in Sekundenschnelle riesige Heerscharen erblindeter und ganz oder teilweise verkohlter Menschen. Für viele von ihnen könnte die Aussage gelten: Die Überlebenden beneiden die Toten. Soweit sie nicht sofort buchstäblich verdampft sind, noch leben und sich bewegen können, schleppen sie sich hilflos umher. Gleichzeitig werden unglaublich starke radioaktive Strahlen freigesetzt, denen die Menschen – je nach Abstand von «Ground Zero» – sofort oder nach Tagen, Wochen, Jahren und Jahrzehnten zum Opfer fallen. Den Rest erledigt die Druckwelle, die Menschen und Fahrzeuge durch die Luft wirbelt sowie Gebäude zum Einsturz bringt, unter denen Menschen begraben werden. Der von der Explosion aufgewirbelte radioaktive Staub schliesslich erreicht mit Wind und Regen als sogenannter «Fallout» auch Gegenden, die möglicherweise viele Tausend Kilometer entfernt sind.

Die Gesamtzahl der Toten hängt wesentlich von der Stärke der Kernwaffe ab. Um nur die Grössenordnung zu beleuchten: Atombomben der Stärke von Hiroshima (ca. 15 KT = Kilotonnen herkömmlichen Sprengstoffes) können 100.000 Menschen sofort töten und weitere 100.000 in den Jahren und Jahrzehnten danach.



Eine Wasserstoffbombe kann bis zu tausendmal stärker sein und – über einer Millionenstadt gezündet – sicherlich mühelos das Zehnfache an Verlusten bewirken. Dem Grauen sind buchstäblich keine Grenzen gesetzt.

Dabei betrachten wir hier «nur» eine einzige Kernwaffenexplosion. Will man sich auf die für die 60er-Jahre bekannt gewordenen Planungen und Studien beziehen, so war damals mit Hunderten von Kernexplosionen und bis zu 15 Millionen Toten allein in Deutschland zu rechnen.<sup>13</sup>

*Inwieweit Deutschland danach noch bewohnbar  
gewesen wäre, muss offenbleiben.*

Aber warum müssen wir uns heute überhaupt noch mit derartigen Szenarien befassen? Ist der Kalte Krieg nicht seit einem Vierteljahrhundert vorbei?

Das hätte man denken können und hat es in weiten Teilen der Öffentlichkeit auch getan – bis Anfang 2014. Im Zusammenhang mit der russischen Besetzung der Krim und der Unterstützung der Separatisten in der Ostukraine ist blitzartig deutlich geworden, dass der Kalte Krieg nicht ein für alle Mal der Vergangenheit angehört. Vielmehr sind auch heute noch – und wieder – Zuspitzungen möglich, wie sie nachfolgend in den Episoden des Kalten Krieges und des Ersten Weltkrieges geschildert werden. Und während bei der Kuba-Krise der Zufall als glücklicher in Erscheinung trat, spielten 1914 in Sarajevo böse Zufälle eine verhängnisvolle Rolle, die am Ende den Ausbruch des Ersten Weltkrieges mit begründeten.

Es lohnt sich daher doppelt, in einem knappen Überblick der historischen und der aktuellen Entwicklung des Ost-West-Verhältnisses nachzugehen, wie sie sich seit dem Zweiten Weltkrieg ergeben hat.

## **Beginn des Kalten Krieges**

Wenn man etwas genauer hinsieht, setzte der Kalte Krieg keineswegs plötzlich und auch nicht erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges ein. Es gab Vorstufen zu dieser Entwicklung, und die Auseinandersetzungen zwischen den Alliierten z.B. im Zusammenhang mit dem Warschauer Aufstand im August 1944 oder der Konferenz in

Jalta im Februar 1945 ist von kundigen Zeitgenossen und der Forschung längst in diesem Sinne interpretiert worden.<sup>14</sup>

Besonders aufschlussreich für diese Frage sind die Ausführungen von Averell Harriman, der zunächst Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin war, bevor er im Herbst 1943 den Posten des amerikanischen Botschafters in Moskau übernahm. Er kam dadurch in besonders engen Kontakt zu Stalin und Molotow und muss wohl als ein Experte für die Beurteilung des sich verändernden Ost-West-Verhältnisses angesehen werden.

Seine Ausführungen in diesem Punkt sind unmissverständlich: «Polen sollte der Prüfstein für das sowjetische Verhalten in der Nachkriegswelt werden».<sup>15</sup> Es gab eine ganze Reihe von Reibungspunkten, aber Polen hatte eine herausragende Bedeutung, zumal der Westen wegen Polen gegen Hitler angetreten war. Die westliche Forderung nach einem freien und demokratischen Polen stiess auf ein sowjetisches Verhalten, das grundlegende Unterschiede im Werte- und Zielsystem der Alliierten offenbarte.<sup>16</sup> Und Harriman stellt fest, dass dieses grundlegende Problem bereits seit Beginn seines Dienstantrittes in Moskau bestand. Insofern wäre das Offenkundig-Werden eines sich inhaltlich abzeichnenden Bruches im Ost-West-Verhältnis mindestens auf Ende 1943 vorzuverlegen.

Natürlich war aber während der ganzen Zeit des Krieges klar, dass es formal nicht zum tatsächlichen Bruch kommen sollte bzw. konnte, solange Deutschland nicht besiegt war. Die Auseinandersetzungen um die Unterstützung des Warschauer Aufstandes, der sich Stalin verweigerte, und um die Behandlung Osteuropas in Jalta sind da ebenfalls nur Menetekel an der Wand.

Erheblich deutlicher wurde die drohende Ost-West-Spaltung dann am 12. Mai 1945 von Churchill angesprochen, kaum dass der Krieg mit Deutschland beendet war. In einer Botschaft an den neuen amerikanischen Präsidenten, Harry S. Truman, spricht er von einem «Eisernen Vorhang», der in Europa niedergegangen sei, und verweist dabei auf das Szenario, dass russische Truppen in kürzester Zeit an die Nordsee und den Atlantik vordringen könnten, wenn sie wollten. Ein Jahr später wiederholte Churchill diese Gedanken auch öffentlich in seiner Rede in Fulton, USA.

Während Churchill zu jenem Zeitpunkt aber schon nicht mehr im Amt war, hatte die Rede Trumans am 12. März 1947 vor beiden Häusern des amerikanischen Kongresses grosses Gewicht. Er sprach vom notwendigen Kampf gegen totalitäre Regierungsformen und Kommunismus und machte damit vor aller Welt den Beginn des Kalten Krieges publik.

Die nächsten wichtigen Marksteine in dieser Auseinandersetzung waren die Berlinkrise 1948/49 und der Koreakrieg 1950-1953. In beiden Konflikten wurde auf westlicher Seite auch bereits die Option des Ersteinsatzes von Atomwaffen intensiv diskutiert. Sogar den Präventivkrieg gegen die Sowjetunion konnten sich einige US-Strategen vorstellen, solange diese atomar selbst noch nicht gerüstet war.

Wie die Entwicklung zwischen den Supermächten in der Hochphase des Kalten Krieges weiterging, lässt sich grob an den nachfolgenden Episoden ablesen. Sie verdeutlichen, wie nahe die Welt gelegentlich am Rande eines Atomkrieges laivierte. Es wird auch ersichtlich, welche psychologischen, politischen und rüstungstechnologischen Faktoren dabei eine Rolle gespielt haben.

### Die nukleare Drohung

Die nuklearen Waffen wurden auf beiden Seiten ständig weiterentwickelt. Dabei kam es einerseits zu den grössten Sprengköpfen von Dutzenden Megatonnen, andererseits aber auch zu tragbaren Raketenwerfern für den einzelnen Infanteristen. Von stationären Atomminen bis zu Raketen, die von getauchten U-Booten abgeschossen werden konnten, reichte das Spektrum des Schreckens. Heute geht man davon aus, dass die USA über etwa 7.000, Russland über etwa 8.000 nukleare Sprengköpfe verfügen.<sup>17</sup> Die Zahlen der anderen Atomkräfte liegen zwar weit darunter, haben aber dennoch eine hohe Brisanz. Ein Nuklearkonflikt im Nahen und Fernen Osten ist leider nicht unvorstellbar und würde – trotz kleinerer Zahlen an Waffen – immer noch eine verheerende Katastrophe bedeuten.

Seit Anfang 2014 sind die Ost-West-Spannungen neu aufgeflammt. Beide Seiten schieben sich gegenseitig die Schuld an dieser Entwicklung zu. Russland argumentiert, der Westen versuche eine immer weitere militärische Einkreisung Russ-

lands zu erreichen. Dies aber widerspreche zahlreichen Erklärungen zu Anfang der 90er-Jahre. Die Argumentation der westlichen Seite läuft darauf hinaus, dass freie Völker selbst bestimmen könnten, welchem Bündnis sie angehören wollten. Das Beispiel der Annexion der Krim zeige, dass Moskau Veränderungen der Grenzen sogar mit Gewalt betreibe.

Wenn man auf Dauer miteinander in Frieden leben will, muss sicherlich die Argumentation beider Seiten Berücksichtigung finden,

*Die im Folgenden dargestellten Episoden des Kalten Krieges wie auch des Beginns des Ersten Weltkrieges mahnen, dass auf dem Nährboden grosser Spannungen jederzeit unglückliche Entwicklungen möglich sind, die eigentlich niemand gewollt oder vorhergesehen hat.*

Im Atomzeitalter könnten solche Zufälligkeiten den Untergang der Menschheit bedeuten.

Geheime Karte der CIA, welche die Reichweiten der Atomraketen dokumentiert, die auf Kuba im Rahmen der Kubakrise stationiert wurden



## 2.

### 27. Oktober 1962

#### «Vielleicht hat der Krieg oben schon begonnen»

Kuba-Krise 1962: Seit knapp zwei Wochen haben sich die Spannungen zwischen den beiden Atommächten USA und Sowjetunion täglich verschärft, weil auf der Insel Kuba erstmals sowjetische Atomraketen entdeckt worden sind. Sie können das amerikanische Festland in Minuten erreichen. Die USA haben eine Seeblockade um Kuba errichtet; kein Schiff mit Kriegsgerät darf passieren. Da wird am 27. Oktober in den Gewässern um Kuba das sowjetische U-Boot B-59 unter dem Kommando Valentin Sawizkis von einem amerikanischen Zerstörer mit Wasserbomben angegriffen.<sup>18</sup> Die Besatzung wird von den Detonationen so sehr durchgeschüttelt und psychisch unter Druck gesetzt, dass die Offiziere den Einsatz der äussersten Mittel erwägen. Neben 21 konventionellen Torpedos verfügt B-59 über einen Nukleartorpedo, der fast die Sprengkraft der Hiroshimabombe hat. Der Kommandant lässt diesen Torpedo zum Abschuss vorbereiten.<sup>19</sup>

*«Vielleicht hat der Krieg oben schon begonnen.  
Wir werden sterben, aber wir werden alle mitnehmen.»*

Es folgt eine Beratung mit den übrigen Offizieren. Am Ende fällt die Entscheidung gegen den Einsatz des Nukleartorpedos.

Was bei einem atomaren Angriff des sowjetischen U-Bootes auf die vier US-Kriegsschiffe (drei Zerstörer und der Flugzeugträger «Randolph») als Folge zu erwarten gewesen wäre, liegt auf der Hand. Ein atomarer Schlagabtausch wäre so gut

wie unvermeidbar gewesen, zumal am gleichen Tag noch andere Zuspitzungen der Kuba-Krise erfolgten:<sup>20</sup>

- Zur Klärung der Frage, wie weit die Stationierung sowjetischer Raketen auf Kuba schon fortgeschritten war, hatte Präsident Kennedy am Vormittag einen weiteren U2-Aufklärungsflug über Kuba genehmigt. Dieses Flugzeug wurde von einer SAM-Raketenbatterie abgeschossen, wobei der Pilot ums Leben kam.
- Ebenfalls am Morgen schon war das Strategie Air Command in erhöhte Einsatzbereitschaft versetzt worden. Dies bedeutete u.a., dass sich 60 B52-Bomber mit jeweils vier Atombomben in der Luft für einen sofortigen Angriff auf die Sowjetunion bereithielten.
- Ohne Kenntnis des US-Militärs positionierten die Sowjets drei Cruise-Missiles mit Atomsprengköpfen gegen die amerikanische Basis Guantanamo.
- Was die Amerikaner ebenfalls nicht wussten: Zahlreiche sowjetische Mittelstreckenraketen auf Kuba mit gewaltigen atomaren Sprengköpfen waren an diesem Tag bereits einsatzbereit.
- Und schliesslich bedrängte Fidel Castro die Sowjets an diesem Tag, einen Atomschlag gegen die USA durchzuführen.

Auf diese Gesamtsituation kann die nachfolgende, oft zitierte Aussage des damaligen amerikanischen Verteidigungsministers McNamara am ehesten bezogen werden: «Am Ende hatten wir einfach Glück. Nur durch Glück wurde ein Atomkrieg verhindert. Wir standen so kurz (McNamara hält Daumen und Zeigefinger einen Millimeter auseinander) davor.»<sup>21</sup> Und Steininger formuliert: «Der [...] 27. Oktober 1962 hätte zum schwärzesten Tag in der Geschichte der Menschheit werden können.»<sup>22</sup>

Wenn man hier aus berufenem Mund erfährt, dass der Untergang der Menschheit – oder zumindest sehr grosser Teile davon – eine Frage des blossen Zufalls war, muss man zunächst einmal innehalten. Eine solche Erkenntnis ist schwer zu verarbeiten. Die spontane Reaktion der meisten Menschen wird man so ausdrücken können: Es kann doch nicht sein, dass sich das Leben auf der Erde in Jahrmilliarden, das menschliche Leben in Jahrmillionen und die menschliche Zivilisation in Jahr-

tausenden entwickelt hat, um dann in Sekunden aufgrund zufälliger Abläufe vernichtet zu werden. Der Planet Erde wird ganz oder in Teilen unbewohnbar, weil einige amerikanische und sowjetische Schiffsoffiziere die Konsequenzen ihres Handelns nicht übersehen oder ignoriert haben.

Wie man heute weiss, lag die Entscheidung über die Reaktion auf den Angriff mit Wasserbomben de facto tatsächlich bei dem Kommandanten des sowjetischen U-Bootes – immerhin war sein Funkkontakt zu Moskau unterbrochen.<sup>23</sup> An sich hätte er – so die gängige Vermutung – für den Einsatz seiner Torpedos Genehmigungen gebraucht: für die konventionellen seitens des Marine-Oberkommandos, für den nuklearen seitens des Verteidigungsministeriums. Da beides durch den Ausfall der Funkverbindung nicht möglich war, musste er allein entscheiden. Dabei gab es für den Einsatz des Nuklear-Torpedos eine zusätzliche Sicherheitsbarriere. Ein spezieller Sicherheitsoffizier war für die Bewachung des Nuklear-Torpedos zuständig; darüber hinaus mussten drei Personen gleichzeitig einen speziellen Code zur Freigabe des Abschusses eingeben.

Wir stossen hier auf ein erstes wichtiges Element zur Eindämmung verhängnisvoller Zufälle: Man muss möglichst mehrere strukturelle Beschränkungen einbauen, wie sie auch hier eingerichtet worden waren (Genehmigung per Funk, Sicherheitsoffizier, dreifache Code-Sicherung). Eine Sicherung allein genügt nicht, wie der Ausfall der Funkverbindung zeigt. Für den glücklichen Ausgang am Ende soll der Einspruch des zweiten Offiziers an Bord, Wasili Archipow, ausschlaggebend gewesen sein.<sup>24</sup>

Man kann nur hoffen, dass sowohl die amerikanische als auch die sowjetische Seite – und alle weiteren Atommächte – aus diesen Vorfällen alle notwendigen Konsequenzen zur Begrenzung von Zufällen gezogen haben. Sicher ist dies jedoch keineswegs, wie noch im dritten Kapitel dieses Buches deutlich werden wird.

Es gibt aber noch einen ganz anderen Aspekt, wie die Rolle von Zufälligkeiten der oben beschriebenen Art minimiert werden kann und muss. Geschichtliche Entwicklungen bahnen sich an; gefährliche Situationen entstehen nicht über Nacht. Erst wenn sich ein genügend grosses Gefahrenpotenzial aufgebaut hat, kann ein Funke genügen, die Explosion herbeizuführen. Instabile, aufgeladene politische oder militärische Situationen sind das Terrain, auf dem sich der Zufall besonders leicht aus-



wirken kann. Man könnte diese Faktoren als «Zufallsbeschleuniger» bezeichnen. Dies werden gerade die nachfolgenden Kapitel über den 26. September 1983 sowie den Ausbruch des Ersten Weltkrieges noch verdeutlichen. Aber auch in der Kuba-Krise hat dieser Aspekt eine wichtige Rolle gespielt.

*Erst durch den wechselseitigen Verlust an Vertrauen und Vabanquespiel einer Seite konnte die Situation des 27. Oktobers 1962 entstehen.*

Mehr noch: Schon auf dem Weg dahin war dem Zufall erneut immer wieder Tür und Tor geöffnet. Der Weg zum 27. Oktober sei daher ebenfalls kurz beleuchtet.<sup>25</sup>

## **Der Weg zum 27. Oktober 1962**

Die Insel Kuba war bis 1959 de facto ein Vorposten der USA; Wirtschaft, Politik und Leben auf Kuba standen unter massivem amerikanischem Einfluss. Daher war das amerikanische Entsetzen gross, als 1959 Fidel Castro die Herrschaft übernahm und – nicht ohne «Mitschuld» der USA – eine zunehmende Annäherung an die Sowjetunion vornahm. Frühzeitig schmiedete die US-Seite Pläne in Richtung Sabotage, Gegenputsch, Mordanschläge und militärische Invasion, die dann 1961 in der missglückten «Schweinebucht-Invasion» kulminierten.

Kuba hatte für beide Seiten im Kalten Krieg sowohl eine global-politische als auch militärstrategische Bedeutung. Global-politisch wurde Kuba zum sozialistischen Leuchtfeuer insbesondere für Mittel- und Südamerika. Militärstrategisch sah Chruschtschow die 1962 im Geheimen betriebene Stationierung von Atomraketen auf Kuba unter zwei Aspekten: Zum einen sollte sie die USA von einer erneuten Invasion abhalten, zum anderen fand sie direkt vor der Haustür des Gegners statt und bot so eine extrem kurze Vorwarnzeit – ähnlich wie nach Meinung Chruschtschows die US-Atomraketen in der Türkei zu sehen waren.

Am 15. Oktober zeigten US-Luftaufnahmen erstmals im Bau befindliche Raketenstellungen auf Kuba. Von Anfang an wurde von US-Seite die Option einer Invasion in Betracht gezogen – nicht wissend, dass Chruschtschow genau für diesen Fall

ein Dutzend atomarer Kurzstreckenraketen vorgesehen hatte, was also ebenfalls frühzeitig und höchstwahrscheinlich die Entfesselung eines atomaren Schlagabtausches bedeutet hätte. Einen solchen atomaren Schlagabtausch befürchtete Kennedy bereits am 19. Oktober auch für den Fall, dass die Sowjets als Reaktion auf eine Invasion Kubas gewaltsam gegen Berlin vorgehen würden. Am 23. Oktober diskutierte er mit seinen Beratern intensiv die Vorbereitung eines totalen Nuklearkrieges mit der Sowjetunion; man wolle dies zwar nicht, würde es aber im Zweifelsfall tun müssen.<sup>26</sup>

Ob also Invasion Kubas durch die USA oder Blockade bzw. Invasion West-Berlins durch die Sowjetunion – in jedem Fall war in diesen Tagen bereits das nukleare Inferno als Drohung sichtbar. Selbst für den Fall, dass (zunächst) nur ein US-Luftangriff auf Kuba erfolgen würde, wurde die Gefahr gesehen, dass die Sowjets noch Gelegenheit haben und nutzen würden, einige Atomraketen auf das amerikanische Festland abzuschicken. Auch die Seeblockade, für die sich Kennedy am Ende entschied, barg eine Reihe von Risiken, wie ja auch gerade der eingangs geschilderte Vorfall vom 27. Oktober zeigt. In der Woche zwischen dem 19. und dem 27. Oktober fanden fieberhafte Beratungen und diplomatische Bemühungen auf beiden Seiten statt, die dann am Ende die Katastrophe um Haaresbreite verhindern konnten.

Eine richtige und wichtige Konsequenz aus diesen Geschehnissen — aber auch aus den späteren Ereignissen vor dem 26. September 1983, auf die im nächsten Kapitel eingegangen wird – waren die Abrüstungsabkommen. Bereits 1963 kam es zum Abzug der amerikanischen Mittelstreckenraketen aus der Türkei, wie es Chruschtschow und Kennedy während der Kuba-Krise in einem geheimen Briefwechsel vereinbart hatten.<sup>27</sup> Eine deeskalierende Funktion kam auch der Einrichtung direkter Kommunikationsverbindungen zwischen den beiden grossen Machtzentren zu. Im Juni 1963 wurde das berühmte «Rote Telefon» in Betrieb genommen – zunächst über Fernschreiber, ab 1970 auch über Satellit.

Der Aufbau bedrohlicher Gefahrenpotenziale konnte dadurch zumindest abgeschwächt werden. Auch Gemeinschaftsprojekte wie die Internationale Raumstation ISS stellen vertrauensbildende und damit Katastrophen verhindernde Massnahmen

dar. Möglichst viele derartige Massnahmen geben dem Zufall keine so grosse Chance mehr und können in diesem Sinne als «Zufallsbarrieren» verstanden werden.

Man kann feststellen:

*Niemand wollte den atomaren Schlagabtausch. Erstand nichtsdestoweniger unmittelbar bevor. Wie die Zuspitzung an diesem Tag ausgehen würde, war völlig offen – für alle Beteiligten. Am Ende war es, wie der damalige*

### 3.

## 26. September 1983 Der vermeintliche Erstschlag der USA

1983: Der Kalte Krieg hat sich in den letzten Jahren durch eine Spirale wechselseitigen Misstrauens und beiderseitiger Eskalationen immer weiter zugespitzt und einen Höhepunkt der Spannungen erreicht. Insbesondere die Furcht vor einem atomaren US-Erstschlag beherrscht das Denken der Sowjets,<sup>28</sup> was naturgemäss mit einem unmittelbaren nuklearen Gegenschlag beantwortet werden soll. Da treffen am 26. September im Raketenfrühwarnsystem Serpuchow-15 nahe Moskau kurz nach Mitternacht Meldungen ein, amerikanische Langstreckenraketen seien im Anflug auf die Sowjetunion.<sup>29</sup> Diese Meldungen kommen aus einer Gruppe von sieben Aufklärungssatelliten, welche die US-Raketenabschussrampen überwachen.

Der diensthabende Offizier, Oberstleutnant Stanislaw Petrow, steht vor einer schweren Entscheidung. Als Erstes lässt er eine Reihe von Tests seiner Computersysteme durchführen, wobei sich ergibt, dass sie einwandfrei arbeiten.<sup>30</sup> Da er keine Fehlfunktionen am Satelliten oder am Computer entdecken kann, muss er im Grunde die übergeordneten Kommandozentralen alarmieren und dadurch die Einleitung notwendiger Gegenmassnahmen ermöglichen. Am Ende kann dieser Handlungsablauf einen nuklearen Schlagabtausch zur Folge haben. Der Alarm wiederholt sich mehrfach, das Lagebild von fünf Interkontinentalraketen mit jeweils bis zu zehn

Atomsprengeköpfen, die auf die Sowjetunion zurasen, festigt sich. Es bleiben etwa 15 Minuten bis zum Einschlag.

Petrow entscheidet, dass es ein Fehlalarm sein muss, und ignoriert die Angriffsmeldung. Bedenkt man, was für die Sowjetunion in dieser Situation auf dem Spiel steht und welche rigiden Anforderungen totalitäre Systeme an den Gehorsam bzw. das «Funktionieren» ihrer Befehlsempfänger haben, ist dies für den Oberstleutnant auch persönlich eine höchst riskante Entscheidung. Erst recht zeigt diese Situation aber das Risiko eines «zufällig» ausgelösten atomaren Schlagabtausches zwischen den Supermächten.

Die näheren Umstände dieser hochgefährlichen Situation wurden naturgemäss erst viel später im Westen bekannt und ergaben folgendes Bild: Der Grund für die Einschätzung als Fehlalarm lag zum einen in dem Umstand, dass zuerst eine Rakete, später noch einmal fünf Raketen im Anflug gemeldet worden waren. Dies widersprach der sowjetischen Annahme, ein US-Angriff werde einen Massenstart von Atomraketen beinhalten. Allerdings konnte Petrow nicht ausschliessen, dass es sich um einen sogenannten «Enthauptungsschlag» handelte, mit dem zunächst nur die oberste zivile und militärische Führung in Moskau ausgeschaltet werden sollte.

Der zweite Grund lag darin, dass das sowjetische Frühwarnsystem erst im Jahr zuvor in Dienst gestellt worden war und von Petrow als nicht sehr zuverlässig eingeschätzt wurde. In der Tat wird heute davon ausgegangen, dass die untergehende Sonne bestimmte Wolkenformationen über dem amerikanischen Mittleren Westen so anstrahlte, dass dies vom Computer mit dem Antrieb einer startenden Rakete verwechselt wurde.

Sechs Wochen später – am 8./9. November 1983 – kommt es auf sowjetischen Militärflugplätzen in der DDR zu folgender Szene:<sup>31</sup>

*Sowjetische Kampfpiloten sitzen startbereit mit laufenden Triebwerken in ihren Düsenflugzeugen, die soeben mit Atombomben beladen worden sind. Sie warten auf den Startbefehl in Richtung auf Ziele in Westdeutschland, die sie in wenigen Minuten erreichen können.*

Der Anlass wird noch an späterer Stelle dargestellt. Auch hier stand die Menschheit offensichtlich am Rand eines atomaren Schlagabtausches; da – wie später aufge-

klärt werden konnte – in Wirklichkeit keine Seite den Angriff geplant hatte, war offensichtlich erneut dem Zufall als Bestimmungsfaktor Tür und Tor geöffnet.

Wie kam es zu diesen beiden Grenzsituationen? Welche «Zufallsbeschleuniger» waren im Vorfeld dieser Ereignisse am Werk?

### Zur Vorgeschichte: Die Entwicklung bis 1983

Wir beginnen unsere Betrachtungen im Jahr 1979. Zwei Ereignisse am Ende dieses Jahres prägten die weitere Entwicklung: der NATO-Doppelbeschluss und der Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan. Nachdem die Sowjetunion ihre Mittelstreckenraketen in Osteuropa in Gestalt der SS20 modernisiert hatte, beschloss die NATO im Gegenzug ebenfalls die Aufstellung entsprechend modernisierter Raketen (Pershing II) und von Cruise-Missiles. Im gleichen Monat Dezember erfolgte der Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan.

Im März 1983 kam es zu der weltweit aufsehenerregenden Äusserung des US-Präsidenten Reagan, die Sowjetunion sei das «Reich des Bösen». Gleichzeitig initiierte er das SDI-Programm, das eine immense Aufrüstung vorsah und zum Ziel hatte, feindliche Atomraketen abzuwehren. Ein Atomkrieg musste damit nicht mehr zwangsläufig den Untergang der USA bedeuten.<sup>32</sup> Im Gegenteil schien nunmehr ein «Sieg» für die USA in einem solchen Krieg möglich. Die Sowjetunion interpretierte dies so, dass damit der Atomkrieg für die USA eine reale Option werden würde. Darüber hinaus wäre für die USA sogar die Führung eines Erstschlages aussichtsreich gewesen – erst recht unter Heranziehung auch der mittlerweile aufgestellten Mittelstreckenraketen und Cruise-Missiles in Westeuropa.

Vor diesem Hintergrund muss das sowjetische Programm «Rjan» gesehen werden.<sup>33</sup> Es handelte sich dabei um ein gross angelegtes Konzept der Aufklärung gegnerischer Angriffsvorbereitungen. Solche Vorbereitungen würden eine Vielzahl von Aktivitäten in den Bereichen Politik, Wirtschaft und Militär beinhalten. Die KGB-Residenturen in den westlichen Staaten bekamen die Aufgabe, derartige mögliche Aktivitäten gezielt und permanent zu erfassen und auszuwerten. Und weil dies von

ihnen erwartet wurde, kam es zu einer Vielzahl übertrieben alarmistischer Meldungen an die KGB-Zentrale.

Infolge der immer weiter beförderten Paranoia mit Blick auf einen US-Erstschlag kam es bereits am 1. September 1983 – also gut drei Wochen vor dem oben geschilderten Fehlalarm – zu einem dramatischen Zwischenfall im Kalten Krieg.<sup>34</sup> Sowjetische Abfangjäger schossen ein koreanisches Passagierflugzeug vom Typ Boeing 747 ab, das von der vorgesehenen Route abgekommen und in den Luftraum der UdSSR eingedrungen war. 246 Passagiere und 23 Besatzungsmitglieder starben.

Später stellte sich heraus, dass das sowjetische Militär im Glauben gehandelt hatte, es handle sich um ein US-Spionageflugzeug. Zu dieser Annahme hatten drei Faktoren beigetragen. Zum einen war in der Nacht zuvor tatsächlich ein US-Aufklärungsflugzeug entlang der sowjetischen Ostgrenze patrouilliert; es handelte sich um eine umgebaute Boeing 707. Zum zweiten war eine Verwechslung beider Boeing-Flugzeugtypen bei Dunkelheit durchaus möglich. Zum dritten flog die Maschine mit direktem Kurs auf die Stadt Wladiwostok zu, deren Marinebasis ein interessantes Spionageziel darstellte.

Die oben bereits beschriebene Beladung startbereiter sowjetischer Düsenbomber mit Atomwaffen am 8./9. November 1983 erklärt sich ebenfalls aus einem Verdachtsirrtum der Sowjets heraus.<sup>35</sup> Vom 2. bis 11. November führte die NATO das Stabsmanöver «Arble Archer» durch. Dabei ging es insbesondere auch um die Erprobung der FreigabeprozEDUREN von Atomwaffen. Die Sowjets sahen dieses Manöver als eine hervorragende Tarnkulisse für einen tatsächlich beabsichtigten atomaren Erstschatz an, zumal im Rahmen des genannten Programms «Rjan» entsprechende Berichte aus dem westlichen Ausland in der KGB-Zentrale einliefen. Diese Befürchtungen erreichten am 8./9. November ihren Höhepunkt und führten daher auf Stützpunkten in verschiedenen Ländern des Warschauer Paktes entsprechend zu höchster Alarmbereitschaft.

Durch solche «Zufallsbeschleuniger» und das Fehlen entsprechender «Zufallsbarrieren» ist es im Kalten Krieg zu einer Vielzahl weiterer dramatischer Situationen gekommen, in denen nur ein «glücklicher Zufall» jeweils Schlimmeres verhindert hat.<sup>36</sup> Es bleibt zu hoffen, dass ähnliche Zuspitzungen, wie sie auch unter Be-

teiligung anderer Atommächte (China, Indien, Pakistan, Israel usw.) auftreten können, für die Zukunft vermieden werden können.

Für Deutschland jedenfalls ist das atomare Szenario schon oft beschrieben worden – damals in der Perspektive von Westdeutschland im Kalten Krieg:<sup>37</sup> Schon bei einem Einsatz von 20 Atomsprengköpfen mit jeweils zwei Megatonnen gegen 20 Grossstädte wären etwa 15 Millionen Menschen getötet oder verletzt worden. In der sowjetischen Grossübung «Buria» von 1961 waren schon im Rahmen eines präemptiven nuklearen Erstschlages 422 Kernwaffeneinsätze auf westdeutschem Gebiet vorgesehen.<sup>38</sup>

Wie bereits bei der Kuba-Krise kann man als Fazit auch für den 26. September 1983 festhalten: Niemand wollte den Atomkrieg. Allerdings stand er in jenen Wochen mehrfach kurz vor dem Ausbruch. Auch hier war es ein glücklicher Zufall, dass dies nicht geschah.



## Teil II

War der Erste Weltkrieg unvermeidlich?



Zwei australische Soldaten in der Nähe der westflämischen Stadt Ypern, Fotografie vom 29. Oktober 1917

## 4.

### Zur Bewusstseinslage der Herrschenden

Der Erste Weltkrieg wird oftmals als die «Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts» bezeichnet.<sup>39</sup> Damit soll ausgedrückt werden, dass er – über seine eigene Zerstörungskraft hinaus – auch den Weg hin zu vielen anderen Gräueln des 20. Jahrhunderts, insbesondere auch zum Zweiten Weltkrieg, mit bereitet hat. Ähnliches besagt auch die Formulierung Churchills vom Einstieg in den «30-jährigen Krieg».<sup>40</sup> Umso wichtiger erscheint es, der Frage nachzugehen, ob dieser Krieg unvermeidlich war und was zu seinem Ausbruch geführt hat. War es z.B. Kriegslüsterheit bestimmter Länder oder Personen, die letztlich nur einen Anlass bzw. Vorwand suchten, endlich loszuschlagen?

Natürlich hat es nach dem Ende des Ersten Weltkrieges nicht an wechselseitigen Beschuldigungen dieser Art gefehlt. Angesichts der immensen Opfer der Völker ist dies nur zu verständlich. Und am Ende haben die Siegermächte des Ersten Weltkrieges auch der Versuchung nicht widerstanden, eine einseitige Schuldzuweisung und entsprechend drakonische Bestrafung vorzunehmen.

Im Abstand von 100 Jahren und mit der wohlthuenden Erfahrung eines friedlichen und vereinten Europas ist die Betrachtungsweise heute abgewogener. Es besteht auf allen Seiten die Bereitschaft, Fehler und Verkettungen unglücklicher Umstände einzuräumen. Das spiegelt sich z.B. auch in einigen zuletzt erschienenen wissenschaftlichen Werken zum Ersten Weltkrieg wider. Sowohl Christopher Clark als auch Herfried Münkler zeichnen ein Bild, in dem die eine Grossmacht, die den

Krieg wirklich wollte und allein verursachte, nicht zu finden ist.<sup>41</sup> Statt Kriegslüsterheit besteht bei den Herrschenden nach Meinung von Clark eher eine Bewusstseinslage, die er zusammenfassend in seinem Buchtitel «Die Schlafwandler» auf den Punkt bringt. Es ist daher notwendig, die Akteure und ihr Handeln etwas näher zu betrachten.

## Die Monarchen

Zunächst einmal soll auf den für jene Epoche charakteristischen Umstand eingegangen werden, dass fünf der sechs wichtigsten Mächte sowie zahlreiche Balkanstaaten Monarchien waren.<sup>42</sup> Nicht nur formal mussten somit alle politischen Akteure im In- und Ausland die — in den einzelnen Ländern unterschiedlich starke — Position der Monarchen und ihre Persönlichkeit in ihr Kalkül mit einbeziehen. Dies galt, wie noch weiter deutlich werden wird, in ganz spezieller Weise für die Position und Persönlichkeit von Wilhelm II.

Dabei schufen dynastische Netzwerke gewissermassen eine zusätzliche Kommunikationsebene zwischen den Staaten. In besonderem Masse war dies bei dem europäischen «Spitzen-Trio» der drei kaiserlichen Vettern, das eng miteinander verwandt war, der Fall. Kaiser Wilhelm II., König Georg V. und die Frau von Zar Nikolaus hatten Königin Viktoria als gemeinsame Grossmutter. Daneben waren Georg und Nikolaus über dänische, Wilhelm und Nikolaus über russische Vorfahren verwandt. Und wie bei Verwandten üblich, hatte man seit Kindheitstagen einen hohen Grad an Vertrautheit, der sich auch später in der persönlichen Anrede als «Willy», «Georgie» und «Nicky» ausdrückte.

Diese Vertrautheit spiegelt sich erstaunlicherweise sogar noch in einer Korrespondenz wenige Tage vor Kriegsausbruch wider. Am 29. Juli hatte Zar Nikolaus Kaiser Wilhelm um ein Eingreifen in letzter Stunde gebeten, um den Krieg noch abzuwenden. Daran schloss sich ein Austausch mehrerer Telegramme zwischen beiden Monarchen bis zum 1. August an. Selbst in dieser angespannten Situation tauchen am Schluss der Briefe noch Formulierungen wie «Your very sincere and devoted friend and cousin Willy» sowie «Your loving Nicky» auf.

Aber auch die zahlreichen Gespräche und Begegnungen der Monarchen waren geeignet, zumindest nach aussen hin ein Bild verwandtschaftlicher Vertrautheit und Verbundenheit zu vermitteln. Zwei gute Beispiele mögen in diesem Zusammenhang zur Verdeutlichung dienen. Das erste ist jenes berühmte Familienfoto, welches 1894 anlässlich einer Hochzeit in Coburg aufgenommen worden ist: in der Mitte die britische Königin und Kaiserin von Indien, Victoria, als «Grossmutter Europas», um sie herum – neben vielen anderen Verwandten – Kaiser Wilhelm, der spätere König Eduard VII. und der spätere Zar Nikolaus mit Frau. Das zweite betrifft ebenfalls eine Hochzeit, nämlich die der einzigen Tochter Wilhelms, Viktoria Luise, mit dem Weifenprinzen Ernst August. Aus diesem Anlass versammelte sich der europäische Hochadel am 24. Mai 1913 in Berlin. Hier trafen die drei Monarchen mit ihren Frauen ein letztes Mal in einem festlichen Rahmen mit Bällen, Aufmärschen usw. zusammen. Zur Feier des Tages trug Wilhelm II. eine britische, Georg V. eine preussische Paradeuniform.<sup>43</sup> Wohl niemand hätte sich vorstellen können, dass diese Monarchen gut ein Jahr später einen Krieg gegeneinander führen würden, der 17 Millionen das Leben kosten sollte und an dessen Ende Zar Nikolaus mit seiner Familie ermordet und Kaiser Wilhelm ins Exil verbannt sein würden.

Wie aber stand es nun um den effektiven Einfluss dieser Monarchen im Allgemeinen und Wilhelms II. im Besonderen auf die Politik vor dem Ersten Weltkrieg? Hierzu liefert vor allem das neue Werk von Christopher Clark interessante Aussagen.<sup>44</sup>

Zunächst einmal war aufgrund der formalen Regierungsform die Einflussmöglichkeit des Zaren höher als die von Georg V; der deutsche Kaiser nahm eine Zwischenstellung ein. Es kamen aber ein starkes persönliches Element sowie Schwankungen der Einflussnahme hinzu, was speziell am Beispiel Wilhelms noch verdeutlicht werden soll. «Ihre Präsenz schuf eine dauerhafte Ungewissheit in der Frage, wo nun genau der Dreh- und Angelpunkt des Entscheidungsprozesses zu suchen war. So gesehen konnten Könige und Kaiser zu einer Quelle der Verschleierung in den internationalen Beziehungen werden.»<sup>45</sup> Insgesamt wird der Einfluss der Monarchen auf die faktisch betriebene Politik zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ge-

ring angesehen.<sup>46</sup> Im Folgenden soll hierzu die Person Wilhelms II. jedoch näher betrachtet werden.

## Wilhelm II.

Es lohnt sich, die Persönlichkeit und Einflussnahme Wilhelms II. etwas genauer zu beleuchten. Er gilt als der umstrittenste unter den drei Vettern. Hervorgehoben wird etwa seine Unausgewogenheit. Sie äusserte sich einmal in einer Sprunghaftigkeit, die ihn zwischen Drohgebärden und Rückzugsgefechten hin und her schwanken liess. Dass seine Umgebung lernte, dies einzukalkulieren, könnte manches erklären, was ansonsten in der Episode des 28. Juli unverständlich bleiben müsste. Unausgewogenheit zeigte sich aber auch in Wilhelms Überschwänglichkeit. Seinen Stil empfanden viele als unangemessen und unreif. Eine dritte Form der Unausgewogenheit waren seine Empfindlichkeit, Grosstuerei und Inszenierungssucht.<sup>47</sup> Er entwickelte schnell Gefühle der Zurücksetzung, fand Gefallen an bis zu sechsmaligem Uniformwechsel an einem Tag. Derartiges kann natürlich unschwer als Teil von Kompensationsbemühungen wegen seines unterentwickelten linken Arms verstanden werden.

John C. G. Röhl richtet in seiner Biografie immer wieder den Fokus auf das sogenannte «persönliche Regiment» des Kaisers.<sup>48</sup> Damit wird eine ausgeprägt autokratische Form der Einflussnahme Wilhelms auf alle Politiker und Diplomaten bezeichnet, von denen er ein bestimmtes Verhalten erwartete. Typische Klage eines Betroffenen:

*«Der Monarch dulde keine selbständige Meinungsäusserung und gewöhne jedem in seiner Nähe das Widersprechen systematisch ab».*<sup>49</sup>

Dazu wolle der Kaiser alles selbst machen und mische sich überall ein. Konsequenzen waren unwürdige Gängelung, Liebedienerei, Günstlingswirtschaft und die Entmachtung der zuständigen Organe. Diese mutierten zu blossen Ausführungsgehilfen des höchstherrschaftlichen Willens.

Es gab jeweils zwei Alternativen: Entweder lagen die Willensentschlüssungen des Monarchen schon so fest, dass die Minister und Staatssekretäre sie nur resignierend entgegennehmen konnten. Oder aber Wilhelm zeigte sich als ausgeprägter Ge-

fühls- und Augenblicksmensch, was einer rational nüchternen Handlungsweise naturgemäss entgegenstand. In diesem Zusammenhang wurde die Enttäuschung artikuliert, «dass keine Wendung eintritt vom jungen, impulsiven Herrn zum reifen, ernststen, zielbewussten.»<sup>50</sup>

Wilhelm fühlte sich dabei in besonderem Masse dazu aufgerufen, die Aussenpolitik im Allgemeinen zu bestimmen, Begegnungen mit anderen Monarchen abzuhalten und die Korrespondenz mit ihnen zu pflegen. Und obwohl er dabei oft die zuständigen Organe umging oder sich über ihre Meinung selbstherrlich hinwegsetzte, glaubte er, damit den Interessen des Landes zu dienen. Damit aber prägte er entscheidend das Bild, das Deutschland der Welt bot – «wer verkörperte die beunruhigenden Aspekte der deutschen Aussenpolitik (ihre Schwankungen, die fehlende Ausrichtung und frustrierten Ambitionen) besser als der fieberhafte, taktlose, zu Panik neigende und herrische Kaiser Wilhelm II?»<sup>51</sup>

## Zur Interessenlage der Grossmächte

Wovon wurde die europäische Politik vor dem Ersten Weltkrieg inhaltlich bestimmt? Worin lagen die Interessen der Länder? Und was führte am Ende zur Katastrophe?

Relativ klar erscheint die Position Frankreichs.<sup>52</sup> Der Sieg Deutschlands von 1870 und der damit verbundene Verlust Elsass-Lothringens machten die Eindämmung Deutschlands zum Hauptziel der französischen Aussenpolitik. Als möglicher Verbündeter hierfür bot sich Russland insofern an, als dadurch eine Zwei-Fronten-Stellung Deutschlands konstituiert werden konnte. Bedeutsamster Exponent dieser Denkrichtung war Poincaré, der selbst aus Lothringen stammte.

Russland verfolgte hauptsächlich Interessen im Bereich der Dardanellen und des Balkans.<sup>53</sup> Durch die Länder, auf die es dort jeweils traf und die als deutschorientiert galten, nämlich die Türkei und Österreich-Ungarn, war ein möglicher Konflikt mit Deutschland vorgezeichnet. Die Kooperation mit Frankreich bot sich also auch aus russischer Sicht an.

Grossbritannien setzte seine Prioritäten klar zugunsten einer Stabilisierung seines weltweiten Empire.<sup>54</sup> Damit stand aber auch der Ausgleich mit Frankreich und

Russland im Vordergrund seines Interesses, da, was das Empire betraf, mehr neutralistische Punkte mit diesen Ländern zu beachten waren. In Europa ging es um die Aufrechterhaltung eines Kräftegleichgewichtes, und hier zeigte sich Grossbritannien in zweierlei Hinsicht irritiert. Einmal wurde das deutsche Auftreten, das der Kaiser – wie schon angedeutet – in nicht unerheblichem Masse selbst prägte, als provokativ empfunden. Dabei spielte das Flottenprogramm keineswegs die allein ausschlaggebende Rolle. Zweitens aber war es die objektiv feststellbare wirtschaftliche und technologische Dynamik des aufstrebenden Deutschlands, die Abstiegsängste weckte. Immerhin hatte Deutschland vor dem Krieg Grossbritannien vom Platz des zweitgrössten Industrieproduzenten verdrängt.

Und wie stand es mit Deutschland selbst?

*Vor allem hatte Deutschland versäumt, die vorgenannten Entwicklungen im europäischen Staaten- und Bündnissystem rechtzeitig zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren.<sup>55</sup>*

Das Hauptziel in der Ära Bismarcks, nämlich die Verhinderung einer feindlichen Koalition der Grossmächte, war verfehlt worden. Stattdessen sah man sich nun einer Gefahr der «Einkreisung» gegenüber.

In dieser Situation verfolgte Deutschland eine Politik der militärischen Stärke. Dabei rückte immer mehr die Besorgnis in den Vordergrund, dass die militärische Stärke der potenziellen Gegner Deutschlands – insbesondere Russlands — noch schneller wachsen könne. Die Folgerung vieler Militärs, insbesondere des Generalstabschefs Helmuth von Moltke, lautete: Wenn sich ein Krieg längerfristig ohnehin nicht vermeiden liess, dann sollte er möglichst bald geführt werden. Diese Einstellung steigerte sich bei Moltke bis zur Befürwortung eines Präventivkrieges, was der Kaiser aber ablehnte. Dass die Politik der Stärke ihrerseits erst recht dazu beitragen sollte, die gegnerische Koalition gegen ein Übergewicht Deutschlands in Europa zu schmieden, war nicht hinreichend berücksichtigt worden.



## Führungsdefizite Wilhelms II.

Angesichts dieser Lage könnte es aufschlussreich sein, die Art der Führung, wie sie Wilhelm II. praktizierte, im Licht der Erkenntnisse aus der heutigen Führungslehre zu analysieren. Hier sind mehrere Klarstellungen erforderlich.

Als Erstes geht es um die generelle Sinnhaftigkeit einer Ex-post-Analyse von Führungsprozessen der Vergangenheit. Bekanntlich ist man im Nachhinein «immer klüger». Dieser Einwand hindert aber die Geschichtswissenschaft keineswegs an der Analyse historischer Ereignisse und Prozesse und an der Herausarbeitung von «Fehlern». «Historisches Wissen beruht auf der Synthese von historischen mit ‚aktuellen‘ Kenntnissen.»<sup>56</sup> Die Untersuchung der Führungsprozesse fördert Fehler zutage, die mit falschen Zielen und Methoden dieser Prozesse zu tun haben und daher sowohl Gegenstand der Erklärung von Geschichte als auch Anknüpfungspunkt des Lernens sein sollten.

Zum Zweiten geht es um die Frage, ob die Massstäbe heutiger Führungslehren in gewissem Sinne inadäquat sind, weil sie über das damalige Wissen hinausgehen. Der Leser kann sich im Folgenden selbst ein Urteil bilden, ob dies zutrifft. Nach Meinung des Verfassers sind die konkret angesprochenen Führungsdefizite derart eklatant, dass sie auch schon damals bei fachkundigen Entscheidungsträgern auf Kritik und Ablehnung stossen mussten. Es war nämlich auch bei Systemen, die – wie etwa das Militär – auf dem Prinzip von «Befehl und Gehorsam» basierten, üblich, Berater bzw. Stäbe zu haben. Ob man deren Meinung aber beachtete, war schon zu allen Zeiten eine Frage des individuellen Führungsstils. Selbst in unseren Tagen begegnet man beispielsweise in Unternehmen «autoritären Führungsstilen».<sup>57</sup> Dass es im Übrigen heute eine andere Begrifflichkeit, theoretische Einordnung und empirische Fundierung gibt, ist selbstverständlich.

Die im Folgenden zugrunde gelegte eigene Führungskonzeption basiert auf der Systemtheorie und weist damit ein relativ hohes Anwendungspotenzial auch für Bereiche ausserhalb der Wirtschaft auf.<sup>58</sup> Zwischen den Führungssystemen der Wirtschaft, der Politik und der Gesellschaft besteht ohnehin ein relativ enger Zusammenhang. Dieser gründet auf der hierarchischen Kaskade und normativen Kraft der

Wertesysteme.<sup>59</sup> Der Verfasser hat auf dieser Basis bereits vor langen Jahren damit begonnen, Werte- und Anreizsysteme auch in den Bereichen Politik, Gesellschaft, Schule und Hochschule zu analysieren und Führungsdefekte zu systematisieren.<sup>60</sup>

Die nachstehend behandelten Führungsdefizite Wilhelms II. waren derart offensichtlich, dass ein Scheitern in der längerfristigen Perspektive immer im Raum stand. Dies hat in erster Linie mit der Wahl des richtigen Oberziels (dazu siehe unten) der Führung Wilhelms II, aber auch mit den unprofessionellen Führungsmethoden zu tun. Beide Aspekte einer «Führungslehre» sind sowohl bei Entscheidungsprozessen in der Wirtschaft als auch bei Führungsprozessen in der Politik von grundlegender Bedeutung für die Qualität einer Führung.<sup>61</sup>

Die geopolitische Lage Deutschlands in der Mitte Europas hätte ein ganz besonderes politisches Geschick erfordert.<sup>62</sup> Das aussenpolitische Oberziel hätte in einer Vertrauensbildung gegenüber den Nachbarn liegen müssen. Aus diesem Oberziel wären Kooperation und massvolles Auftreten abzuleiten gewesen. Die klare Ausrichtung an Prinzipien, die in der systemorientierten Führungslehre als «Harmonisation eines Systems mit seinen Umsystemen» verstanden werden<sup>63</sup>, hat es jedoch nicht gegeben. Im Gegenteil wurden durch eine Politik der Stärke Misstrauen und Ängste geschürt.

Die Persönlichkeit und das Auftreten Wilhelms II. verstärkten dies noch. Hinzu kamen die Wirkungen seines «persönlichen Regiments»: Ein guter Führungsprozess zeichnet sich durch die Institutionalisierung des Hinterfragens und dess konstruktiven Widerspruches aus. In der Führungslehre spricht man heute von der Notwendigkeit einer «Reflexion», d.h. des kritischen Hin-und-her-Wendens von Vorschlägen.<sup>64</sup> In einer demokratischen Führungskultur wird dies zu einem Teil institutionell erzwungen. Kluge «Herrscher» bzw. «Vorgesetzte» sehen die Sinnhaftigkeit auch ohne Druck ein. Bei Wilhelm II. war beides nicht der Fall. Durch Erzwingen von Liebedienerei wurde jedes Hinterfragen schon im Ansatz unterbunden.

Ebenso fehlte eine «strategische Mentalität» zur frühzeitigen Erfassung und Risikobewertung «schwacher Signale», die schon ab 1900 die für Deutschland bedrohliche Entwicklung des Spannungsaufbaus hätte erfassen und artikulieren kön-

nen. Diese «strategische Früherkennung» und «Risikobewertung» hätte dann z.B. auch die Drohung eines möglichen Kriegseintrittes der USA angemessener einbeziehen und entsprechende Folgerungen ziehen müssen. In der heutigen Führungslehre gehört dies zur «Fundierung» von Entscheidungen.<sup>65</sup>

Neben mangelnder Reflexion und Fundierung von Entscheidungen fehlte aber auch die «Führungsentlastung».<sup>66</sup> Wilhelm II. delegierte nicht, wollte alles selber machen und mischte sich überall ein. Damit überforderte er sich nicht nur, sondern wurde den Aufgaben auch nicht gerecht.

In Anlehnung an Münkler könnte man dem Kaiserreich zudem eine Vernachlässigung strategisch-politischer Professionalität zugunsten militärtaktischer Professionalität attestieren. Auf den damit zusammenhängenden immer stärkeren Verlust des Primates der Politik gegenüber dem Militär kann hier nur verwiesen, aber nicht näher eingegangen werden.<sup>67</sup>

Alle Führungsfehler zusammen – Politik der Stärke, Auftreten des Kaisers, Unterverbinden von Reflexion, Fehlen strategischer Mentalität, mangelnde Entscheidungsfundierung und Führungsentlastung, Dominanz des Militärs – haben zum Spannungsaufbau in Europa vor dem Ersten Weltkrieg beigetragen. In einer angespannten Situation aber – hier ist oft die Rede von dem berüchtigten «Pulverfass» – wächst auch die Zufallsabhängigkeit.

Die vorstehend aufgezeigten Gegensätze zwischen den damaligen Grossmächten in Europa gehören zu den Tatbeständen, die Münkler als «lange Wege» bezeichnet.<sup>68</sup> Sie haben etwas mit den tiefer liegenden Ursachen zu tun, die längerfristig zu einer ungünstigen Konstellation führten. Die «kurzen Wege» konzentrieren sich auf Verhaltensweisen in einer akuten Krise, wie sie in den nachfolgenden Episoden noch angesprochen werden sollen.

Diese ungünstige Konstellation im Jahr 1914 musste keinesfalls unvermeidlich in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges führen.<sup>69</sup> Es gab nämlich keine Grossmacht, die den Krieg wirklich wollte.

Aber es gab die «Schlafwandler». Deren einprägsamste Kennzeichnung liefert das Bild von den Akteuren, «die mit nachtwandlerischer Sicherheit lange auf einem Seil über einen Abgrund balancieren, bis die Balance jäh zusammenbricht.»<sup>70</sup>



Der österreichische Kronprinz Franz Ferdinand mit Ehefrau Sophie  
am 28. Juni 1914, wenige Minuten vor dem Attentat

## 5.

### 28. Juni 1914 Sarajewo hätte nicht stattfinden müssen

Nicht immer offenbart sich der Zufall als «glücklich», wie es in den beiden vorangegangenen Beispielen aus dem Kalten Krieg der Fall war. Der Erste Weltkrieg hat ja tatsächlich stattgefunden, wobei eine nach wie vor diskutierte zentrale Frage ist, ob dies zwangsläufig so kommen musste oder ob andere Verläufe möglich gewesen wären. Darauf wird weiter unten noch eingegangen.

Vor allem zwei besonders inhaltsschwere Tage vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges markieren Schicksalsmomente – mit tragischem Ausgang: der 28. Juli 1914 als Datum eines späten Versuches zur Verhinderung des Kriegsausbruches sowie – einen Monat zuvor – der 28. Juni als Tag des Attentates von Sarajewo. An diesem Tag fielen der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau in Sarajewo einem Attentat zum Opfer. Münkler schreibt dazu in seinem Standardwerk über den Ersten Weltkrieg: «Tatsächlich hatte der Zufall am 28. Juni 1914 in Sarajewo gleich mehrfach seine Hand im Spiel»<sup>71</sup>. Betrachten wir also den Ablauf dieses Tages:<sup>72</sup>

Das Erzherzogspaar besuchte an ihm die Hauptstadt der von Österreich-Ungarn sechs Jahre zuvor annektierten Region Bosnien-Herzegowina. Gegen diese Annexion hatte es sowohl von dem grossen serbischen Bevölkerungsteil als auch vom Nachbarstaat Serbien heftigste Proteste gegeben. Im dritten offenen Wagen einer Autokolonne, die vom Bahnhof zum Rathaus fahren soll, sitzt der Thronfolger mit

seiner Frau. Ein erster Attentäter steht an der Strecke bereit, eine Bombe zu werfen; aus nicht eindeutig geklärter Ursache unterlässt er es.<sup>73</sup> Der nächste Attentäter wirft seine Bombe; der Fahrer sieht sie heranfliegen und tritt auf das Gaspedal. Die Bombe prallt vom Auto (oder vom Arm des Erzherzogs) ab und explodiert unter dem folgenden Fahrzeug. Nach kurzem Halt ordnet der Erzherzog die Weiterfahrt an. Drei weitere Attentäter warten an der Strecke, verzichten aber im letzten Moment aus unterschiedlichen Gründen auf das Werfen ihrer Bomben.

Die Wagenkolonne erreicht das Rathaus, wo man sich etwa eine Stunde aufhält. Auf der anschliessenden Rückfahrt stoppt die Kolonne an einer Stelle, um wegen eines Besuches im Militärhospital eine andere Route einzuschlagen.

*Zufällig ist dies genau die Stelle, an der ein weiterer Attentäter,  
Gavrilo Princip, auf den Erzherzog wartet. Er zieht seine Pistole  
und trifft den Erzherzog und seine Frau tödlich.*

Man muss bei der Analyse dieses Geschehens zwischen «Umständen» und «Zufällen» unterscheiden. Erstere können auch einen erheblichen Anteil an Fehlentscheidungen beinhalten, Letztere entziehen sich weitestgehend der Planung und Vorausschau. Zu den tödlichen Umständen rechnet der Entschluss, nach dem ersten Attentat und dem damit Offenbar-Werden der hochgefährlichen Situation in Sarajewo den Besuch fortzusetzen. Ebenfalls hierzu rechnet die Entscheidung (von wem auch immer), die ursprünglich für die Rückfahrt geplante Strecke – zumindest teilweise – zu benutzen. Aber vor allem ist es ein extrem unglücklicher und letztlich ausschlaggebender Zufall, dass bei der Korrektur der Fahrtroute der Wagen des Erzherzogs fast genau vor dem letzten Attentäter zum Stehen kam.

Bei näherer Analyse des Attentats von Sarajewo und seiner Vorgeschichte gelangt man zu dem Ergebnis, dass dem Zufall hier «eine extrem grosse Chance» gegeben wurde. Dass an diesem Tag so viele Attentäter längs der Strecke versammelt waren, hatte Gründe, die vorher hätten bedacht werden können und müssen.<sup>74</sup>

## Zur Vorgeschichte: Das hohe Risikopotenzial

Sarajewo war die Hauptstadt von Bosnien-Herzegowina, das 1878 durch den Berliner Kongress unter österreich-ungarische Verwaltung gestellt worden war; die formale Annexion durch Österreich-Ungarn erfolgte 1908. Die Ankündigung dieser Annexion hatte seinerzeit bereits zu grossen Unruhen und Protesten auf serbischer Seite geführt. Über vierzig Prozent der Bevölkerung von Bosnien-Herzegowina waren Serben. Serbien, Russland und Österreich machten nacheinander mobil. Es kam zur Gründung der Geheimorganisation «Schwarze Hand» und anderer revolutionärer Vereinigungen panserbischer Aktivisten. Diese Gruppen verübten oder planten bereits vor dem 28. Juni 1914 zahlreiche Anschläge gegen die politische Elite der Doppelmonarchie. Eines dieser Attentate hatte erst am 15. Juni 1910 stattgefunden: Der Student Bogdan Zerajic hatte auf den bosnischen Gouverneur, General von Vares, geschossen, ihn aber verfehlt.<sup>75</sup>

Ein früherer Anführer solcher Verschwörer war der Chef des serbischen Militärgeheimdienstes, Dimitrijevic alias Apis, der eine Schlüsselstellung für die Vorbereitung des Attentates auf das Erzherzogspaar innehatte. Princip und die anderen Attentäter hatten ihre Waffen und Bomben vom serbischen Geheimdienst erhalten; auch ihre Ausbildung hatte auf serbischem Gebiet und durch serbische Geheimdienstoffiziere stattgefunden. Nach aussen durfte allerdings keine Verbindung Serbiens mit den Attentätern sichtbar werden.

In Anbetracht des vorstehend angerissenen geschichtlichen Hintergrundes von Bosnien-Herzegowina bedeutete das Datum des Besuches von Franz Ferdinand für den serbischen Bevölkerungsteil eine Provokation.<sup>76</sup> Nach gregorianischem Kalender war der 28. Juni der St.-Veits-Tag, der Jahrestag der Schlacht auf dem Amselfeld 1389, in der es um den serbischen Freiheitsdrang und Unabhängigkeitsanspruch gegenüber den Osmanen gegangen war. Trotz dieses erhöhten Risikos – und obwohl es sogar Warnungen gegeben hatte – waren die Sicherheitsvorkehrungen nachlässig. Das Erzherzogspaar fuhr im offenen Wagen. Kontrollen und Absperrungen waren nicht vorhanden. Nach der ersten geworfenen Bombe war versäumt worden, den gefassten Attentäter zu vernehmen und so möglicherweise auf die Spur der übrigen

Mitglieder der Gruppe zu kommen. Insbesondere aber hatte man aus diesem Attentatsversuch nicht die notwendige Konsequenz gezogen, den Besuch umgehend abzubrechen.

*Fehlentscheidungen haben also zweifellos eine Rolle an diesem Tag und im Vorfeld dieses Ereignisses gespielt. Es wurde eine brisante Situation geschaffen, die dem Zufall – im Sinne des Unvorhersehbaren – Tür und Tor öffnete.*

War der Ausbruch des Ersten Weltkrieges unvermeidlich? Hierzu hat insbesondere Münkler eine Reihe von Überlegungen angestellt, deren wichtigste Elemente im Folgenden angesprochen werden sollen:<sup>77</sup>

Münkler unterscheidet – wie im Vorkapitel bereits kurz angerissen – zwischen «langen Wegen» und «kurzen Wegen» zum Krieg. Die langen Wege betreffen langfristig wirksame Phänomene wie z.B. Imperialismus, Militarismus und geostrategische Fragen, die von einem Teil der Forschung als ausschlaggebend angesehen werden. Nach den Vertretern dieser Richtung bauten sich zwischen den Mächten im Lauf der Zeit Spannungen auf, die eigentlich zwangsläufig zur Entladung in Form eines Krieges führen mussten. Sarajewo war in dieser Sicht nur der Anlass, nicht aber die wahre Ursache des Krieges. Hätte das Attentat in Sarajewo nicht stattgefunden, so wäre der Krieg wohl dennoch bei anderer Gelegenheit ausgebrochen. Dies kann als eine Art von Quasi-Determinismus verstanden werden.

Die kurzen Wege setzen am Attentat von Sarajewo an und beschäftigen sich vor allem mit dem daran anschliessenden Krisenmanagement. Die Kriegsursachen werden hier schwerpunktmässig auf der Ebene des Versagens der Politiker bei der Begrenzung des zunächst regionalen Konfliktes gesehen. Wären hier mehr und erfolgreichere Anstrengungen unternommen worden, so diese Sichtweise, hätte der Krieg vermieden werden können, da es in Wirklichkeit keine Grossmacht gab, die ihn unter allen Umständen herbeiführen wollte. Münkler gibt klar zu erkennen, dass er der letztgenannten Sicht zuneigt: «Dieser Krieg [war] nicht zwangsläufig [...]. Er hätte [...] bei mehr politischer Weitsicht und Urteilskraft vermieden werden können.»<sup>78</sup>

Zu einem ähnlichen Urteil kommt Clark.<sup>79</sup> Er weist zunächst auf eine neuere Publikation hin, in der die These vertreten wird, der Krieg sei nicht nur keineswegs



unvermeidlich, sondern sogar unwahrscheinlich gewesen. «Ob man diese Anschauung nun teilt oder nicht, sie hat den Vorteil, dass sie das Element des Zufalls in das Geschehen einbringt.»<sup>80</sup> Und Clark führt weiter aus, dass es vor dem Ausbruch des Krieges durchaus auch Anhaltspunkte für eine ganz andere Entwicklung gab und «dass die in diesem Buch beschriebenen Menschen, Ereignisse und Kräfte in sich den Keim für andere, vielleicht nicht ganz so schreckliche Zukünfte trugen.»<sup>81</sup>

Münkler führt sogar aus, dass das ganze 20. Jahrhundert bei einer nicht deterministischen Erklärung des Kriegsausbruches sehr wohl einen anderen Verlauf hätte nehmen können, sofern es nicht zu der vorstehend dargestellten Verkettung unglücklicher Umstände gekommen wäre.<sup>82</sup>

*Aber er weiss auch: «Intuitiv wehren wir uns dagegen, dem Zufall einen solchen Einfluss zuzubilligen, würde dies doch heissen, dass der Lauf der Geschichte völlig unberechenbar und unkontrollierbar ist.»<sup>83</sup>*



Deutscher Soldat an der Westfront im Jahr 1916

## 6.

### 28. Juli 1914 Sinneswandel ohne Konsequenzen

Nach dem Attentat geriet die Welt und insbesondere die diplomatische Welt der Grossmächte in Aufruhr. Je nach den Beziehungen zu Österreich dominierten unterschiedliche Empfindungen; neben Empörung, Trauer und dem Ruf nach Rache gab es in einzelnen Ländern auch Genugtuung.<sup>84</sup> Diplomatische Sondierungen und militärische Vorbereitungen, aber auch Sorge mit Blick auf das Kommende bestimmten die Szenerie.<sup>85</sup> Dennoch hatte der deutsche Kaiser, Wilhelm II., am 6. Juli seine geplante Urlaubsreise nach Norwegen angetreten. Zuvor hatte er gegenüber Österreich-Ungarn noch eine unbedingte Beistandszusage gegeben und auf ein rasches und kompromissloses militärisches Vorgehen gegen Serbien gedrängt. Dem trug dann der Text des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien voll Rechnung: Innerhalb 48 Stunden sollten sehr weitgehende Forderungen angenommen werden, welche die Untersuchung des Anschlages sowie Massnahmen gegen Beteiligte – sowohl der Verschwörung selbst als auch aller anti-österreichischen Aktivitäten – betrafen.

Am 27. Juli kehrt Wilhelm von seiner Urlaubsreise nach Potsdam zurück.<sup>86</sup> Am 28. Juli liest er erstmals den genauen Wortlaut der Antwort, die Serbien an Österreich-Ungarn auf das Ultimatum übermittelt hat. Serbien akzeptiert darin – zumindest auf den ersten Blick – neun der zehn erhobenen Forderungen; lediglich die Beteiligung österreichischer Beamter im Rahmen der Strafverfolgung Verdächtiger wird klar abgelehnt, weil dies gegen die serbische Verfassung verstosse.

Es lohnt sich, den genauen Wortlaut zu zitieren, den Wilhelm nun auf seine Kopie der serbischen Antwort schreibt:

*«Eine brillante Leistung für eine Frist von bloss 48 Stunden. Das ist mehr als man erwarten konnte! Ein grosser moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrundfort.»<sup>87</sup>*

Als er erfährt, dass Österreich bereits die Teilmobilmachung angeordnet hat, drückt er darüber sein Befremden aus. Um 10 Uhr schickt er ein Schreiben an den Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Jagow; darin steht, dass Serbien eine Kapitulation demütigster Art hingenommen habe und daher jeder Grund für einen Krieg entfalle. Jagow solle dies den Österreichern mitteilen bzw. dem Kaiser eine diesbezügliche Botschaft an Wien vorlegen. Eine entsprechende Mitteilung geht auch an den Generalstabschef Moltke. Er lässt seinen Kriegsminister von Falkenhayn wissen, dass er nunmehr gegen einen Krieg sei.

Staatssekretär Jagow leistet der Anordnung keine Folge. Auch Reichskanzler von Bethmann Hollweg und seine leitenden Beamten tun alles, um das Einlenken Wilhelms im Sande verlaufen zu lassen. Dem deutschen Botschafter in Wien werden Instruktionen übermittelt, die den Kern der Äusserungen Wilhelms – das Wegfallen jeglicher Kriegsgründe – unterschlagen. Zur Manipulation gehört ausserdem eine bewusst verspätete Übermittlung der Instruktionen.

So kommt es, dass am gleichen Tag Österreich gegenüber Serbien den Krieg erklärt.

Das Nichtbefolgen einer Anweisung kann im besten Fall als ein «Versehen», im schlechtesten Fall als «Unbotmässigkeit» qualifiziert werden. Gravierende Folgen eines solchen Handelns können durch entsprechende Kontrollen der Durchführung derart wichtiger Anweisungen und durch ihre nachdrückliche Bekräftigung vermieden werden. Aber Kontrolle und Bekräftigung sind hier offensichtlich einfach unterblieben, was enorme Bedeutung für die Weltgeschichte bekommen hat. Denn es ist kaum vorstellbar, dass die Rücknahme des Blankoschecks Wilhelms an die Österreicher ohne Wirkung geblieben wäre. Immerhin hätten sie damit rechnen müssen, im schlimmsten Fall Russland allein gegenüberzutreten zu müssen.

Auch Röhl hebt hervor, dass Wilhelm nichts unternommen hat, um seiner Initiative «Nachdruck zu verleihen.»<sup>88</sup> Indem der deutsche Kaiser in diesem kritischen Moment, wo es um Krieg oder Frieden ging, sowohl auf Kontrolle als auch auf Bekräftigung verzichtet hat, hat er die Dinge buchstäblich «dem Zufall überlassen». Das sind Abläufe, die man sich bei so schwerwiegenden Entscheidungen der Weltgeschichte kaum hätte vorstellen können. Damit erfüllen auch die Abläufe dieses Tages die Merkmale der Unvorhersehbarkeit und Regellosigkeit, wie wir sie im Eingangskapitel als kennzeichnend für den Zufall benannt haben.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges weist also hinsichtlich der Abläufe sowohl des Attentates am 28. Juni 1914 als auch der Entscheidungsfindung am 28. Juli 1914 erschreckend starke Zufallselemente auf.

*Es sei daher noch einmal auf die oben stehende Feststellung verwiesen, dass dieser Krieg nicht zwangsläufig ausgebrochen ist, sondern bei anderen Verhaltensweisen in der Juli-Krise durchaus hätte vermieden werden können.*

Dies wird auch deutlich, wenn man einige wichtige Stationen der Juli-Krise Revue passieren lässt.

### **Zur Vorgeschichte: Stationen der Juli-Krise**

Die Ermittlungen der serbischen Behörden nach dem Attentat waren nur halbherzig.<sup>89</sup> Der serbische Regierungschef Pasic vertrat den Standpunkt, dass das offizielle Serbien mit den Morden nichts zu tun habe und sich daher mit Wort und – wenn nötig – auch Tat gegen österreichische Verleumdungen zur Wehr setzen könne. Umgekehrt bestand auf österreichischer Seite sehr schnell Einigkeit, dass nur mit militärischer Gewalt reagiert werden könne. Allerdings warnte der Regierungschef von Ungarn, Tisza, seinen österreichischen Kollegen Berchtold davor, die Ereignisse von Sarajewo als Vorwand für einen Krieg zu nutzen. Dabei spielten für ihn auch die Beziehungen zu Rumänien und Russland eine Rolle.

Auch der deutsche Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Zimmermann, warnte vor demütigenden Forderungen an Serbien.<sup>90</sup> Es war zudem zu befürchten –

und bewahrheitete sich später immer mehr –, dass Russland und Frankreich auf der Seite Serbiens stehen würden, sollte Österreich angreifen. Dieser Situation war sich Wilhelm bewusst, als er den österreichischen Botschafter am 5. Juli empfing und ihm die volle Unterstützung zusicherte. Der Militärschlag Österreichs gegen Serbien, so erforderlich, solle seiner Meinung nach ohne Verzögerung erfolgen. Zur gleichen Zeit prognostizierte Zimmermann für diesen Fall einen europäischen Krieg – eine Auffassung, die von der deutschen Führung insgesamt nicht geteilt wurde. Der Kaiser glaubte an die Möglichkeit der geografischen Eingrenzung des Konfliktes.

Am 7. Juli tagte der Ministerrat in Wien, wobei der ungarische Regierungschef Tisza für ein erfüllbares, die übrigen Teilnehmer für ein unerfüllbares Ultimatum an Serbien plädierten.<sup>91</sup> Am 21. Juli erfuhr der österreichisch-ungarische Botschafter in St. Petersburg aus dem Munde des dort zu Besuch weilenden französischen Staatspräsidenten, man möge die Verbindungen zwischen Serbien einerseits und Russland und Frankreich andererseits wohl bedenken. Und das Abschlusskommuniqué des Staatsbesuches hob die völlige Übereinstimmung der russischen und französischen Regierungen hervor.

Zur gleichen Zeit wurde das österreichische Ultimatum an Serbien übergeben, von dem oben schon die Rede war. Während der Ausarbeitung der serbischen Antwort stärkte Russland Serbien den Rücken, indem es seine Beistandsbereitschaft versicherte. Es liegen sogar Aussagen vor, wonach in Russland die Entscheidung für den Kriegseintritt bereits am 24/25. Juli gefallen war; ab diesem Zeitpunkt gab es auch bereits zunehmend Hinweise auf militärische Bewegungen in Russland.<sup>92</sup> Am 28. Juli verdichtete sich in deutschen militärischen Kreisen der Eindruck einer russischen Teilmobilmachung, die dann am nächsten Tag bestätigt wurde und sich am Folgetag zur Generalmobilmachung steigerte.

Münkler sieht hierin eine verhängnisvolle Weichenstellung Russlands in Richtung Krieg.<sup>93</sup> Den Zar selbst beschlichen ja auch ganz offensichtlich Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Entwicklung. Am 29. Juli sandte er ein Telegramm an Wilhelm mit der Bitte um mässige Einflussnahme.<sup>94</sup> Gleichzeitig liess auch der Kaiser in einer Botschaft an Nikolaus sein Interesse an einer Verständigung erkennen. Der

sich anschliessende Austausch mehrerer Telegramme änderte aber nichts mehr an den verhängnisvollen Abläufen.

Reichskanzler Bethmann Hollweg schwenkte nun auch auf den Mässigungskurs des Kaisers ein, der, wie wir sahen, vereitelt worden war. Das aber kam insofern zu spät, als auf Drängen des Kriegsministers von Falkenhayn (und als Antwort auf die russische Generalmobilmachung) am 31. Juli die «drohende Kriegsgefahr» ausgerufen wurde. Auf die russische Weigerung zum Widerruf der Mobilmachung erklärte Deutschland einen Tag später Russland den Krieg.

Was die Haltung Grossbritanniens betraf, herrschte auf deutscher Seite zunächst offensichtlich ein gewisses Wunschdenken vor, das auf eine britische Neutralität setzte. Dies wurde weitgehend obsolet, als der britische Aussenminister Edward Grey am 30. Juli klarstellte, dass sein Land als Gegner eingreifen werde, sollten Deutschland und Frankreich Krieg gegeneinander führen.<sup>95</sup> Allerdings formulierte er kurz darauf auch die Aussicht auf eine britische Neutralität und französische Passivität, sollte Deutschland auf den Angriff auf Frankreich verzichten. Dies wiederum veranlasste Wilhelm II., gegen den Widerstand seines Generalstabschefs Helmuth von Moltke die Truppenbewegungen gen Westen zunächst einmal zu stoppen. Es stellte sich allerdings bald heraus, dass Grey es versäumt hatte, die Billigung seiner Initiative durch Frankreich einzuholen. Durch geschicktes Agieren der Partei der Interventionsbefürworter wurde dann innerhalb von Tagen aus ihrer Minderheitenposition im britischen Kabinett eine Mehrheitsposition. Am 4. August erfolgte die britische Kriegserklärung, nachdem Deutschland in Belgien einmarschiert war.

Einen Tag zuvor hatte Deutschland Frankreich den Krieg erklärt. Dem war ein deutsches Ultimatum vorangegangen, in dem die Neutralität Frankreichs für den Fall eines deutsch-russischen Krieges verlangt worden war; dieses Ultimatum war ausweichend beantwortet worden.<sup>96</sup> Auf die grosse Bedeutung militärstrategischer Überlegungen gerade in Richtung Frankreich («Schlieffen-Plan») und des damit verbundenen Zeitfaktors kann hier nur verwiesen, aber nicht näher eingegangen werden. Fest steht nur, dass der Primat der Politik und deren Handlungsspielräume damit massiv beeinträchtigt wurden.<sup>97</sup>

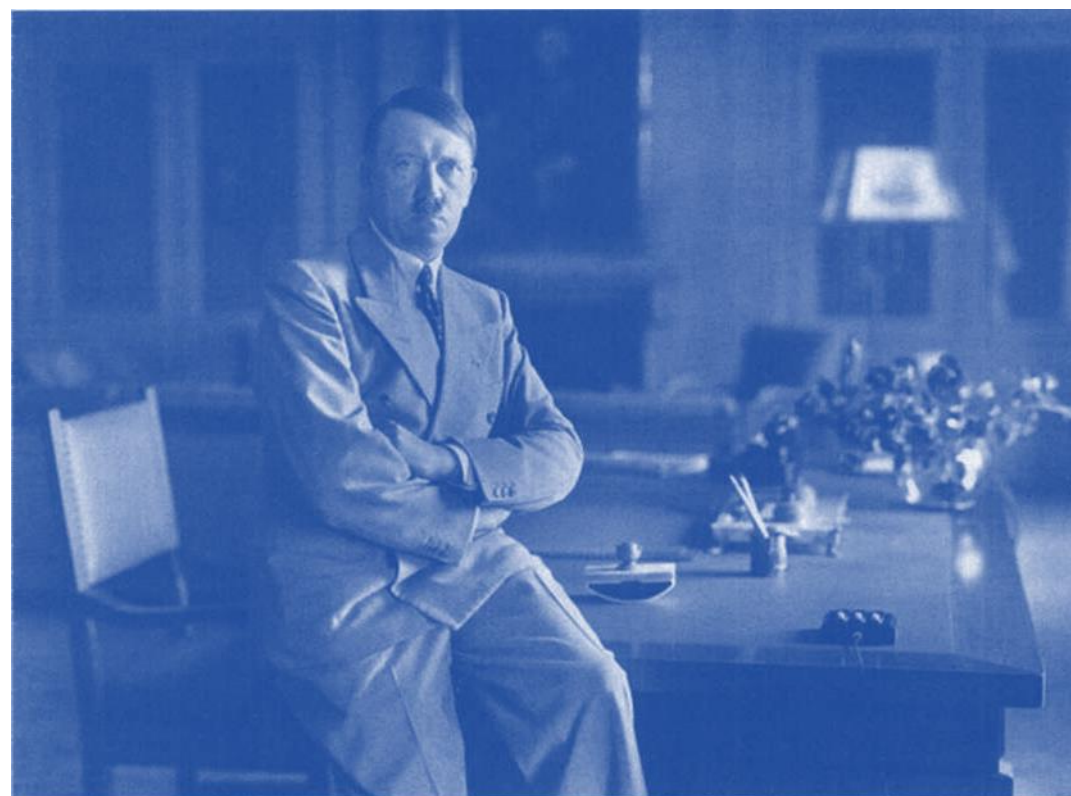
Wie Münkler<sup>98</sup> sieht auch Clark keine Grossmacht, die den Krieg wirklich wollte und allein verursachte.<sup>99</sup> Er sieht die Abläufe vor dem Kriegsausbruch als Konsequenz einer bestimmten gemeinsamen politischen Kultur; hier hebt Münkler insbesondere das Problem des möglichen «Gesichtsverlustes» einer Partei hervor.<sup>100</sup> Und die Akteure handelten – Clark deutet es mit dem Titel seines Buches an – wie Schlafwandler, die sich der Konsequenzen ihres Tuns nicht bewusst waren.

Dem Zufall war dadurch, wie am Beispiel des 28. Juni und des 28. Juli dargestellt, Tür und Tor geöffnet.



## Teil III

Wie ein Diktator durch »glückliche Zufälle«  
gerettet wurde



Adolf Hitler, 1933

## 7.

### Hitler und das Prinzip «Risiko»

Keine Katastrophe in der Geschichte der Menschheit reicht an den Zweiten Weltkrieg heran. 55 Millionen Tote und ein Vielfaches an Verletzten, Entwurzelten, Verschleppten und Vertriebenen sind die Bilanz dieses Krieges. Umso mehr muss auch hier die Frage interessieren, wieweit diese Katastrophe in jedem Stadium – von der Vorgeschichte bis zur totalen Niederlage Deutschlands – einen unabänderlichen Verlauf nahm und welchen Anteil der Zufall daran hatte, dass die Entwicklung nicht vorher gestoppt werden konnte.

Die Attentate auf Hitler, deren Zahl – je nach Erfolgsaussicht und «Reife» des Vorhabens – auf 20 bis 40 veranschlagt wird,<sup>101</sup> verdeutlichen, dass der Verlauf des Zweiten Weltkrieges keineswegs unabänderlich war. Die sieben in diesem Buch herausgegriffenen Attentate offenbaren obendrein, dass der Zufall bei der «Errettung» Hitlers eine ganz zentrale, eigentlich unfassbare Rolle gespielt hat. Die Zahl der für Hitler glücklichen Zufälle wiegt umso schwerer, wenn man sich vorstellt, wie bei dem amerikanischen Präsidenten Kennedy schon der eine Attentatsversuch von Lee Harvey Oswald genügte, um den seinerzeit mächtigsten und bestbeschützten Mann der Welt umzubringen.

Um zu verstehen, warum so viele Attentate unter Einsatz des eigenen Lebens auf Hitler verübt wurden, muss man sich zunächst mit dem Risikokurs Hitlers auseinandersetzen. Dieser Risikokurs liess immer deutlicher die Gefahr des Unterganges Deutschlands erkennen – das klingt bereits in dem Wort des Generalstabschefs

Beck vom «finis Germaniae» aus dem Jahr 1938 an.<sup>102</sup> Zu Beginn soll hier daher aufgezeigt werden, dass und auf welche Weise Hitler immer wieder unverantwortliche und unnötige Risiken einging. Dies geschah teilweise mit Vorsatz, teilweise – siehe Art der Führung unter Verzicht auf analytische Fundierung von Entscheidungen – grob fahrlässig.

Dass ein solcher Risikokurs von vornherein auch dem Zufall besondere Chancen einräumt, liegt auf der Hand. Man muss sich nur einmal die Kette von aussenpolitischen «Coups» in der ersten Hälfte von Hitlers Regierungszeit anschauen, um dies zu erkennen: Austritt aus dem Völkerbund, Wiedereinführung der Wehrpflicht, Einmarsch in die entmilitarisierte Zone des Rheinlands, Einmarsch in Österreich, Sudetenkrise, Einmarsch in die «Rest-Tschechei». Mehr als einmal stand die Situation «Spitz auf Knopf», und ein beherztes Eingreifen der Siegermächte von Versailles hätte Hitlers Kurs – und wohl auch seinem Regime – ein rasches Ende bereitet.

Das folgende Kapitel «Zweifel am Risikokurs» wird dann der Frage nachgehen, ob das politische und militärische Führungspersonal des Dritten Reiches die Augen vor diesem Risikokurs verschlossen oder aber Zweifel gehabt und geltend gemacht hat. Wie bestimmte Entscheidungen Görings und Himmlers zeigen, blieb die Angst vor dem «finis Germaniae» auch bei ihnen nicht ohne Folgen. Zunächst einmal werden aber die Person und der Führungsstil Hitlers näher betrachtet.

## Die Person Hitler

Die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges ist auf das Engste mit der Person Adolf Hitlers verbunden. Wenn es eines Beispiels bedurft hätte, wo Geschichte in hohem Masse durch Personen geprägt wird, dann ist dies Hitler. Seit seinem Regierungsantritt und solange er an der Regierung blieb, hatte der Krieg eine hohe Wahrscheinlichkeit, beinahe Zwangsläufigkeit. Müller weist darauf hin, dass die Tatsache der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges durch Hitler von keiner seriösen wissenschaftlichen Forschung je in Zweifel gezogen worden ist, ebenso wenig, dass der Krieg von Anfang an ein Bestandteil des politischen Programms Hitlers war.<sup>103</sup> Ian Kershaw verweist auf den zweiten Band von Hitlers «Mein Kampf», wo schon 1926

von neuem Grund und Boden in Russland die Rede ist, der wohl kaum freiwillig hergegeben werden würde.<sup>104</sup>

Hitler selbst hat dann die Reichswehrführung wenige Tage nach seiner Ernennung zum Reichskanzler bereits über seine Absicht der Kriegsvorbereitung informiert und dies auch in der Folge, etwa im Zusammenhang mit dem «Vierjahresplan» 1936 und seiner Rede vor den Oberbefehlshabern 1937 («Hossbach-Protokoll»), wiederholt bekräftigt.<sup>105</sup> Sogar die Abfolge seiner Angriffe in West und Ost soll Hitler mit folgenden Worten vorhergesagt haben: «Alles, was ich unternehme, ist gegen Russland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen und dann nach der Niederlage mich mit meinen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion zu wenden.»<sup>106</sup>

Wenn also die Person Hitlers eine derart zentrale Rolle dafür spielt, dass der Krieg zielstrebig entfesselt und fanatisch bis zum Untergang durchgekämpft wurde, wäre auch Hitlers Tod entscheidende Bedeutung für den weiteren Lauf der Dinge zugekommen. Wie die folgenden Ausführungen noch verdeutlichen werden, war niemand in Sicht, der auf Dauer genauso blind gegenüber den Risiken und Anzeichen des totalen Scheiterns gewesen wäre und – in diesem Sinne «blindwütig» – den Kurs Hitlers eins zu eins fortgesetzt hätte. Joachim Fest spricht in diesem Zusammenhang von dem beispielloso exzessiven Charakter Hitlers.<sup>107</sup> Auch wenn angesichts der grundlegenden geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung in der NS-Forschung die Argumente der sogenannten «Funktionalisten» bzw. «Strukturalisten» Berücksichtigung finden, wird daher mehr der Argumentation der «Intentionalisten» gefolgt, die dem Willen und den Absichten Hitlers und einem entsprechenden Programm die entscheidendere Bedeutung zusprechen.<sup>108</sup>

Zwei Aspekte spielen eine herausragende Rolle, wenn man nach den Gründen für den Widerstand gegen Hitler fragt. Ein ganz fundamentaler Grund liegt natürlich in der ideologischen Basis seiner Politik. Dies hat ihn schon frühzeitig in Gegensatz zu grossen Teilen der deutschen Bevölkerung gebracht, aber auch zu vielen Grossmächten der westlichen Hemisphäre, für die Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit und Rechtsstaatlichkeit zentrale Prinzipien waren.<sup>109</sup> Insbesondere bei den USA so-

wie Grossbritannien und Frankreich stiess Hitler zunehmend auf Widerstände. Dies galt dann auch in solchen Fällen, wo diese Mächte bestimmten Punkten einer Revision des Versailler Friedensvertrags an sich ein gewisses Verständnis entgegenbrachten oder unter anderen Umständen entgegengebracht hätten.<sup>110</sup>

Auch sehr viele Attentäter leiteten ihren Widerstand aus einer ethischen Sicht ab. Die Umstände des Röhm-Putsches, der Fritsch-Affäre, die Liquidierung der polnischen Oberschicht und die Verfolgung und Ermordung der Juden sind wichtige Beispiele für eine Entwicklung, die bei vielen die Opposition gegen Hitler befördert hat.

## Der Spieler Hitler

Ein zweiter Aspekt hat für einen grossen Teil der Putschisten und Attentäter aber ebenfalls eine Rolle gespielt: die drohende Niederlage Deutschlands. Diese wiederum war auf das Engste verknüpft mit der unverantwortlichen Risikobereitschaft Hitlers. Hitler war ein Spieler – dies hat er selbst klar bekannt. Es gibt die bekannte Szene vom 29. August 1939, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, wo Hitler mit anderen hohen NS-Führern über eine schriftliche Stellungnahme Grossbritanniens berät.

*Auf die Äusserung Görings «Wir wollen doch das Vabanquespielen lassen!» entgegen Hitler: «Ich habe in meinem Leben immer Vabanque gespielt!»<sup>111</sup>*

Otto Dietrich, der zwölf Jahre lang als Reichspressechef in unmittelbarer Nähe Hitlers gearbeitet und ihn von daher persönlich kennengelernt hat wie nur wenige, äussert sich ebenfalls in diesem Sinne.<sup>112</sup> Er spricht von Hitler als einem Roulettespieler; wenn dieser Gewinn mache, könne er nicht mehr aufhören. So sei es bei Hitler in den Phasen gewesen, wo er Erfolg hatte.

Auch Ian Kershaw schreibt an mehreren Stellen Hitler eine, wie er es nennt, «Spielermentalität»<sup>113</sup> zu. Seine aussenpolitischen Erfolge bis 1938 führt er auf Hitlers Intuition sowie die «Bereitschaft des Glücksspielers, grosse Risiken einzugehen»<sup>114</sup>, zurück. An anderer Stelle spricht er von einem «Glücksspiel um Weltmacht» ohne «Ausstiegsklausel».<sup>115</sup> Hierzu führt er aus: «Da sie nicht in der Lage

waren, den Krieg zu beenden, hatten Hitler und das Regime, das ihm zu seiner Stellung verholfen hatte, 1940 nur eine Wahl: weiterzuspielen und wie stets den kühnen Schritt nach vorn zu wagen.»<sup>116</sup>

Dass Hitler keine «Ausstiegsklausel» hatte, geht auch aus einem anderen Zitat von ihm hervor, das er in Lagebesprechungen ab 1943 häufiger zu verwenden pflegte: «Machen Sie sich keine Illusionen. Es gibt kein Zurück. Es gibt nur ein Vorwärts. Die Brücken hinter uns sind abgebrochen.»<sup>117</sup> Auch hier erscheint Hitler also zunehmend als ein Spieler um «alles oder nichts». Was dieses «Nichts» dann am Ende bedeuten kann, wird ebenfalls von Hitler wiederholt klar formuliert und akzeptiert, nämlich der Untergang des deutschen Volkes: «Wenn der Krieg verloren geht, wird auch das Volk verloren sein.»<sup>118</sup> Dies sei auch in Ordnung, denn das Volk habe sich dann – im Vergleich zum Ostvolk – ohnehin als das schwächere erwiesen.<sup>119</sup>

## **Führung durch Hitler**

Bestimmte Aspekte der Führung, wie sie Hitler praktizierte, im Licht der Erkenntnisse heutiger Führungslehre<sup>120</sup> zu analysieren, erscheint durchaus vielversprechend. Auch hier gilt es freilich zu berücksichtigen, was bereits bei der Kritik an Wilhelm II. (siehe Kapitel 4) dargelegt wurde. Zum einen steht die generelle Sinnhaftigkeit einer Ex-post-Analyse von Führungsprozessen der Vergangenheit infrage, die aber in der Aufdeckung konkreter Fehler und neben der historiografischen Erklärung in einem möglichen Lerneffekt gesehen wird. Zum anderen geht es um die Angemessenheit der Massstäbe heutiger Führungslehren, da sie auf einem – eben ex post erworbenen – Wissen beruhen. Auch hier gilt das schon oben Gesagte: Die Defizite in der Führung waren so gross, dass sie im Grunde den Fachleuten nicht verborgen bleiben konnten. Daher erscheint es durchaus gewinnbringend, eine systemtheoretisch basierte Führungskonzeption auf diesen Fall anzuwenden.<sup>121</sup>

Der Führung durch Hitler wohnte von Beginn an eine mehrfache Problematik inne. Dies hat in erster Linie mit den ethischen Inhalten seiner Führung, aber auch mit den unprofessionellen Führungsmethoden zu tun. Beide Aspekte einer «Füh-

rungslehre» sind auch für Führungsprozesse in der Politik von grundlegender Bedeutung für die Qualität einer Führung.<sup>122</sup> Die entscheidende Weichenstellung erfolgte dabei bereits in der «Frühzeit der Bewegung». Die offensichtliche Radikalität und Amoralität der Grundsätze und Oberziele der NS-Führung (Rassenlehre, totalitäre Herrschaft, Führerprinzip, Hegemoniestreben, Lebensraumkonzept) stiess auf weitreichende Ablehnung grosser Teile des Auslandes wie auch der eigenen Bevölkerung. Besonders die Gegnerschaft der westlichen Demokratien zeichnete sich früh ab. In Verbindung mit der dargestellten Spielernatur Hitlers begründeten diese Grundsätze und Oberziele einen abenteuerlichen und verwerflichen Risikokurs. Als Hintergrund der Attentate wird dies noch an verschiedenen Stellen deutlich werden.

Hinzu kamen dann die unprofessionellen Führungsmethoden, von denen einige im Folgenden angesprochen werden sollen und denen auf alliierter Seite klar überlegene Vorgehensweisen gegenüberstanden. Ähnlich wie bei Wilhelm II. hatten auch in Hitlers Führungsprozess das systematische Hinterfragen von Annahmen und der konstruktive Widerspruch so gut wie keinen Platz. Auch Hitler ging in wichtigen politischen oder militärischen Fragen typischerweise von vorgefassten Meinungen aus. Dies wird durch die folgenden Ausführungen weiter verdeutlicht. Die Starrheit des Denkens und Handelns ist ein wesentlicher Grund für sein Scheitern. Gemäss dem «Führerprinzip» gab es nur eine lineare Befehlsstruktur von oben nach unten. Freie Diskussionen in Gremien mit Abstimmungen oder gar Mehrheitsentscheidungen waren nicht vorgesehen.<sup>123</sup>

Noch ausgeprägter als bei Wilhelm II. liegt also mangelnde «Reflexion» von Entscheidungen vor; es gab kein kritisches Hinterfragen-Lassen von Vorschlägen zur Absicherung der Entscheidungsqualität.<sup>124</sup> Gleichzeitig beraubte sich das NS-Regime damit einer wesentlichen Quelle komplementären Wissens und neuer Ideen.<sup>125</sup> Dass die lineare Befehlsstruktur in der Realität aber alles andere als klar und übersichtlich war, hat mit der vielfach berichteten Eigenart Hitlers zu tun, Aufträge und Kompetenzen parallel an mehrere Institutionen zu vergeben. Er wollte dadurch das Wettbewerbsdenken fördern und meinte, dass sich der Beste am Ende durchsetzen würde. Oft aber waren nur Kompetenzwirrwarr und Ressourcenverschwendung die Folge.



Hitler verfügte an sich über viele Instrumente einer sach- und fachkundigen Unterstützung der politischen und militärischen Führung. Er nutzte sie aber bewusst nicht: «Ohne viel Aufhebens und ohne Empörung der Beteiligten, blieb es dabei, dass Hitler alle Entscheidungen, ohne Fachunterlagen, selbst fällte. Er verzichtete auf Analysen der Lage, auf logistische Berechnungen seiner Ideen; es gab für ihn keine Studiengruppen, die Offensivpläne nach allen Seiten des Gelingens und die möglichen Gegenmassnahmen des Gegners überprüften.»<sup>126</sup>

Diese Feststellung Speers stützte sich auf seine Erfahrungen als Rüstungsminister und einer der engsten Mitarbeiter Hitlers. Auch die angesprochene Eigenart Hitlers, alles selbst in die Hand nehmen zu wollen, erinnert an Wilhelm II. Gerade für Hitler sind die dort schon angesprochenen Folgen der Überlastung und des Diletterens gut belegt.

*Der Widerstand Hitlers gegenüber rationaler Führung ging so weit, dass er verfügbares Zahlenmaterial und vorgelegte Fakten seiner Stäbe, Geheimdienste und Feindanalytiker oftmals kurzerhand verwarf und die Überbringer als Defätisten oder Verrückte beschimpfte und bedrohte.*

Eine nähere Analyse lässt erkennen, dass es sich hierbei nicht um gelegentliche, sondern vielmehr um systematische Fehler Hitlers handelte. Frühzeitige Warnungen fachkundiger Organe – etwa seines Generalstabes oder anderer Angehöriger seiner Militärführung – schlug er regelmässig in den Wind. Hitler blieb der Wert einer professionellen «strategischen Früherkennung» und «Potenzialanalyse» (zu beidem werden weiter unten noch Beispiele dargelegt) offensichtlich ebenso gänzlich verborgen wie der einer «Risikobewertung» (die, wie auch die Zitate Speers belegen, bei Spielernaturen nicht immer beliebt ist) und «Vorsteuerung». Dabei wird in der wissenschaftlichen Führungslehre unter Vorsteuerung ein frühzeitiges Agieren und Reagieren im Hinblick auf Chancen und Bedrohungen verstanden. Man kann fünf Vorsteuerungsdefekte unterscheiden, deren Relevanz für Hitlers Führungsversagen offensichtlich ist, hier aber nicht näher beleuchtet werden kann: Unfähigkeits-, Interpretations-, Unwilligkeits-, Leichtfertigkeitss- sowie Unwirk-

samkeitsdefekte.<sup>127</sup> Die noch folgenden Beispiele der «Potenzialanalyse» der beiden grössten Feindmächte – Sowjetunion und USA – werden dies weiter verdeutlichen.

Albert Speer, der zwölf Jahre lang in der engsten Umgebung Hitlers arbeitete (und teils auch lebte), zitiert eine in diesem Zusammenhang besonders aufschlussreiche Äusserung Hitlers aus der Mitte des Krieges:

*«Nie wären diese Feiglinge des Generalstabs zu einem Krieg angetreten. Immer hätten sie abgeraten, immer erklärt, dass unsere Kräfte viel zu schwach seien.»<sup>128</sup>*

## Defizite der rationalen Entscheidungsfindung

Dass mit dem Verzicht auf analytische Entscheidungsvorbereitung ein generelles Defizit der NS-Strategen gegenüber ihren alliierten Gegnern angesprochen wird, verdeutlicht das folgende Zitat von Keith W. Bird, dass nämlich «Engländer und Amerikaner [...] ein systematisches Vorgehen an den Tag legten, bekannt unter der Bezeichnung *opérations research*<sup>4</sup>, wobei der Krieg als ein rationaler Prozess und nicht als ein vom ‚Willen‘<sup>4</sup> und von heroischem Kampf bestimmter Vorgang aufgefasst wurde.»<sup>129</sup>

Das alliierte Vorgehen ist damit ein Vorläufer des modernen Managements, wie es heute in vielen Bereichen wie insbesondere Wirtschaft, Technologie und Militär üblich ist.<sup>130</sup> Managementprozesse können grob in die beiden Phasen der Willensbildung und Willensdurchsetzung gegliedert werden. Operations Research bezeichnet den Einsatz bestimmter quantitativer Modelle und Methoden in der Phase der Willensbildung. Es ist damit typisch für eine rationale Art der Führung. Zusammen mit der notwendigen Informationssammlung und -auswertung führt dies zu einer ausreichenden Fundierung von Entscheidungen.

Was das Zitat von Bird aber gleichfalls zum Ausdruck bringt, ist die Besonderheit der NS-Ideologie, den Schwerpunkt – statt auf eine vernünftige Willensbildung – eher auf eine rigorose Willensdurchsetzung zu legen («heroischer Kampf»). Als der enge Hitler-Vertraute Robert Ley kurz vor seinem Tod die Hauptfehler des NS-Regimes aus seiner Sicht resümierte, nannte er den Antisemitismus und das rigorose Willensethos.<sup>131</sup>

Zwangsläufig geht die Übersteigerung des Willens mit einem Realitätsverlust einher, wie anhand eines Vergleiches von Roosevelt und Hitler deutlich wird: «Der US-Präsident hatte ein gutes Gespür für politische und wirtschaftliche Umstände. Hitler hingegen verfolgte einen konträren Ansatz, indem er einen starken ‚Willen‘ über jedwede Realität stellte. Während, überspitzt formuliert, Roosevelt also insgesamt vom Ist-Zustand ausgehend die Ziele festlegte, gab Hitler die Ziele vor und die Ausgangsbedingungen mussten sich dann – wie auch immer – diesen Zielen anpassen. Dieses unterschiedliche Realitätsverständnis äusserte sich in drei Bereichen. Erstens betrieb Roosevelt eine systematische und unabhängige Informationsgewinnung, Hitlers Entscheidungen jedoch waren geprägt von geschönten, gesteuerten und zufälligen Informationen.»<sup>132</sup> Als die beiden anderen Bereiche benennt Szarafinski die Interventionsfreude und Realitätsflucht Hitlers. Was hier in seinen Ausführungen für die Rüstungsindustrie konstatiert wird, kann auf das Handeln Hitlers in anderen Bereichen (Kriegführung, Bauwesen) übertragen werden.

Nirgendwo aber wird die Verhinderung rationaler Entscheidungsfindung auf höchster Ebene des NS-Regimes so eindringlich und anschaulich dargestellt wie von Otto Dietrich, der als Reichspressechef zwölf Jahre lang an Hitlers Seite war. «Die beherrschende Eigenschaft Hitlers war seine ungeheure Willenskraft. [...] Dieses letzte Wort, das Hitler stets haben musste, diese Veranlagung des hemmungslosen Cholerikers, die ihm schon bei jedem Widerspruch das Blut in die Schläfen trieb, ist charakteristisch geworden für die masslose Unbeherrschtheit seines Wesens und für die Tyrannei seines Willens. [...] Dieser Wille war unbeeinflussbar [...] Gegen seinen Willen gab es keine psychische Einwirkung und auch keine Möglichkeit dazu. Widerspruch und Widerstand stärkten ihn nur.»<sup>133</sup>

Der rationalen Entscheidungsfindung stand auch Hitlers Dilettantismus entgegen: «Dilettantismus war eine der charakteristischen Eigenarten Hitlers. [...] Je grösser die Misserfolge wurden, umso stärker und verbissener kam sein unbelehrbarer Dilettantismus zum Vorschein.»<sup>134</sup> Aus beidem zusammen – der Willensübersteigerung und dem Dilettantismus – erwachsen strategische Fehlentscheidungen von grösster Tragweite in der Rüstungswirtschaft und Kriegführung. So konnte die grosse Überlegenheit des Düsenjägers Me 262 als Jagdflugzeug nicht genutzt wer-

den, weil Hitler nur eine Verwendung als Bomber zuliess. Albert Speer – als damaliger Rüstungsminister – nennt weitere Beispiele.<sup>135</sup>

Auf vielen Gebieten resultierte die Überlegenheit der Alliierten daher auch aus einer moderneren, intelligenteren<sup>136</sup> Art der Führung. Dazu gehörte neben dem Operations Research u.a. der Einsatz fortgeschrittener Methoden der Datenverarbeitung, des Projektmanagements und der Massenfertigung.<sup>137</sup> Anwendungsgebiete und Beispiele für wichtige Erfolge solcher Methoden im Zweiten Weltkrieg sind die Funkentschlüsselung (Aktion Ultra), das Positionieren von Radarstationen, die Konvoisteuerung, die U-Boot-Suche, die Dimensionierung von Bombenteppichen, die Atombombe (Projekt Manhattan) und ganz allgemein der Flugzeug-, Fahrzeug- und Schiffsbau.

Immer ging es bei solchen Methoden um eine Optimierung von Aufwand-Nutzen-Aspekten und damit um eine Steigerung der Effizienz. Bei der Effizienz aber wies Deutschland ganz generell einen erheblichen Rückstand auf – sowohl gegenüber Grossbritannien und den USA als auch gegenüber der Sowjetunion. Diese Länder nutzten ihre Rüstungspotenziale in viel höherem Masse aus als dies Deutschland vermochte.<sup>138</sup>

Der verantwortliche Rüstungsminister Speer stellte rückblickend fest: «Trotz allen technischen und industriellen Fortschrittes war selbst auf dem Höhepunkt der militärischen Erfolge, in den Jahren 1940 und 1941, die Rüstungsproduktion des Ersten Weltkrieges nicht erreicht worden. Im ersten Jahr des Russlandkrieges wurde nur ein Viertel der Geschütz- und Munitionsproduktion des Herbstes 1918 erreicht. Selbst drei Jahre später noch, im Frühjahr 1944, als wir uns nach all unseren Erfolgen der Produktionsspitze näherten, lag die Munitionsproduktion immer noch unter der des Ersten Weltkrieges.»<sup>139</sup>

Smelser weist auf den Zusammenhang zwischen Führungsmethoden und Führungspersonal hin, wenn er ausführt, «dass viele hohe NS-Führer [...] schlecht darauf vorbereitet waren, ein grosses, modernes Land effektiv zu regieren. [...] Die Hartnäckigkeit, mit der Hitler sowohl an den Methoden als auch an den Männern der zwanziger und frühen dreissiger Jahre festhielt, war eine Quelle echter Schwäche für das Regime und trug schliesslich entscheidend zu dessen Untergang bei.»<sup>140</sup> Und umgekehrt wurden z.B. jene jüdischen Wissenschaftler, die später die Entwick-

lung der Atombombe massgeblich beeinflussten, zur Emigration veranlasst.<sup>141</sup> Ihr Nestor, Albert Einstein, wurde als Vertreter einer lügenhaften «jüdischen Physik» verunglimpft, und der in Deutschland mit der Atomforschung betraute Heisenberg als «Ossietzky<sup>4</sup> der Physik» verhöhnt.<sup>142</sup>

Am Ende seiner wissenschaftlichen Untersuchung der Luftrüstung des Dritten Reiches – im Vergleich zu den USA – spricht Szarafinski wesentliche Mängel auf deutscher Seite noch einmal an und resümiert: «Dies alles vermengte sich zu einer Mischung, deren vernunftswidrige Realitätsferne und hemmungslose Ineffizienz beteiligte Zeitgenossen ratlos machte.»<sup>143</sup>

## Die Unterschätzung der Sowjetunion

Besonders verhängnisvoll wirkte sich das analytische Defizit Hitlers auf dem Gebiet der strategischen Analyse der Rüstungspotenziale und der Wehrkraft seiner Gegner – und hier insbesondere der Sowjetunion und der USA – aus.<sup>144</sup> Die Unterschätzung der Sowjetunion begann bereits im Herbst 1939, als Hitler von dem Zusammentreffen der deutschen und sowjetischen Truppen im besiegten Polen berichtet wurde.<sup>145</sup> Die sowjetischen Soldaten seien nur mangelhaft bis ärmlich ausgerüstet gewesen; auf diese Beobachtung kam Hitler in der Folge oft als Zeichen der sowjetischen militärischen Schwäche zurück. In gleicher Weise deutete er das Scheitern der sowjetischen Offensive gegen Finnland.

Die Unterschätzung der Sowjetunion setzte sich fort mit der Äusserung Hitlers wenige Tage nach dem Waffenstillstand mit dem besiegten Frankreich Ende Juni 1940: «Jetzt haben wir gezeigt, wozu wir fähig sind. Glauben Sie mir, Keitel, ein Feldzug gegen Russland wäre dagegen nur ein Sandkastenspiel.»<sup>146</sup> Anfang Dezember des gleichen Jahres äusserte er die Einschätzung, die sowjetische Armee sei «nicht mehr als ein Witz» und man werde in drei Wochen in Petersburg sein.<sup>147</sup> Dabei liess er vollkommen ausser Acht, dass selbst das Erreichen der Linie Leningrad-Moskau-Stalingrad nicht verhindert hätte, dass die sowjetischen Kräfte jenseits dieser Linie den Kampf noch lange hätten fortsetzen können.

Wie wenig diese Geringschätzung des Gegners analytisch fundiert war, muss wohl auch Hitler gelegentlich gespürt haben. Denn am Ende beschlichen ihn gelegentliche Zweifel. In der Nacht vor dem Angriff auf die Sowjetunion äusserte er:

«Mir ist, als ob ich die Tür zu einem dunklen, nie gesehenen Raum aufstosse, ohne zu wissen, was sich hinter der Tür befindet.»<sup>148</sup> Vierzehn Tage später erklärte er dann schon wieder, dass Russland den Krieg praktisch bereits verloren habe.<sup>149</sup> Weitere sechs Wochen später gab Hitler im Gespräch mit Goebbels zu, dass sehr kritische Wochen hinter ihm lägen und sein Angriffsentschluss auf vollkommen falschen Zahlen zur Stärke der sowjetischen Kräfte basiert hätte.<sup>150</sup> Statt von tatsächlich 20.000 Panzern und ebenso vielen Flugzeugen war Hitler von 5.000 Panzern und 10.000 Flugzeugen ausgegangen.

Ungeachtet dieser selbst eingestandenen Fehleinschätzungen und der damit in Zusammenhang stehenden Rückschläge erlag Hitler am 9. Oktober 1941 dann erneut der Versuchung vorschneller Siegesmeldungen. Er verkündete seinem Reichspressechef Dietrich, die Entscheidung im Ostfeldzug sei gefallen; dies könne und solle er der Presse und der Öffentlichkeit am nächsten Tag in Berlin mitteilen.<sup>151</sup> Aber wieder wurde Hitler bekanntlich durch die Ereignisse um die schwere Winterkrise 1941/42 dramatisch widerlegt. Die notorische Unterschätzung des Gegners und Überschätzung der eigenen Kräfte führte zum Scheitern der Offensive kurz vor Moskau. Das Regime bemühte dann zur Erklärung bzw. Entlastung hier selbst den «Zufall» der extremen Witterungsverhältnisse. Gleichzeitig kam Stalin der «Zufall» in Gestalt der Mitteilung des Spions Sorge zu Hilfe, die Japaner würden nicht angreifen, sodass er seine sibirischen Divisionen vor Moskau einsetzen konnte.

Bei einer so krassen Unterschätzung des Gegners genügten echte oder vermeintliche Zufälle, dem Krieg innerhalb kurzer Zeit eine andere Wendung zu geben. Eine schwere Niederlage bzw. ein Zusammenbruch der Front konnte nur knapp abgewendet werden. Dennoch hielt Hitler daran fest, der Generalstab überschätze die Rote Armee.<sup>152</sup> Als Mitte 1942 Schellenberg, der Chef des Auslandsnachrichtendienstes, eine ausführliche Analyse des sowjetischen Militärpotenzials vorlegte, wurde angeordnet, die verantwortlichen Sachbearbeiter wegen Defätismus einzusperrern.<sup>153</sup> Selbst als im November 1942 aufgrund grosser Frontdurchbrüche der Sowjets die 6. Armee in Stalingrad eingeschlossen wurde, kommentierte er diese Nachricht wie folgt:

*«Unsere Generäle machen wieder einmal ihre alten Fehler. Immer überschätzen sie die Kraft der Russen. [...] Über kurz oder lang wird der Russe einfach stehen bleiben. Leergerannt.»<sup>154</sup>*

Die Katastrophe von Stalingrad widerlegte bekanntlich auch diese Prognose Hitlers. Dennoch zeigte er sich, was die militärische Kraft der Sowjetunion anging, uneinsichtig: «Noch Ende 1943 sprach er voller Hohn von einer Ausarbeitung des für die Wehrwirtschaft verantwortlichen Generals Georg Thomas, der das sowjetische Kriegspotential als ausserordentlich bedeutend hingestellt hatte.»<sup>155</sup>

### Die Unterschätzung der USA

Nicht anders verhielt es sich mit der Beurteilung des militärischen Potenzials der USA. Hier hatte unter anderem Hanfstaengl, ein früher Gefolgsmann Hitlers und späterer Auslandspressechef der NSDAP, frühzeitig versucht, Hitlers Blick für die grosse Bedeutung der Vereinigten Staaten in zukünftigen Konflikten zu schärfen. Dabei kam ihm zugute, dass er mütterlicherseits amerikanische Vorfahren und mehr als zehn Jahre in den USA gelebt hatte.

Bei seinen Gesprächen mit Hitler im Jahr 1923 stiess Hanfstaengl zumindest nicht auf Widerspruch, was die Bedeutung der USA anbelangte.<sup>156</sup> Das änderte sich bis 1933 deutlich. In Anwesenheit Hanfstaengls kam Hitler bei einem Essen in der Reichskanzlei voller Hohn auf den 1925 von Hanfstaengl gemachten Vorschlag zurück, er solle zur Erweiterung seines Erfahrungshorizontes eine Auslandsreise unter Einschluss der USA machen. Als Hanfstaengl diesen Vorschlag erneut begründete bzw. verteidigte, entgegnete Hitler:

*«Amerika. Das ist doch nichts als Millionäre, Schönheitsköniginnen, Gangster und lächerliche Rekorde; von meinem Sitz hier sehe ich Amerika viel klarer, als Sie es je gekannt haben.»<sup>157</sup>*

Wie schon im Falle der Sowjetunion nahm auch hier Hitler zweit- und drittklassige Pseudo-Indizien zum Anlass, sich eine abfällige Meinung zu bilden. Wie Dietrich

berichtet, waren für Hitler die Siege deutscher Rennwagen in internationalen Rennen der wahre Vergleichsmaßstab für die Leistungsfähigkeit der deutschen gegenüber der amerikanischen Industrie.<sup>158</sup> Entgegengesetzte Berichte bezeichnete er als «typisch amerikanische Übertreibung, Propaganda und Bluff».<sup>159</sup> Seinen Mitarbeitern gegenüber versuchte er, aus der Kohlen- und Stahlproduktion sowie den verfügbaren Mengen an Kautschuk und Edelmetallen selbst die militärische Stärke seiner Gegner abzuleiten und deren eigene Angaben als Übertreibungen zu entlarven. Die wesentlich fundierteren Recherchen und Berechnungen seines Auslandsgeheimdienstes dagegen verwarf er.<sup>160</sup>

Schellenberg hatte Anfang 1942 sämtliche Aussendienststellen seines Geheimdienstes – insbesondere in neutralen Ländern wie Spanien und Schweden – angewiesen, ihm Material über die US-Rüstungskapazitäten zu liefern. Ebenso wurden die einschlägigen Informationen sämtlicher Reichsministerien beschafft. Auf die Auswertung des gesamten Materials wurden die besten Spezialisten angesetzt. Schwerpunkte bildeten die Luftwaffe und die Schiffstonnage. Nach mehrmonatiger Arbeit wurde ein Bericht vorgelegt, der eine Gegenüberstellung der amerikanischen und der deutschen Zahlen beinhaltete.<sup>161</sup> Dabei lagen z.B. die US-Zahlen beim Stahlausstoß etwa 50 Prozent über den deutschen. Später stellte sich heraus, dass die Angaben zum US-Flugzeug- und Schiffsbau de facto sogar noch zu niedrig geschätzt worden waren. Als Göring diese Zahlen las, erklärte er Schellenberg einfach für verrückt. Auch Hitler machte sich über den Bericht lustig, um dann aber umgehend zu befehlen, dass niemand von ihm Kenntnis erhalten dürfe und etwaige Ausfertigungen eingezogen werden müssten. Auch spätere Bestätigungen der vorgelegten Zahlen änderten nichts an der gravierenden Unterschätzung des US-Potenzials.

Bei einem Besuch der Junkerswerke wurden dem Rüstungsminister Speer die Kurvenverläufe der erwarteten zukünftigen Bomberproduktion der USA, verglichen mit Deutschland, vorgelegt.<sup>162</sup> Speer fragte den Generaldirektor nach der Reaktion der deutschen Führung auf diese deprimierenden Vergleichszahlen. «Das ist es eben, sie wollen es nicht glaubend meinte er. Fassungslos brach er in Tränen aus.»<sup>163</sup>

1943 riefen Feldmarschall Milch und Rüstungsminister Speer kompetente Teilnehmer zu einer Tagung über Fragen der Luftrüstung zusammen.<sup>164</sup> Dabei wurden



erneut die Produktionszahlen des amerikanischen und deutschen Flugzeugbaus einander gegenübergestellt. Auch die zu erwartenden zukünftigen Zahlen wurden berücksichtigt. Speer berichtet, wie erschrocken die Runde angesichts der zu erwartenden Vervielfachung viermotoriger US-Tagbomber war. Göring lehnte die Auseinandersetzung mit diesen Zahlen ab, da Hitler erklärt hatte, sie seien nichts als Propaganda. Die gleiche Antwort erhielt auch Speer von Hitler, wann immer er auf diese Zahlen zu sprechen kommen wollte.

Speer fasst die Behandlung der gegnerischen Potenziale durch Hitler wie folgt zusammen:

*«Tatsächlich wusste er nichts über seine Gegner und weigerte sich auch, die Informationen, die ihm zur Verfügung standen, zu nutzen; vielmehr vertraute er seinen spontanen, von äusserster Geringschätzung bestimmten Eingebungen, wie widersprüchlich sie im einzelnen auch sein mochten.»<sup>165</sup>*

Eine militärische Planung, die auf falschen Voraussetzungen gründet, rächt sich – wir haben es schon gesehen – über kurz oder lang durch Misserfolge. Oft genügt dann das Eintreten bestimmter Ereignisse, die man nicht vorhergesehen hat und die gern als «zufällig» qualifiziert werden – die Witterungsverhältnisse vor Moskau im November/Dezember 1941 sind ein deutliches Beispiel hierfür. Eine solide bzw. «robuste» Planung hingegen bezieht möglichst viele Eventualitäten mit ein und kann daher auch durch «Zufälle» nicht so leicht aus den Angeln gehoben werden.

Ein gutes Beispiel für eine in diesem Sinne «robuste» Planung – allerdings des Gegners – spricht Speer im Zusammenhang mit der Landung alliierter Truppen in Nordafrika Anfang November 1942 an. Diese erfolgte in einer Art und Weise, in der sie Hitler niemals vorgenommen hätte. Als der Ort der Landung der eben gesichteten riesigen Flotte noch nicht feststand, dachte Hitler laut über die Möglichkeiten nach, die Landung könne sogar direkt in Mittelitalien oder Südfrankreich stattfinden und damit auf kürzestem Weg ins Herz Italiens bzw. in Richtung Deutschland zielen. Speer schreibt zu dieser Erwartung Hitlers: «Ihm wäre es nie eingefallen, ein solches Landeunternehmen nicht mit einem Coup zu verbinden. Die Truppen in ungefährdeten Positionen an Land zu bringen, von denen aus sie sich

methodisch entfalten konnten, nichts Unnötiges zu riskieren – das war eine Strategie, die seinem Wesen fremd war.»<sup>166</sup>

Nun hätte es ja sein können, dass die Spielernatur Hitlers durch Einflüsse aus dem Kreis seines politischen oder militärischen Führungspersonals abgeschwächt wurde. Immerhin bekleideten diese Führungspersonen hohe Ämter, trafen Entscheidungen in ihren Verantwortungsbereichen, verfügten ebenfalls über strategisch relevante Informationen und waren vor allem auf Gedeih und Verderb an das Schicksal Hitlers und seines Reiches gekettet. Damit stellt sich die Frage, ob sie nicht doch einen entsprechenden Einfluss auszuüben vermochten.

## 8.

### Zweifel am Risikokurs

Dass den Mitstreitern Hitlers zunehmend Zweifel kamen, war nur zu natürlich – ein neueres Werk verweist sogar in seinem Titel auf «Hitlers zweifelnde Elite».<sup>167</sup> Insbesondere interessiert im Folgenden, wie weit sie gewillt und in der Lage waren, dem oben geschilderten Risikokurs Hitlers etwas entgegenzusetzen. Grundsätzlich – so Speer – war Hitler empfänglich für Ratschläge, welche die Lage noch optimistischer bis illusionärer beurteilten als er selbst; mit offenem Widerspruch gegenüber Hitler in wichtigen Fragen musste man jedoch ab Herbst 1942 vorsichtig sein.<sup>168</sup> Eine echte Entscheidungsreflexion im Sinne der Führungslehre<sup>169</sup> war, dies dürfte bereits deutlich geworden sein, weder beabsichtigt noch möglich.

Bereits am 7. September 1942 hatte sich das in dramatischer Form gezeigt, als Generaloberst Jodl, einer der höchsten und einflussreichsten, zugleich dem Regime am nächsten stehenden militärischen Führer des Dritten Reiches, Hitler in der Beurteilung einer Führungsentscheidung des Oberbefehlshabers einer Heeresgruppe widersprochen hatte.<sup>170</sup> Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, in deren Folge alle Besprechungen nur noch in kleinstem Kreis und eisiger Atmosphäre stattfanden; die gemeinsame Mittagstafel entfiel ab sofort. Hitler, der ja zusätzlich zu dem Amt des Reichskanzlers auch das Amt des Kriegsministers und des Oberbefehlshabers über das Heer übernommen hatte, ernannte sich nunmehr auch noch zum Nachfolger jenes Oberbefehlshabers der Heeresgruppe.

Fast gleichzeitig wurde Halder, der Chef des Generalstabes, entlassen, weil er sich in einer ebenfalls heftigen Auseinandersetzung mit Hitler gegen das massen-

hafte sinnlose Verbluten der Soldaten und Offiziere ausgesprochen hatte.<sup>171</sup> Halder hatte die Erlaubnis für die 9. Armee verlangt, sich wegen untragbarer Verluste und unzureichenden Ersatzes zurückziehen zu können. Darauf warf Hitler seinem Generalstabschef übertriebene Bereitschaft zum Rückzug und mangelnde Härte vor. Halder entgegnete: «Ich habe sie, mein Führer. Aber da draussen fallen die braven Musketiere und Leutnants zu Tausenden, nur weil die Führung nicht den einzig möglichen Entschluss durchführen darf und ihr die Hände gebunden werden.»<sup>172</sup> Laut Irving verkörperte Halder für Hitler den Typus des Spezialisten, also eines Mannes, «der mir ganz genau erklärt, warum eine Sache nicht geht».<sup>173</sup> Stattdessen wollte Hitler nun einen Generalstabschef, der «immer zu allem bereit und optimistisch gestimmt [sei] [...] und die ‚ewigen Bedenken‘ Halders nicht kenne».<sup>174</sup>

Offener Widerspruch in einer so grundsätzlichen und zugespitzten Diktion und von Angesicht zu Angesicht, wie ihn Halder gewagt hatte, kam seitens hochrangiger Militärs nicht sehr häufig vor. Häufiger wurde moderater formuliert, gelegentlich auch durch Verschleierung oder Schaffung von Fakten operiert. Einige bedeutende Vorfälle werden in den nachfolgenden Kapiteln angesprochen. An dieser Stelle seien bereits die folgenden Beispiele erwähnt:

### Widerspruch der Feldmarschälle

Offenen oder verdeckten Widerspruch in unterschiedlicher Form gab es vor allem bei der Planung grosser Offensiven, z.B. des Westfeldzuges oder des Angriffs auf die Sowjetunion, sowie bei der Frage von möglichen Rückzügen. Letzteres ist ja anlässlich des drohenden Zusammenbruchs der deutschen Front Anfang Dezember 1941 vor Moskau oder ein Jahr später anlässlich der Einkesselung der 6. Armee in Stalingrad oft dargestellt worden. Auch die folgenden Rückzugsbewegungen in Russland, Afrika, Italien und Frankreich waren durch Versuche Hitlers gekennzeichnet, seine Militärs auch bei aussichtslosen Kräfteverhältnissen zum «Stehenbleiben» zu zwingen, was dann häufig zu Einkesselungen deutscher Verbände führte.

Hiervon betroffen war selbst Hitlers «Lieblingsgeneral», Feldmarschall Rommel. Seine Armee lag bei El Alamein seit Monaten einer immer grösser werdenden Übermacht der Engländer gegenüber, als am 23. Oktober 1942 ein massiver Angriff weit überlegener Kräfte auf die deutschen Stellungen losbrach.<sup>175</sup> Am 2. November 1942 meldete er an das Oberkommando der Wehrmacht, dass nach zehntägigem härtestem Kampf der englische Durchbruch und die eigene Vernichtung drohten. Hitler fasste seine Antwort in der folgenden Schlussformel zusammen: «Ihrer Truppe aber können Sie keinen anderen Weg zeigen, als den zum Siege oder zum Tode».<sup>176</sup> Rommel entschloss sich jedoch, auch ohne Genehmigung den Rückzug anzutreten. Obwohl vorher in Russland andere Generale wegen ähnlicher Verhaltensweisen abgesetzt, aus dem Heer ausgestossen oder zum Tode verurteilt worden waren, kam er ungestraft davon.

Mehr als anderthalb Jahre später wagte Rommel erneut die Konfrontation mit Hitler. Als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B in Frankreich hatte er den Abwehrkampf gegen die Invasion vom 6. Juni 1944 geführt und erneut die gewaltige Übermacht der westlichen Alliierten erfahren müssen. Darauf schrieb er am 15. Juli einen Brief an Hitler, in dem er wie folgt formulierte:

*«Die Truppe kämpft allerorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt dem Ende entgegen. Es ist m. E. nötig, die Folgerungen aus dieser Lage zu ziehen.»<sup>177</sup>*

Dies war nichts anderes als ein verdeckter Appell zu politischem Handeln bzw. zu Verhandlungen und damit in den Augen Hitlers für einen Militär ein unerhörter Schritt.

Wenn Hitler persönlich nicht anwesend war, kam es teilweise zu erstaunlichen Ausbrüchen des Zweifels – Hitler hätte gesagt: Defätismus – innerhalb der hohen Führerschaft des Dritten Reiches. Anfang August 1943 kamen die Reichsminister, Staatssekretäre, Reichs- und Gauleiter in Berlin zu einer Tagung zusammen. In den Tagen davor hatten einschneidende Ereignisse die Siegeszuversicht der Bevölkerung wie auch der NS-Führerschaft arg strapaziert. Hamburg war einem bislang beispiellosen mehrtägigen Bombardement ausgesetzt gewesen, und in Italien war

Mussolini abgesetzt worden. Goebbels sollte der versammelten Führerschaft wieder mehr Glauben an den Endsieg einflößen. Sein Pressereferent, von Oven, beschreibt, was Goebbels ihm hinterher über die Versammlung berichtete:

*«Nach seiner Schilderung lag eine Wolke von Defaitismus über der illustren Versammlung. Dies Führungskorps des Dritten Reiches muss den Eindruck einer Versammlung von Lohgerbern gemacht haben, denen die Felle weggeschwommen sind. So rief beispielsweise der Staatssekretär des Göringschen Luftfahrtministeriums, der kugelrunde, lebenslustige Feldmarschall Milch bei der Erörterung des Luftkrieges und besonders der Hamburger Katastrophe ein über das andere Mal aus: ‚Wir haben den Krieg verloren! Endgültig verloren! ‚»<sup>178</sup>*

Goebbels konnte, wie er von Oven schilderte, das «hysterische Geplärr» des zweiten Mannes der Luftwaffe und Stellvertreters von Göring erst dadurch beenden, dass er an seine Offizierschere als Feldmarschall appellierte.<sup>179</sup> Dieser Vorgang ist umso erstaunlicher, als Äusserungen dieser Art in der Öffentlichkeit zunehmend schärfer verfolgt wurden und Milch obendrein in den Augen der NS-Führung durch Behauptungen einer nicht arischen Herkunft belastet war.

Es gab also in den Kreisen der obersten militärischen Führer durchaus die Erkenntnis, dass die Entwicklung einen verhängnisvollen Verlauf nahm. Unter den Feldmarschällen waren es neben dem schon erwähnten Rommel vor allem von Witzleben und von Kluge, die daraus Konsequenzen zogen. Sie waren – in unterschiedlicher Masse, worauf in nachfolgenden Kapiteln eingegangen wird – mit dem Widerstand verbunden. Wäre es ihnen möglich gewesen, ausreichende Teile der Wehrmacht hinter sich zu versammeln, hätte ein Sturz Hitlers durch das Militär noch die grössten Aussichten gehabt.

## Die Zweifel der NS-Führungsgruppe

Risikobegrenzende Einflüsse waren grundsätzlich auch aus den Kreisen der politischen Führungsgruppe um Hitler möglich. Dies umfasst jene politischen – und zum

Teil militärischen – Mitstreiter Hitlers, die den obersten Führungskreis rund um Hitler bildeten und in regelmässigem Kontakt zu ihm standen: Goebbels, Göring, Himmler und Speer. Bis auf Speer waren sie mit Hitler durch jahrzehntelange Gefolgschaft verbunden, waren in höchste Ämter aufgerückt und galten deshalb als die engsten und wichtigsten Gefolgsleute des Diktators. Entsprechend waren sie am Programm Hitlers und seiner Umsetzung vielfach beteiligt; sie hatten aber auch immer die Gelegenheit und Möglichkeit, auf die Spielernatur Hitlers bzw. seinen politisch-militärischen Risikokurs mässigend einzuwirken. Mit Ausnahme von Himmler, der hier eigene Wege im Verborgenen beschritt, unternahmen sie in unterschiedlichem Ausmass, auf unterschiedliche Weise und zu unterschiedlichen Zeitpunkten Vorstösse dieser Art.

Ihre Motivation entsprang allerdings nicht ethisch-moralischen Skrupeln; dazu waren sie alle, wenn auch in unterschiedlichem Umfang, viel zu lange in die Verbrechen des Regimes verstrickt. An ihrer grundsätzlichen Beurteilung können die nachfolgend beschriebenen Versuche einer Einflussnahme also nichts ändern. Es trieb sie vielmehr die Besorgnis der sich abzeichnenden totalen Niederlage Deutschlands um. Gemeinsam war ihnen der Zweifel am «Endsieg»; in diesem Sinne kann man sie mit Karl-Günter Zelle als «Hitlers zweifelnde Elite» bezeichnen.<sup>180</sup>

Zelle weist dabei allerdings auf zweierlei hin:<sup>181</sup> Zum einen scheinen diese Zweifel kein permanenter Zustand gewesen zu sein; es gab immer wieder Phasen der Illusionen und der Siegeszuversicht. Zum anderen änderte sich auch in Phasen des Zweifels nichts daran, dass sie nach aussen hin einen ungebrochenen Glauben an Hitler zur Schau trugen, ihm gegenüber Gefühle der Treue hegten und bereit waren, seine Befehle (von späten Ausnahmen abgesehen) zu befolgen. Nicht nur nach aussen hin trugen sie Hitlers politisch-militärischen Risikokurs also überwiegend mit und setzten ihn auf ihrem eigenen Aufgabengebiet um. Insoweit haben sie – auch unter Berücksichtigung der nachfolgend beschriebenen Vorstösse bzw. Aktivitäten – unterm Strich den Risikokurs Hitlers wesentlich mehr gefördert als gehemmt. Dieser Umstand darf bei den folgenden Ausführungen nicht vergessen werden.

Bei näherer Betrachtung gab es zwischen den vier angesprochenen Personen, was ihre Aktivitäten gegenüber der Risiko- und Untergangspolitik Hitlers betraf, wichtige Unterschiede und Besonderheiten.

## Goebbels

In zwei Bereichen versuchte Goebbels Hitler mässigend zu beeinflussen. Der erste betraf die Besatzungspolitik im Osten. Hier wurde ihm durch verschiedene Berichte im Laufe des Jahres 1942 zunehmend klar, welchen Widerstand gegen die Deutschen die Unmenschlichkeiten und die rigorose Unterdrückung und Ausbeutung in den besetzten Gebieten erzeugten; insbesondere die Partisanentätigkeit und die damit zusammenhängende Gefährdung des Nachschubs waren dabei wichtige Punkte.<sup>182</sup> Eine Denkschrift des Generalstabs des Heeres stützte derartige Überlegungen.<sup>183</sup> Goebbels Überlegungen erstreckten sich unter anderem auf die Verteilung von Kolchosland an die Bauern, mehr Toleranz in religiösen Fragen und die Bildung von «Scheinregierungen» aus einheimischen Kräften. Ein von Goebbels unterstützter Entwurf der Wehrmachtpropaganda enthielt dabei sogar den Verzicht auf Annexionen.

Goebbels trug Hitler die Erwägungen zu einer solchen «Ostproklamation» am 8. März 1943 vor, erhielt aber den Bescheid, die Lage im Osten sei «noch nicht genügend stabilisiert und erfolgversprechend».<sup>184</sup> Zumindest durfte er aber eine neue «Sprachregelung» in Form eines Erlasses verbreiten.<sup>185</sup> Dass mehr nicht erreicht werden konnte, schob er gern auf seinen ungeliebten Kollegen, den Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg; mit diesem stritt er sich noch lange Zeit über die beiderseitigen Kompetenzen. Letztlich scheiterte Goebbels aber bei dieser wie auch bei der anderen Frage, bei der er den Diktator zu beeinflussen suchte, an Hitler selbst. Die ständige Kritik von Goebbels an Ministerkollegen wie Rosenberg, von Ribbentrop und Göring sollte nur darüber hinwegtäuschen, dass Hitler selbst für viele Missstände die letzte Verantwortung trug.<sup>186</sup>

Auch in der Aussenpolitik versuchte Goebbels auf Hitler mässigend einzuwirken. Hier schob er alle Versäumnisse und Fehler immer wieder auf Ribbentrop und wollte am Ende konsequenterweise sogar dessen Nachfolge antreten.<sup>187</sup> Ende September 1944 sandte er eine Denkschrift zur Aussenpolitik an Hitler, in deren Mittelpunkt die Beendigung des Zweifrontenkrieges stand; insbesondere ein Sonderfrieden mit der Sowjetunion schien ihm aussichtsreich. Bei einem erneuten Vorstoss



in einem Gespräch am 22. Januar 1945 erfuhr Goebbels jedoch, dass Hitler eher an Gespräche mit den Westmächten dachte, die selbst aber keine Gesprächsbereitschaft erkennen liessen.<sup>188</sup> Auch in der Folgezeit suchte er weiter Hitler in diese Richtung zu bewegen, musste sich aber mit Verweis auf mangelnde Erfolgsaussichten weiter vertrösten lassen.

## Göring

Hermann Göring war formal lange Zeit der «zweite Mann» im Dritten Reich. Dennoch bewegten auch ihn Befürchtungen, die Pläne und das Vorgehen Hitlers könnten scheitern und zu einer totalen Niederlage Deutschlands führen, zu verschiedenen Vorstössen, bei denen er Hitlers Haltung beeinflussen wollte.

Bedenken Görings, der aussenpolitische Kurs des Diktators könnte doch überzogen sein, wurden erstmals in der Sudetenkrise im Herbst 1938 deutlich.<sup>189</sup> Er hielt Deutschland für einen Krieg noch nicht ausreichend gerüstet. Hitler gegenüber gab er auch zu bedenken, dass sich der Westwall noch im Rohbau befinde. Als dies keinen Erfolg hatte, setzte er sich für ein Treffen zwischen dem englischen Premierminister Chamberlain und Hitler ein, das bekanntlich auch zustande kam. Allerdings stellte Hitler nach dem ersten Treffen ein Ultimatum, und die Gefahr eines Kriegsausbruchs wurde akut. Göring sah einen Hauptverantwortlichen dafür in Ribbentrop, weshalb er sich, wie er verlauten liess, wünschte, diesen bei einem Angriff im ersten Flugzeug neben sich sitzen zu haben. Sein auf dem Umweg über Mussolini lancierter Entwurf für das Münchner Abkommen bildete dann die Grundlage für die Einigung.

In die Zeit vor dem Angriff auf Polen im Herbst 1939 fallen einige Versuche Görings, das Verhältnis zu England zu verbessern.<sup>190</sup> Bekannt geworden sind vor allem die Londoner Sondierungen des Schweden Dahlerus im Auftrag Görings. Zweimal versuchte Göring auch im direkten Gespräch mit Hitler zu intervenieren, wobei das bereits zitierte Wort vom «Vabanquespielen» fiel. Für das Scheitern aller Bemühungen sah Göring auch hier wieder Ribbentrop als den Hauptschuldigen. Obwohl dessen Rolle sehr kritisch gesehen werden kann,<sup>191</sup> verschleierte Göring – wie zuvor Goebbels – mit seiner Attacke, dass Hitler, den man schwerlich derart

frontal angreifen konnte bzw. wollte, die Hauptverantwortung für die Aussenpolitik trug.

Im September/Oktober reiste Dahlerus im Auftrag Görings erneut zu Chamberlain. Auch warnte Göring Hitler im November erneut vor einem Angriff im Westen, ein Jahr später vor dem Angriff im Osten.<sup>192</sup> Am 9. Juni 1941 unternahm Göring einen letzten Versuch, den Angriff auf die Sowjetunion zu verhindern. Über seinen Mittelsmann Dahlerus informierte er die Westmächte zweimal über den Angriffstermin auf die Sowjetunion, beging aus der Sicht des NS-Regimes also Hochverrat.<sup>193</sup>

Bekanntlich änderten auch diese Vorstösse nichts am Lauf der Ereignisse. Göring zog sich zunehmend zurück;<sup>194</sup> teilweise spielte dabei Resignation eine Rolle, teilweise scheute er auch die immer stärker werdenden Vorwürfe Hitlers wegen des «Versagens» der Luftwaffe. Auch seine Freude am Wohlleben spielte eine Rolle. Zur Veranschaulichung mögen zwei Szenen aus dem Krieg dienen:

*Die erste spielte während eines langen Berichtes über die Lage im Luftkrieg.*

*Mittendrin fragte «Göring plötzlich seinen Staatssekretär Gritzbach mit donnernder Stimme: .Gritzbach, wie ist die Lage?¹ Alles erstarrte. Peinliches Schweigen breitete sich aus. Ja, ja, Herr Reichsmarschall, hm, wir haben die Lage doch gerade besprochen ... .Na, Mensch, diese Lage meine ich doch nicht! Die Lage, die mich wirklich interessiert, ist die in Rominten! Wo ist das Wild? Wo stehen die Hirsche?´»¹⁹⁵*

Die zweite Szene stammt aus den Abhörprotokollen der Engländer im Lager Trent Park nördlich von London, wo deutsche Generale gefangen gehalten wurden. Der General der Fallschirmtruppen Ramcke berichtete von einem dienstlichen Besuch bei Göring in Carinhall.<sup>196</sup> Er schilderte anschaulich und unter dem Gelächter seiner Generalskameraden, wie Göring ihn zunächst einen halben Tag warten liess, weil er erst mittags aufgestanden war, und dann zuerst mit seinen Kunstexperten über neue Gobelins, Ölgemälde usw. sprechen wollte. Schliesslich tauchte er in einem knöchellangen Seidenmantel mit goldenen Verzierungen, mit Lackpumps an den Füüssen, schmuckbehangen und in einer Wolke von Wohlgerüchen auf.

Dazu passt der Kommentar Görings, als er 1945 von den Amerikanern verhaftet wird: «Wenigstens 12 Jahre anständig gelebt!»<sup>197</sup>

## Himmler

Mit der Person Heinrich Himmlers würde man Widerstand gegen die Politik Hitlers am wenigsten in Verbindung bringen. Immerhin galten Treue und unbedingter Gehorsam als die hervorstechenden Eigenschaften der SS, deren oberster Führer er war. Offener Widerspruch seitens Himmlers gegenüber Hitler ist auch nicht überliefert – mit Ausnahme des von den Alliierten öffentlich gemachten Friedensangebotes Himmlers am Ende des Krieges. Wohl aber gibt es Äusserungen und Handlungen Himmlers, die eine frühzeitige Skepsis gegenüber Deutschlands Kriegsaussichten erkennen lassen und von Hitler nicht anders als Verrat gedeutet worden wären.<sup>198</sup> Gerade bei Himmler ist es allerdings wichtig, nochmals zu betonen, dass eine solche Skepsis nichts zu tun hat mit einer Distanzierung gegenüber den Taten des NS-Regimes. Hier war und blieb Himmler dem verbrecherischen Kurs Hitlers verhaftet; auch die Vorstösse zur Freilassung bzw. zum Austausch von Juden entsprangen allein den Befürchtungen einer bevorstehenden Niederlage.

Von solchen Aktionen und Verhandlungen zum Austausch begrenzter Zahlen von Juden gegen Lastwagen, Waren, Geld oder auch hinter der Front eingeschlossene Rumäniendeutsche berichten z.B. Longerich oder Schellenberg im Einzelnen.<sup>199</sup> Die zum Teil erfolgreichen Verhandlungen mit Vertretern ausländischer jüdischer Organisationen oder Persönlichkeiten aus neutralen Ländern begannen Mitte 1944 und endeten erst kurz vor Kriegsende; neben Juden umfassten sie auch andere inhaftierte Personengruppen. Longerich schreibt, es sei unklar, «bis zu welchem Zeitpunkt und in welchen Einzelheiten Himmler Hitler über diese Verhandlungen informierte.»<sup>200</sup>

Über die Skepsis Himmlers gegenüber den Kriegsaussichten Deutschlands gibt vor allem ein Gespräch zwischen Schellenberg, dem Chef des Auslandsnachrichtendienstes, und seinem Vorgesetzten Heinrich Himmler Aufschluss.<sup>201</sup> Hierzu schreibt Klaus Harpprecht, der mit Schellenberg nach dem Krieg bis kurz vor dessen

Tod noch Gespräche geführt hat: «In seinen Memoiren stehen lange Aufzeichnungen über ein entscheidendes Gespräch, das er im August mit Himmler bei Besuch im Hauptquartier des ‚Reichsführers‘<sup>4</sup> in Schitomir geführt hat. Es ist verbürgt, dass Schellenberg von diesem Zeitpunkt an nicht mehr davon abliess, Himmler von der Notwendigkeit eines Friedensschlusses zu überzeugen.»<sup>202</sup>

Bemerkenswert ist der Zeitpunkt der Unterredung, nämlich Anfang August 1942. Zu dieser Zeit wurden im Rahmen der deutschen Sommeroffensive immer weitere Teile im Südosten der Sowjetunion erobert; der Zeitpunkt der grössten Machtausdehnung des Dritten Reiches stand erst noch bevor. Es lag allerdings in der Natur des Aufgabenbereichs von Schellenberg, die Kräfteverhältnisse und weitere Entwicklung realistischer einschätzen zu können als fast alle anderen Stellen und Personen.

Daher konfrontierte er Himmler mit der Idee einer «Alternativlösung zur Beendigung des Krieges.»<sup>203</sup> Nach einer spontanen, brüskten und drohenden Zurückweisung und Zurechtweisung Schellenbergs liess sich Himmler in dem Gespräch dann allmählich auf die Idee von Friedenssondierungen ein. Zusammen mit Schellenberg markierte er auf einer Europakarte die Gebiete, die Gegenstand von Friedensgesprächen sein sollten. Dabei gab Himmler die Bereitschaft zu erkennen, fast alle annektierten Gebiete zur Disposition zu stellen. Einschränkungen machte er hinsichtlich Österreich, dem Sudetenland, dem Baltikum und Polen.

Die Sondierungen – so Schellenberg – sollten nicht durch offizielle Kanäle, sondern auf der Ebene des Geheimdienstes betrieben werden. Als Zeichen, dass es die deutsche Seite ernst meine, sollte Ribbentrop als Aussenminister abgelöst werden. Letzteres sicherte Himmler am Ende zu. Ausserdem erteilte er Schellenberg die Erlaubnis, über geheime Kanäle Verbindung zu den Westmächten aufzunehmen. Die Initiative Schellenbergs scheiterte jedoch letztendlich.<sup>204</sup>

Etwa zur gleichen Zeit – so berichtet unter anderen Joachim Fest – hatte sich Himmler ein medizinisches Gutachten über Hitler besorgt, das Himmlers Leibarzt zu dem Kommentar bewegte, Hitler gehöre in eine Nervenheilanstalt statt ins Führerhauptquartier.<sup>205</sup> Es gibt auch, etwa im Rahmen von Gesprächen zwischen Himmler und Goebbels, Indizien dafür, dass am Ende des Krieges die Ausschaltung Hitlers kein Tabu mehr gewesen sein muss.<sup>206</sup>

## Speer

Opposition gegen den politisch-militärischen Risikokurs Hitlers kam vonseiten des Rüstungsministers Speer fast ausschliesslich im Rahmen seines wehrwirtschaftlichen Aufgabengebietes und immer stärker mit dem Heranrücken des Kriegsendes. So teilte Speer Hitler nach dem mehrtägigen Grossangriff auf Hamburg Ende Juli 1943 mit, dass eine Ausdehnung von Angriffen dieser Art auf sechs weitere Grossstädte die deutsche Rüstung zum Erliegen bringen würde.<sup>207</sup> Ein halbes Jahr später soll Speer mit Hitler über die Idee eines Sonderfriedens mit Russland gesprochen haben; Hitler habe dabei die Demarkationslinie von 1939 als möglichen Grenzverlauf bezeichnet.<sup>208</sup>

Im Mai 1944 wurden verschiedene Produktionsstätten für Treibstoff von amerikanischen Tagbombern erfolgreich angegriffen. Speer sagte Hitler daraufhin das drohende Ende der Versorgung auf diesem zentralen Gebiet voraus.<sup>209</sup> Hitler antwortete zunächst – wie fast immer, dabei unterstützt von Keitel und Göring – mit beschwichtigenden und verharmlosenden Floskeln, nach denen man es schon schaffen werde usw. Als aber die ebenfalls anwesenden Industriellen ihre Warnungen fortsetzten und mit Fakten und Zahlen weiter untermauerten, änderte sich Hitlers Reaktion: «Plötzlich ging Hitler dazu über, sie zu ermuntern, die Situation ganz nüchtern zu analysieren: es schien, als wolle er endlich einmal die unangenehme Wahrheit hören, als sei er müde all der Verschleierungen, falschen Optimismen, der verlogenen Liebedienerei.»<sup>210</sup>

Auch lieferte Speer Hinweise auf bevorstehende Knappheiten bei zentralen Rohstoffen – so am 5. September 1944, wo er das Erliegen der gesamten Rüstung ab Anfang 1946 infolge des Fehlens von Chrom ankündigte. Etwa zur gleichen Zeit wandte sich Speer auch gegen übertriebene Hoffnungen und Massnahmen bei der Auskämmung der in der Wirtschaft Beschäftigten zugunsten der Aufstellung neuer Truppen.<sup>211</sup>

Daneben opponierte Speer immer stärker gegen die Politik der «verbrannten Erde», wie sie Hitler nunmehr auch für den Rückzug deutscher Truppen auf Reichsgebiet befohlen hatte.<sup>212</sup> Er erreichte eine Abschwächung dieser Anordnung – insbesondere durch das vorgeschobene Argument, bei irreparablen Zerstörungen von

Industrieanlagen und Infrastruktur wären diese Gebiete dann auch bei einer deutschen Rückeroberung nicht mehr für die deutsche Rüstung verwendbar. Am 30. Januar 1945 übersandte Speer schliesslich Hitler eine Denkschrift, die das nahe Ende der Rüstungswirtschaft voraussagte und mit der Aussage schloss: «Das materielle Übergewicht des Gegners ist danach auch nicht mehr durch die Tapferkeit unserer Soldaten auszugleichen.»<sup>213</sup>

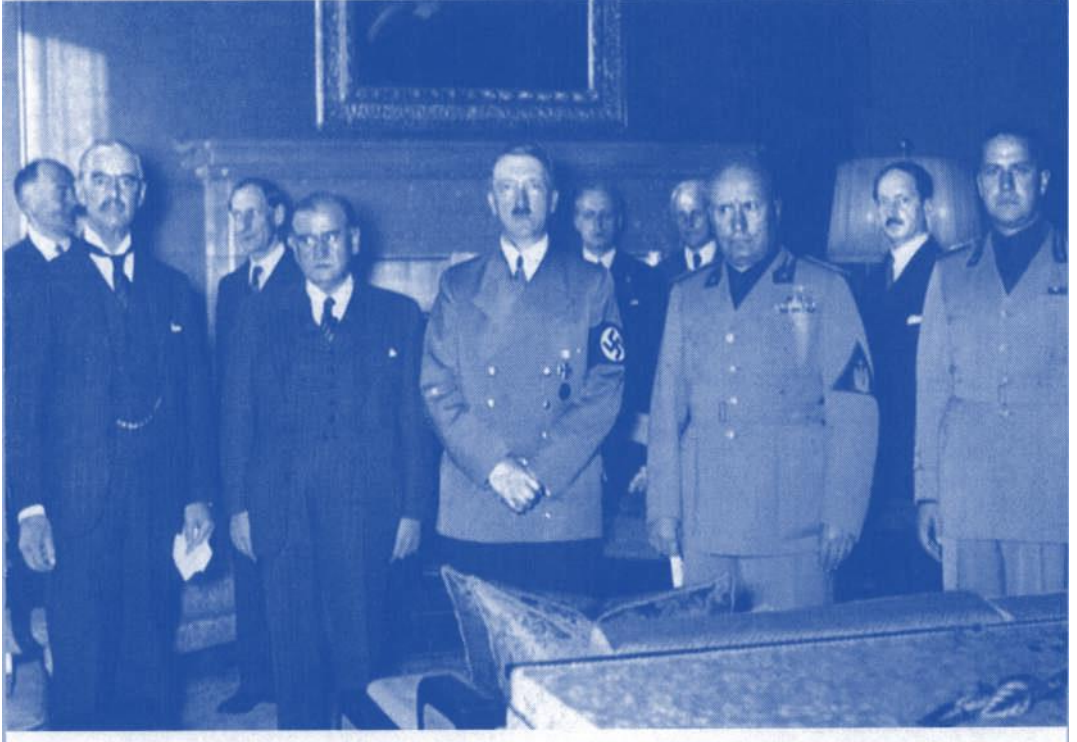
Insgesamt gesehen war Speer in seiner Beziehung zu Hitler zunehmend zwischen widerstreitenden Gefühlen und Erkenntnissen hin und her gerissen. Diese Gespaltenheit Speers wird auch in dem nicht umgesetzten, aber im Nürnberger Prozess bestätigten Plan eines Attentates auf Hitler im Februar 1945 deutlich.<sup>214</sup>

*Insgesamt gesehen offenbart sich trotz der vorstehenden Ausführungen ein hohes Mass an Gefolgschaft bei seinen engsten politischen Mitstreitern, das Hitlers Regime stützt. Nur punktuell kommt es bei ihnen zu Artikulationen von Zweifeln am Risikokurs des Diktators, und immer auch nur aus Befürchtungen einer Niederlage Deutschlands heraus – nicht auf einer prinzipiell moralisch-ethischen Ebene.*

Dies ist einer der fundamentalen Unterschiede zu den Akteuren, um die es im Folgenden gehen wird. Auch sie belastete häufig die Sorge um den Untergang Deutschlands; gleichzeitig kennzeichnete sie aber in der Regel eine prinzipielle moralisch-ethische Distanzierung von den Taten des Regimes.

Der Widerstand gegen das NS-Regime hatte unterschiedliche Wurzeln und umfasste demgemäss auch vielfältige Gruppen von Personen und Institutionen inner- und ausserhalb Deutschlands.<sup>215</sup> Es sei daher einleitend angemerkt, dass im Folgenden lediglich ausgewählte Personen und Aktionen des Widerstandes angesprochen werden können. Da sich das vorliegende Buch schwerpunktmässig mit Aktionen beschäftigt, bei denen das Schicksal Hitlers buchstäblich «am seidenen Faden» hing und er nur durch einen «glücklichen Zufall» gerettet wurde, stehen hier die Widerstandsgruppen im Fokus, welche die wirkmächtigsten Aktionen durchführen konnten. Dies war in erster Linie die «Militäropposition»<sup>216</sup>. Darunter sollen jene Kreise verstanden werden, die im Umkreis oder mit Wissen höchster Militärs (insbesonde-

re Beck, Halder, Canaris, von Kluge, von Witzleben) tätig wurden. Unter den Personen, die nicht zur Militäropposition zählten, wird Johann Georg Elser hervorgehoben, da seine Aktion nicht nur bemerkenswert früh erfolgte, sondern auch extrem wirkmächtig war und das Walten des Zufalls in besonderer Weise verdeutlicht.



Die Staatschefs beim Münchener Abkommen am 29. September 1938



## 9.

### 28. September 1938 Ein Telefonanruf in letzter Stunde

In der breiten Öffentlichkeit ist nur wenig bekannt, dass es schon 1938 Putschpläne höchster militärischer Führer gegen Hitler gab. Den Hintergrund bildete der bereits charakterisierte und sofort im Jahr 1933 begonnene Risikokurs Hitlers. Welche Stationen dabei konkret eine Rolle spielten, wird nach der Schlüsselszene des 28. September noch erläutert werden. Hervorzuheben ist vor allem, dass Hitler mit seinem Risikokurs bis zu diesem Tag immer Glück gehabt hatte, aber in der «Sudetenkrise» nunmehr offensichtlich zu weit ging.

Bereits unmittelbar nachdem er im März 1938 den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich herbeigeführt hatte, setzte Hitler sich neue, riskante Ziele: «Wenige Tage nach seiner Rückkehr aus Wien beugte er sich gemeinsam mit Goebbels über Landkarten: ‚Zuerst kommt nun die Tscheche! dran/›<sup>217</sup> Am 21. April befahl er, einen Angriff auf die Tschechoslowakei vorzubereiten.<sup>218</sup> Dabei stellten sich zwei Probleme: Erstens war mit einem Eingreifen der europäischen Grossmächte zu rechnen; auch für England zeichnete sich ab, dass es für den Fall des deutschen Angriffs auf die CSSR an der Seite Frankreichs kämpfen werde. Hitler war bereit, dieses Risiko in Kauf zu nehmen. Zweitens war aber Deutschland auf einen solchen Krieg nur unzureichend vorbereitet. Daher trat – nach vergeblichen Protesten in Form von Denkschriften – der Generalstabschef Beck Mitte August zurück.

Sein Nachfolger Halder nahm sogleich erste Vorbereitungen zu einem Staatsstreich auf.<sup>219</sup> Dieser sollte in dem Moment in Gang gesetzt werden, wo Hitler den Marschbefehl gegen die Tschechoslowakei ausgeben würde. Es gelang sogar, auch den an sich zögerlichen Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch in die Aktion einzubeziehen. Die konkrete militärische Durchführung stand unter der Leitung des Kommandierenden Generals des III. Armeekorps, Erwin von Witzleben; seine wichtigsten Mitverschworenen aus der Wehrmacht waren General Graf von Brockdorff-Ahlefeldt sowie Oberst Paul von Hase. Wesentlich an der Organisation des Staatsstreichs beteiligt war auch Hans Oster, Chef der Zentralabteilung im Amt «Ausland/Abwehr».

Berlin, 28. September 1938: Schon seit Tagen warten die Angehörigen des Stosstrupps unter Oberstleutnant Heinz in verschiedenen Berliner Wohnungen.<sup>220</sup> Vom Amt «Ausland/Abwehr» sind Waffen, Munition und Sprengstoff in ausreichender Menge bereitgestellt. Der Stosstrupp Heinz soll bei der Besetzung der Reichskanzlei zum Einsatz kommen und bis zum Arbeitszimmer Hitlers vordringen, um ihn dort festzunehmen. Der Diplomat Erich Kordt und der stellvertretende Polizeichef von Berlin, Graf von der Schulenburg, sollen dafür Sorge tragen, dass der Eingang der Reichskanzlei nicht versperrt ist. Kordt weiht in letzter Stunde einen weiteren Angehörigen des Auswärtigen Amtes, Spitzzy, in die Aktion ein: «Sollte heute Nachmittag um vierzehn Uhr Hitler die Mobilisierungsorder tatsächlich unterschreiben, dann werden die Panzereinheiten von Potsdam unter General von Witzleben nach Berlin rollen, Hitler und die Reichsregierung festsetzen.»<sup>221</sup>

Was nur wenige wissen: Oberstleutnant Heinz hat sich längst entschlossen, den Plan für einen Staatsstreich in einem zentralen Punkt abzuändern.<sup>222</sup> Er hat Oster überzeugt, dass es unrealistisch sei, Hitler nur gefangen zu nehmen und vor Gericht zu stellen, ihn unter Umständen auch für geisteskrank zu erklären. Ein lebender Hitler sei stärker als alle Truppen Witzlebens zusammen. Darauf hat Oster befohlen:

*«Der Weg in das Hitlersche Arbeitszimmer ist mit Gewalt zu erzwingen. Unter dem Vorwand, die SS habe den Kampf eröffnet, ist, falls die SS nicht tatsächlich Widerstand leistet, [...] ein Zwischenfall zu provozieren,*

*bei dem Adolf Hitler und möglichst viele Angehörige seines Stabes zu erschossen sind.»<sup>223</sup>*

Nicht nur Heinz und seine Männer wissen also genau, was heute auf sie zukommt; auch andere polizeiliche und militärische Massnahmen sind abrufbereit, etwa die Besetzung des Rundfunks und die Verbreitung von Aufrufen an die Bevölkerung. Die Mobilisierung soll in wenigen Stunden stattfinden – und damit auch die Auslösung des Putsches.

Da klingelt im Ministerbüro des Auswärtigen Amtes, in dem Kordt und Spitzky mit geladenen Pistolen auf den Beginn der Aktion warten, das Telefon.<sup>224</sup> Spitzky nimmt ab und ist mit dem italienischen Botschafter Attolico verbunden. Dieser kündigt aufgeregt eine persönliche Botschaft von Mussolini an Hitler an. Der Inhalt dieser Botschaft ist der englische Vorschlag, eine Viererkonferenz zur Lösung der Sudetenfrage einzuberufen. Diese wird schon für den nächsten Tag in München vereinbart. Die Mobilmachung wird abgesagt.

Ein Eingeweihter, Goerdeler, schrieb in jenen Tagen über die – misslungene – Aktion: «Es wäre das Ende Hitlers gewesen.»<sup>225</sup> So wie Oberstleutnant Heinz sich den tatsächlichen Ablauf gedacht hatte, war diese Aussage kaum zu bezweifeln.

## Die Vorgeschichte der Sudetenkrise

Das Schicksal Europas hing also schon in jenen Tagen am seidenen Faden, ein Jahr vor dem tatsächlichen Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Wie konnte es dazu kommen? Hier muss man die Vorgeschichte Revue passieren lassen. Sie hat vor allem zu tun mit den zahlreichen Verstössen Hitlers gegen den Vertrag von Versailles, die dieser Aktion vorangegangen waren und in den Augen Hitlers und seiner Anhänger als Erfolge gelten mussten. Davon fühlte er sich in seinem riskanten Handeln bestätigt und zu immer neuen Herausforderungen der Westmächte ermutigt.

Der Risikokurs begann bereits im Herbst 1933 mit dem Austritt aus dem Völkerbund und dem Rückzug aus den Genfer Abrüstungsgesprächen.<sup>226</sup> Hitler hatte infolge der militärischen Schwäche Deutschlands eine starke moralische Verhand-

lungsposition; der Appell an die anderen Mächte, abzurüsten oder sich mit einer Aufrüstung Deutschlands abzufinden, klang plausibel. Verbunden waren solche aussenpolitischen Schritte damals und auch später immer wieder mit Friedensbeteuerungen an die Adresse der europäischen Mächte.

Im Frühjahr 1935 folgte die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht.<sup>227</sup> Die neue Truppenstärke der Wehrmacht sollte 36 Divisionen umfassen, entsprechend 550.000 Soldaten – ein Vielfaches der Bestimmungen von Versailles. Mehrere Stunden lang blieb ungewiss, wie die europäischen Grossmächte reagieren würden. Besonders Italien, aber auch Frankreich war gewillt, einen energischen Gegenkurs zu steuern, und sie initiierten die Konferenz von Stresa zur Beratung von Gegenmassnahmen. Die britische Regierung signalisierte nach ihrem Protest jedoch weitere Kooperationsbereitschaft in Sachen Flottenabkommen. Dieses wurde im Juni abgeschlossen und sah eine Stärke der deutschen Kriegsmarine von bis zu 35 Prozent der britischen vor.

Der bislang riskanteste Coup Hitlers folgte am 7. März 1936, als Deutschland die entmilitarisierte Zone im Rheinland besetzte.<sup>228</sup> Der Friedensvertrag von Versailles hatte Deutschland die Errichtung von Befestigungsanlagen und die Stationierung von Truppen untersagt; beiderseits des Rheins waren auch jegliche militärische Vorbereitungen zu unterlassen. Dieser Status des Rheinlandes war erneut 1925 im Locarno-Pakt bestätigt worden. Es handelte sich bei der Rheinlandbesetzung also um einen doppelten Bruch von Verträgen. Besonders riskant war er, weil im Ernstfall die wenigen deutschen Divisionen einer riesigen Übermacht gegnerischer Kräfte gegenübergestanden hätten und zu einem Rückzug gezwungen gewesen wären.<sup>229</sup> Es gab daher für den als wahrscheinlich angesehenen Fall einer militärischen Konfrontation mit französischen Truppen die Anweisung, sich innerhalb einer Stunde zurückzuziehen. Immerhin erwog die französische Regierung tatsächlich kurzfristig ein militärisches Eingreifen. Während des Einmarsches war dann auch Kriegsminister Blomberg kurze Zeit bereit, Aachen, Trier und Saarbrücken wieder zu räumen.<sup>230</sup> Auch Hitler selbst hat das damalige Risiko entsprechend kommentiert:

*«Wären die Franzosen damals ins Rheinland eingerückt, hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen*

*Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht.»<sup>231</sup>*

Es ist kennzeichnend für die Spielernatur Hitlers, dass er dieses Risiko eingegangen ist und sich obendrein zu immer höherem Spieleinsatz ermutigt gesehen hat.

## Die Fritsch-Krise

Im Frühjahr 1938 und damit unmittelbar vor der Sudetenkrise kam es zu einer besonderen Belastung der Beziehungen zwischen Hitler und seinen führenden Militärs. Die sogenannte «Fritsch-Krise» soll aus zwei Gründen kurz dargestellt werden. Einmal schloss sich bereits der gleiche Verschwörerkreis gegen die NS-Führung zusammen wie im September des gleichen Jahres, auch wenn noch die letzte Entschlossenheit fehlte, Hitler zu töten. Zum zweiten spielte hier der Risikokurs Hitlers nicht die alleinige Rolle. Zusätzlich offenbarte sich im Agieren Hitlers eine besondere Missachtung von Menschenwürde, Recht und Gesetz.

Die Fritsch-Krise hatte zunächst scheinbar nur einen innenpolitischen Hintergrund. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch, war fälschlich beschuldigt worden, homosexuelle Handlungen vorgenommen zu haben. Hitler hatte ihn Anfang Februar seines Postens enthoben, obwohl die Gestapo schon zwei Wochen zuvor die Verwechslung mit dem Rittmeister a. D. Achim von Frisch entdeckt haben soll.<sup>232</sup> Anfang März kam auch die Verteidigung Fritschs auf die Spur des «Doppelgängers», der bei einer Vernehmung alles zugegeben hatte. Im Prozess wurde dann auch rasch die Unschuld Fritschs festgestellt.

Dies alles hinderte Hitler nicht daran, an der Ablösung von Fritsch festzuhalten. Joachim Fest bezeichnet sie als willkommene Chance Hitlers und bezieht sich dabei auf eine Geheimkonferenz, die am 5. November 1937 stattgefunden hatte und in Anlehnung an den Protokollanten unter der Bezeichnung «Hossbach-Protokoll» bekannt geworden ist.<sup>233</sup> Teilnehmer waren ausser Hitler der Aussenminister, der Kriegsminister und die Oberbefehlshaber der drei Teilstreitkräfte, für das Heer also Fritsch. Hitler legte – kurz zusammengefasst – dar, dass Deutschland neuen Lebens-

raum auf dem Kontinent erobern müsse und die Niederwerfung Österreichs und der Tschechoslowakei am Anfang stünden.

Die Reaktion auf diesen Vortrag war bei einigen Teilnehmern, zu denen Fritsch gehörte, negativ.<sup>234</sup> Sie äusserten Bedenken wegen der Risiken eines Krieges mit den Westmächten und entsprachen damit in keiner Weise Hitlers Wunschbild der Generalität:

*«Ein Fleischerhund, den man fest am Halsband haben müsse,  
weil er sonst jeden anderen Menschen anzufallen drohe.»<sup>235</sup>*

Fritsch und andere entsprachen diesem Bild offensichtlich nicht. Schon hier hilft Hitler aber wieder der Zufall, wie Fest anmerkt: «Und wie ihm in seinen Zwangslagen immer zugleich der Zufall zu Hilfe gekommen war, so spielte ihm auch jetzt eine Reihe von Ereignissen eine Chance zu.»<sup>236</sup> Gemeint ist natürlich die Blomberg-Fritsch-Krise – auch der Kriegsminister Blomberg hatte Bedenken geäussert und konnte drei Monate später von Hitler abgelöst werden.

Die aussenpolitische Dimension der Ablösung Fritschs bestand somit darin, dass sie Hitler den Weg freimachte für die nächsten Schritte, zu denen auch die hier besonders im Blickpunkt stehende Angriffsdrohung gegenüber der Tschechoslowakei gehört.

Die innenpolitische Dimension der Krise war der Putschplan, der sich aus der entwürdigenden Behandlung Fritschs entwickelte. Die Gestapo trug die Hauptverantwortung für die Falschanschuldigung Fritschs. Schellenberg, damals schon ein enger Vertrauter von Heydrich und später Chef des Auslandsnachrichtendienstes, sieht Heydrich als die verantwortliche Person für die Zuspitzung der Affäre.<sup>237</sup> Dieser habe das Belastungsmaterial nicht sorgfältig genug geprüft und – als ihm später Bedenken kamen – eine Richtigstellung unterlassen.

Auch Himmler schaltete sich laut Schellenberg auf besondere Weise in den Ermittlungsgang ein: «Er hatte während der Verhandlung gegen von Fritsch in einem dem Verhörzimmer nahegelegenen Raum etwa zwölf seiner vertrautesten SS-Führer beordert und diesen befohlen, durch Willenskonzentration einen suggestiven Einfluss auf den beschuldigten Generaloberst zu nehmen. Himmler war davon über-

zeugt, dass der Angeschuldigte unter dieser Einwirkung die Wahrheit reden müsse.»<sup>238</sup> Als Fritsch freigesprochen war, entschloss er sich, Himmler zum Duell zu fordern.<sup>239</sup> In einem Brief zählte er die Beleidigungen auf, die Himmler ihm angetan hatte, und schloss wie folgt: «Ich fordere Sie daher zum Zweikampf mit gezogenen Pistolen.»<sup>240</sup> Am Ende wurde der Brief aber nicht überbracht.

Himmler und Heydrich erwarteten angesichts der Verantwortung der Gestapo eine scharfe Reaktion der Generalität.<sup>241</sup> Während des Prozesses gegen Fritsch rief Heydrich eines Abends Schellenberg zu sich und befahl diesem, sich mit Pistole und Munition zu bewaffnen. Nach dem Essen äusserte Heydrich:

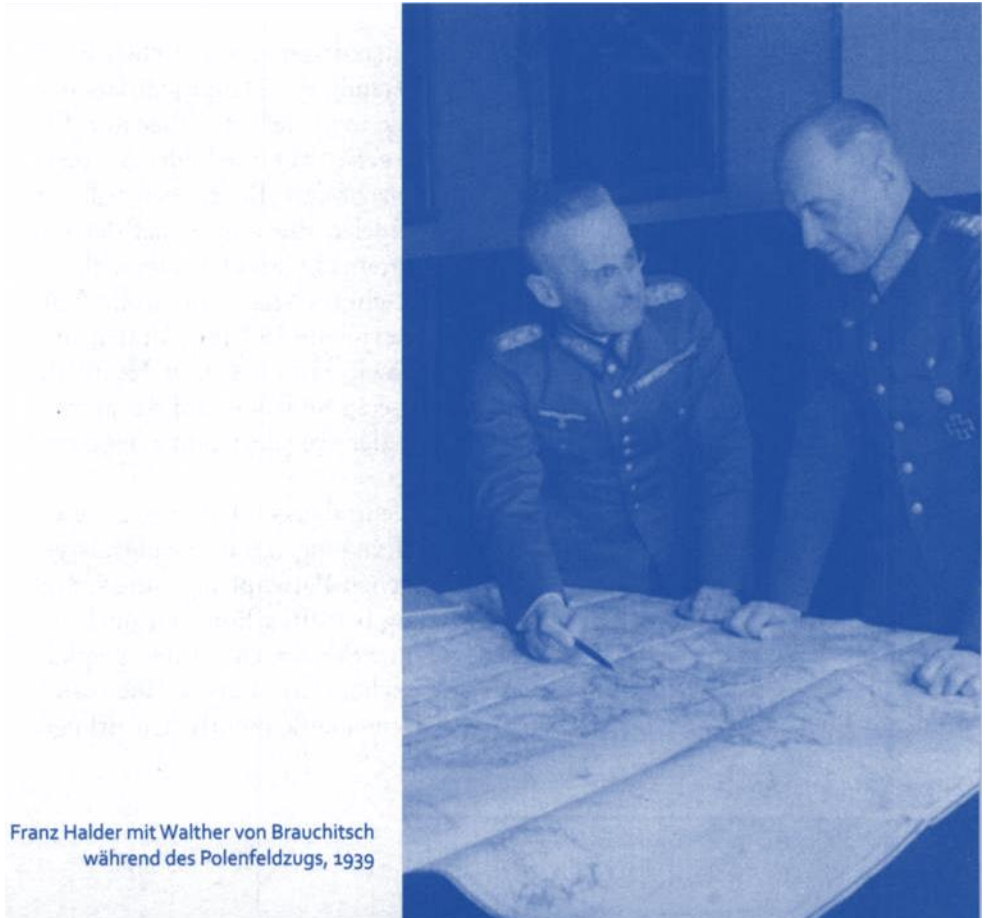
*«Wenn die in Potsdam nicht innerhalb einer Stunde losmarschieren,  
dürfte die Gefahr vorüber sein.»*<sup>242</sup>

Genau darüber gab es eine intensive Auseinandersetzung zwischen Beck und Halder.<sup>243</sup> Letzterer verlangte die Besetzung des Hauptquartiers der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse. Beck weigerte sich. Aber um ihn herum hatte sich ein Kreis entschlossener Verschwörer gebildet, zu dem Franz Halder, Stellvertreter und später Nachfolger Becks, der frühere Oberbürgermeister von Leipzig, Karl Goerdeler, sowie der Chef der militärischen Abwehr, Admiral Canaris, gehörten.<sup>244</sup> Unter Canaris wirkten weitere wichtige Mitverschwörer, nämlich Achim Oster sowie dessen Mitarbeiter Gisevius und von Dohnanyi. Gisevius und Oster planten, das Hauptquartier der Gestapo zu besetzen sowie Himmler und Heydrich zu verhaften. Das dort noch möglicherweise zu findende und das bereits vorhandene Beweismaterial sollte dann Hitler vorgelegt und obendrein publiziert werden.

Dies alles richtete sich also noch nicht zentral gegen Hitler selbst und wurde letztlich auch nicht umgesetzt. Insofern gingen die eingangs dargestellten und mit der Sudetenkrise verbundenen Putschpläne vom Herbst 1938, was Entschlossenheit und Zielsetzung betrifft, schon weit über die Pläne hinaus, die bei der Fritsch-Krise im Frühjahr eine Rolle gespielt hatten. Später, nach mittlerweile zwei gescheiterten Putschplänen und mit Blick auf die auch schon vorangegangenen aussenpolitischen

Erfolge Hitlers (Rheinlandbesetzung, Wiederbewaffnung, Anschluss Österreichs), soll Halder dann aber geäußert haben:

*«Was sollen wir nun noch tun? Es gelingt ihm ja alles!»*<sup>245</sup>





## 10.

### 5. November 1939 Mit halbem Herzen

Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Hitler konnte mit dem «Feldzug der 18 Tage» gegen Polen einen weiteren Erfolg an seine Fahnen heften. Noch vor Beendigung der Kämpfe versammelte er die oberste militärische Führung zur Verkündung neuer Ziele.<sup>246</sup> Am 27. September rückte er eine Offensive gegen Frankreich innerhalb der nächsten vier Wochen in den Bereich des Möglichen. Ausschlaggebend sei – so Hitler ein paar Tage später – die Friedensbereitschaft der Westmächte. Die Militärs, die eher einer defensiven, abwartenden Strategie zuneigten, danach aber gar nicht gefragt wurden, fühlten sich überfahren und sannem über Auswege nach. Ein solcher schien die Verschiebung der Offensive bis zum Frühjahr zu sein. Auch Hitler nahestehende Militärs wie Göring oder Reichenau suchten nach Alternativen.

Irgendwann in der zweiten Oktoberhälfte muss sich Hitlers Generalstabschef Halder entschlossen haben, Hitler auf seinem offensiven und gefährlichen Risikokurs mit Gewalt in den Arm zu fallen.<sup>247</sup> Am 31. Oktober führte er ein Gespräch mit Oberstleutnant Groscurth, dem Verbindungsoffizier zum Amt «Ausland/Abwehr».

*«Mit Tränen in den Augen beteuerte der Generalstabschef, er sei seit Wochen mit der Pistole in der Tasche zu Emil [also Hitler, d. Verf.] gegangen, um ihn evtl, über den Haufen zu schiessen.»<sup>248</sup>*

Er gab die Anweisung, einen Staatsstreich vorzubereiten. Hierzu griff man zum Teil auf Aktionspläne, Denkschriften und Verhaftungslisten vom September 1938 zurück.

5. November 1939: Hitler hat den Angriffsbefehl auf Frankreich und die Beneluxstaaten für den 12. November festgesetzt. Der Befehl, die dafür vorgesehenen Ausgangsstellungen zu beziehen, muss dem Oberbefehlshaber des Heeres spätestens um 13 Uhr an diesem 5. November bestätigt werden.<sup>249</sup> Mehrere Divisionen stehen für die Unterstützung des Verschwörerkreises bereit, der im Wesentlichen die gleichen Personen um Halder versammelt wie bereits während der Sudetenkrise. Die Heeresverbände sollen insbesondere das Regierungsviertel sowie Dienststellen der SS und Gestapo besetzen. Wie schon im September 1938 steht wohl erneut ein Stosstrupp gegen die Reichskanzlei bereit, von dem Hitler erschossen werden soll.

«So war die Lage um die Mittagszeit des 5. November, als Brauchitsch nervös durch die Gänge der Reichskanzlei schlich, um Hitler wegen der Entscheidung, den Westen anzugreifen, direkt entgegenzutreten.»<sup>250</sup> Die Verschwörer hoffen, dass sich der Oberbefehlshaber des Heeres bei einem Scheitern dieses letzten Versuches dem Staatsstreich anschliessen wird.<sup>251</sup>

Aber es kommt ganz anders. Das Gespräch zwischen Hitler und Brauchitsch nimmt eine dramatische Wendung und dauert nur 20 Minuten. Zuerst versucht Brauchitsch, Hitler klarzumachen, dass die Vorbereitungen für eine Westoffensive noch nicht weit genug gediehen seien. Ausserdem seien die Witterungsverhältnisse für ein solches Angriffsunternehmen ungünstig. Hitler erwidert knapp, die bemängelte unzureichende Ausbildung der Truppe sei kurzfristig nicht zu ändern und der Gegner leide im Übrigen unter dem Wetter in gleicher Weise.

Da greift Brauchitsch zu einem anderen Argument. Die deutsche Infanterie habe beim Angriff auf Polen moralische und technische Schwächen erkennen lassen. Ausserdem sei auch die Disziplin der Offiziere und Mannschaften wiederholt zu beanstanden gewesen. Damit ähnelten die Verhältnisse an der Front denen der Jahre 1917/18. Doch auf Derartiges scheint Hitler nur gewartet zu haben. Er inszeniert einen Wutausbruch, verlangt konkrete Beweise, Unterlagen, Angaben über die betroffenen Truppenteile sowie Auskunft, was veranlasst worden sei und ob insbeson-

dere Todesurteile gefällt worden seien. Er glaube das alles nicht und werde sich jetzt persönlich bei der Truppe von den Verhältnissen überzeugen. In Wahrheit hätten die Vorbereitungen nur darunter gelitten, dass die Armeeführung nicht kämpfen wolle! Er werde diese Denkweise, diesen «Geist von Zossen» jetzt aber ausrotten! Wütend verlässt er den Raum, knallt die Tür zu und lässt Brauchitsch am Boden zerstört zurück.

Auch Halder, der im Vorraum gewartet hat, ist danach voller Panik, befürchtet eine Aufdeckung des Putschvorhabens, kehrt zurück ins Hauptquartier in Zossen und vernichtet eilig alle Unterlagen, die mit dem geplanten Staatsstreich in Zusammenhang stehen.<sup>252</sup> Der Angriffsbefehl wird von Hitler bestätigt. Er muss dann zwar verschoben werden – und dies insgesamt 29 Mal –, wird aber am Ende in die Tat umgesetzt.

Nach diesem abgeblasenen Putschplan fasste Erich Kordt, der Leiter des Ministerbüros des Reichsaussenministers, den Entschluss, Hitler nunmehr im Alleingang zu töten.<sup>253</sup> Da er persönlichen Zugang zu Hitler hatte, der ihn seit Jahren kannte, wollte er ein Attentat mit einer Bombe durchführen. Die Beschaffung eines solchen Sprengkörpers war aber angeblich ohne Aufsehen in der Wehrmachtsbürokratie nicht möglich, und der Plan scheiterte. Kordt kommentierte dies wie folgt:

*«Da kommt so ein Zivilist, ein Rheinländer wie ich, und will das riskieren, was die preussischen Militärs schon längst hätte tun sollen, und da sind nun diese Berufshelden mit ihren Vorschusslorbeeren nicht einmal in der Lage, einem entschlossenen Diplomaten einen kleinen Sprengkörper zu besorgen.»<sup>253</sup>*

Die weiteren Ereignisse ein halbes Jahr später brachten es mit sich, dass sich Hitler durch den Sieg über Frankreich auch hier am Ende bestätigt fühlte und umgekehrt die Verschwörer sich scheinbar Lügen gestraft sahen. Dies hatte verheerende Konsequenzen für alle weiteren Entscheidungen auf deutscher Seite. Hitler sah seinen Kurs als erfolgreich an und riskierte im Laufe des Krieges immer höhere Einsätze, wie den Angriff auf die Sowjetunion und die Kriegserklärung an die USA. Die Verschwörer hingegen glaubten sich in ihren «dauernden Bedenken» widerlegt und wagten immer weniger einen Widerstand gegenüber dem scheinbar so erfolgssicheren Diktator. Selbst als die Erfolge dann zunehmend ausblieben, äusserte sich Hitler

immer wieder verächtlich und voller Hohn über die Generalität und ihre defätistischen Vorhersagen. Die Militäropposition war damit für lange Zeit stillgestellt und wurde erst 1943 durch neue Akteure wieder belebt.

### Die Canaris-Gruppe

Wer aber waren die Akteure, die 1938/39 die zentralen Funktionen «auf der Arbeitsebene» der Militäropposition innehatten und grösstenteils erst kurz vor Ende des Dritten Reiches verurteilt und hingerichtet wurden? Es handelte sich um die Verschwörer im Umkreis von Canaris, daher der Ausdruck «Canaris-Gruppe». Mit dem abgeblasenen Putschplan vom 5. November 1939 war auch bei ihnen ein Schlusspunkt für gewaltsame Aktionen gesetzt. Sie verfolgten ihre Ziele weiter im Untergrund, hinter der schützenden Fassade des Dienstapparates von Canaris.

Hier nun ist durch die Autobiografie eines überlebenden Mitverschwörers dieser Gruppe, Reinhard Spitzzy, ein Blick hinter die Kulissen jener Zeit möglich geworden.<sup>255</sup> Dies schliesst auch die Zeit vor seiner Verschwörertätigkeit, seine ausserordentliche Vertrauensstellung bei Ribbentrop und Hitler, ein. Bezeichnenderweise taucht Spitzzy auf dem Foto der Münchner Konferenz noch mitten unter den Staatschefs und einigen wenigen Spitzendiplomaten auf. Er bekennt sich offen dazu, anfangs ein Anhänger Hitlers gewesen zu sein. Dies hat er zunächst mit nicht wenigen Widerständlern gemein, wie noch deutlich werden wird. Allerdings hatte seine Anhängerschaft keinen lediglich passiv-bewundernden, sondern sehr aktiven Charakter: Als gebürtiger Österreicher habe er vor dem Anschluss Österreichs «seine Heimat meiden [müssen], da er sich [...] der illegalen österreichischen NSDAP angeschlossen und aufs schwerste belastet hatte.»<sup>256</sup> Dies und seine Mitgliedschaft in der SS machten ihn für den ebenfalls gebürtigen Österreicher Hitler und seine Bewegung umso vertrauenswürdiger. Daher arbeitete Spitzzy ab 1936 als Sekretär des deutschen Botschafters in London, Joachim von Ribbentrop, und nach dessen Beförderung zum Aussenminister als zweiter Mann im Ministerbüro.

Zu einer ersten Distanzierung Spitzzys vom NS-Regime kam es angesichts der Rolle Ribbentrops in den deutsch-englischen Beziehungen.

Ribbentrop und seine Frau unternahmen zunehmend alles, um die Engländer in den Augen Hitlers herabzusetzen und diesen zu einer anti-englischen Politik zu bewegen.<sup>257</sup> Hintergrund waren insbesondere kritische Berichte über die Ribbentrops in der britischen Presse, die von diesen in anti-deutsche Stimmungsmache umgedeutet wurden. Eine Verschärfung erfuhr die Situation, als Ribbentrop bei einem hochfiziellen Anlass dem englischen König mit dem Hitlergruss gegenübertrat. Spitzzy setzte zu diesem Zeitpunkt noch darauf, dass Hitler Ribbentrop zur Ordnung rufen würde, wenn man ihm die Augen öffnete. Zunehmend erkannte er aber das Wesen des Zusammenspiels zwischen Hitler und Ribbentrop.

*Sobald Letzterer von Dritten erfahren oder selbst im Gespräch mit Hitler erspürt hatte, was dessen Meinung war, strahlte er ihn mit den Worten an: «Mein Führer, Sie haben sooo recht, man fasst sich an den Kopf, dass es Leute gibt in Partei und Auswärtigem Amt, die Ihren Weitblick und Ihre genialen Schachzüge nicht verstehen oder gar nicht verstehen wollen!»<sup>258</sup>*

*Auch kraftmeierische Redewendungen des Ehepaars Ribbentrop beispielsweise der Art, dass die Diplomaten alter Schule ja immer nur «in ihren Hosen schlotterten»<sup>259</sup>, oder «Mein Führer, wir werden wohl bald das Schwert ziehen müssen»<sup>260</sup>, entsprachen Hitlers Diktion.*

Als Spitzzy Ende 1937 Ohrenzeuge dieser Äusserung Ribbentrops wurde und erstmals aus dem Munde Hitlers erfuhr, dass damit tatsächlich demnächst zu rechnen sei, entwickelte sich eine erste Distanz zu Hitler.<sup>261</sup> Eine Rolle spielte dabei, dass Spitzzy eine englische Verlobte hatte und sich weder vorstellen konnte noch wollte, dass – noch dazu vor dem Hintergrund blosser Obstruktionspolitik seitens der Ribbentrops – Krieg zwischen Deutschland und Grossbritannien ausbrach. Aber erst die ein Jahr später ausbrechende Sudetenkrise öffnete ihm endgültig die Augen und liess ihn in jene Verschwörerrolle überwechseln, die bereits in der Episode vom 28. September 1938 beschrieben worden ist.

Mit Kriegsausbruch trat Spitzzy offiziell in den Mitarbeiterstab von Admiral Canaris, Chef des Amtes «Ausland/Abwehr» im Oberkommando der Wehrmacht, ein. Zu den ersten Aufträgen zur Verbreiterung der Basis für einen Staatsstreich ge-

hörte der Besuch des Wehrkreiskommandanten von Hannover, General Muff, sowie des Führers der Hannoveraner Separatisten, Herrn von Reden. Über den Erfolg dieser Kontaktaufnahme berichtete Spitzzy in seiner humorigen Art, die auch sein ganzes Buch kennzeichnet: «Muff hat nur geredet und der Reden war nur Muff»<sup>262</sup>

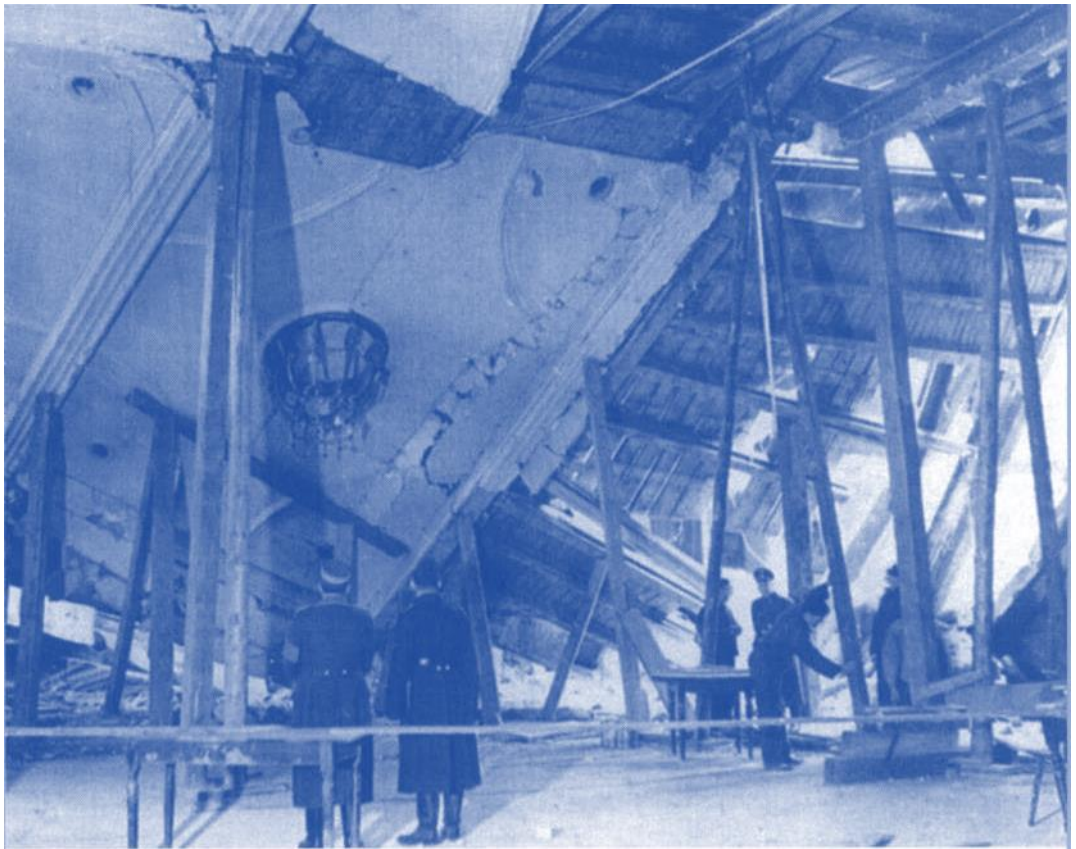
Wichtiger waren die Kontakte der Verschwörergruppe zu Beck, Brauchitsch und Halder, den Köpfen der Militäropposition.<sup>263</sup> Letztere konnten sich aber zu keiner Aktion mehr aufraffen und folgten der «Rückschlagstheorie», was bedeutete, dass sie militärische Rückschläge als Ausgangsbasis für einen Putsch abwarteten. Canaris duldete alle Aktivitäten der Verschwörer, wollte aber möglichst nichts Genaues wissen. Zu Spitzzy äusserte er eines Tages:

*«Ihr Lieben, was ihr da macht, wird euch wenig nützen. Man kann die Geschichte nicht um ihren Sinn betrügen. Es sind schon zu grosse Verbrechen geschehen, die nach Vergeltung schreien. Wenn ihr nun glaubt, das gerechte Schicksal durch einen rechtzeitigen Putsch austricksen zu können, so irrt ihr euch. Deutschland wird wohl erst tief ins Unglück stürzen und schwer sühnen müssen.»*<sup>264</sup>

Nach dem Sieg über Frankreich erschien eines Tages der in der Abwehr für Gegenespionage zuständige Oberst Rohleder bei Spitzzy.<sup>265</sup> Er hielt mehrere Abhörberichte aus Görings «Forschungsamt» in der Hand und sagte, es gebe Hinweise darauf, dass das Datum der Westoffensive vorher verraten worden sei, und er bitte um Unterstützung bei der Suche nach dem Schuldigen. Spitzzy ging daraufhin zu seinem Vorgesetzten Oster, um die entsprechende Erlaubnis einzuholen. Was er damals nicht wusste: Oster selbst hatte den Angriffstermin an den holländischen Militärattache Sas verraten. Oster reagierte ausweichend und fragte Spitzzy schliesslich: «Sagen Sie mir, mein Lieber, was haben Sie eigentlich davon, wenn Sie sich in so eine Sache einmischen?»<sup>266</sup> Spitzzy antwortete, dieser Fall sei ja keine blosse Opposition, sondern gemeiner Landesverrat, den mit aufzuklären ihm geradezu ein Bedürfnis sei. Spitzzy zur Reaktion Osters: «Da sah mich Oster erstaunt und mit etwas traurigen Augen lange an und sagte schliesslich, mich duzend: ‚Na, von mir aus, dann mach mal, mein Lieber‘.»<sup>267</sup>

Ab August 1942 war Spitzzy dann für einige Waffenfabriken des Dritten Reiches tätig und dabei in verschiedene Aktionen der geheimen Kontaktaufnahme mit amerikanischen Diplomaten und Geheimdienstlern involviert.<sup>268</sup> Viele seiner Mitverschwörer wurden 1944 verhaftet; er selbst blieb in Spanien zunächst unbehelligt.

Aber im Februar 1945 wurde es auch für ihn noch einmal brenzlig.<sup>269</sup> In seiner Wohnung erschien ein SS-Obersturmführer mit dem Auftrag, ihn unverzüglich nach Berlin zu bringen. Spitzzy fasste sich nach kurzer Verblüffung und erwiderte, der Besucher solle sich erst einmal ausweisen. Und dann – er solle vor allem das vereinbarte Losungswort nennen. Ohne dieses Losungswort dürfe er, Spitzzy, seinen Posten auf keinen Fall verlassen. Dieses Losungswort gab es in Wirklichkeit nicht. Der Besucher zog wieder ab und Spitzzy überlebte den Krieg.



Der Münchener Bürgerbräukeller nach dem Anschlag vom 8. November 1939



## 11.

### 8. November 1939 Dreizehn Minuten zu spät

Nur drei Tage nach dem halbherzigen, abgebrochenen Versuch eines Staatsstreiches durch Halder und andere Generale am 5. November 1938 demonstriert ein einzelner Zivilist eine Kühnheit und Entschlossenheit bei dem Versuch, Hitler zu beiseitigen, die bis heute zu Verwunderung und sogar Irritationen geführt hat.

Der 8. November ist im Dritten Reich ein besonderer Gedenktag. An diesem und dem folgenden Tag wird des Putsches gedacht, den Hitler und Ludendorff 1923 in München inszenierten und der vor der Feldherrenhalle blutig endete. Im Bürgerbräukeller, wo am Abend des 8. November 1923 der Putsch begann, findet auch 1939 wieder eine Gedenkveranstaltung statt, auf der Hitler vor seinen Vertrauten und «alten Kämpfern» eine Rede hält. Umtost vom Jubel seiner Anhänger und unter den Klängen des «Badenweiler Marsches» zieht Hitler in den Saal des Bürgerbräukellers ein. Vor ihm die «Blutfahne» der Bewegung, hinter ihm alte Kampfgefährten.<sup>270</sup> Er begrüsst einige Prominente in der Nähe des Rednerpultes und hält, nachdem sich der Jubel gelegt hat, seine Rede.

Diese Rede beginnt kurz nach 20 Uhr und damit deutlich früher als sonst. Hitler erinnert zu Anfang an die 16 «Novembertoten», die 1923 von der Polizei erschossen worden waren, um dann auf die jüngsten militärischen Erfolge der Wehrmacht im Polenfeldzug überzuleiten. Anschliessend attackiert er England, dem er im Zusammenhang mit dem Frieden von Versailles Wortbruch und Lügen vorwirft.<sup>271</sup> Am

Ende beschwört er die alten Ideale der Bewegung, für die notfalls das eigene Leben eingesetzt werden müsse. Seine Schlussworte lauten: «Unsere nationalsozialistische Bewegung, unser deutsches Volk und über allem jetzt unsere siegreiche Wehrmacht – Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!»<sup>272</sup>

Es ist genau 21.07 Uhr. Umgehend und viel früher als sonst verlässt Hitler unter den Klängen der Nationalhymne den Saal; in der Vergangenheit endete die Rede oft erst um 22 Uhr. Aufgrund schlechter Flugbedingungen muss er diesmal den Zug erreichen, der um 21.35 Richtung Berlin am Hauptbahnhof abfahren soll.

Dreizehn Minuten nach Ende der Rede, um 21.20 Uhr, kommt es zu einem gewaltigen Donnerschlag, einem grellen Lichtblitz und einer Druckwelle, die alles um die Rednertribüne herum in ein Trümmerfeld verwandelt. Die Deckenkonstruktion über der Tribüne stürzt herunter und begräbt Dutzende Menschen unter sich. Acht Tote und 63 Verletzte sind die Bilanz. Hätte Hitler – wie um diese Zeit üblich – noch gesprochen, wäre er mit Sicherheit unter den Toten gewesen, da die Bombe direkt hinter dem Rednerpult explodierte.

Hitler bekommt von alledem zunächst nichts mit; erst bei einem Halt des Zuges in Nürnberg wird er unterrichtet. Seine Reaktion:

*«Jetzt bin ich völlig ruhig! Dass ich den Bürgerbräu früher als sonst verlassen habe, ist mir eine Bestätigung, dass die Vorsehung mich mein Ziel erreichen lassen will.»<sup>273</sup>*

Neben dem späteren Attentat des Grafen Stauffenberg war dieser Anschlag der einzige, bei dem Hitler einer tatsächlich ausgelösten Bombenexplosion nur knapp entkam und sich diese verstörende Tatsache vor der nationalen und internationalen Öffentlichkeit auch nicht verbergen liess. Auf die Erklärungsversuche des Regimes wird noch einzugehen sein; an dieser Stelle muss zunächst die zeitliche Differenz zwischen den beiden Anschlägen thematisiert werden: Während 1944 die Niederlage und der Untergang des Dritten Reiches allen unmittelbar vor Augen standen, hatte 1939 Hitler gerade einen siegreichen Feldzug hinter sich. Wer immer das At-

tentat von 1939 ausgeführt haben mochte – er musste über eine unglaublich sichere Urteilskraft mit Blick auf das Regime und die zukünftige Entwicklung verfügen.

Dass sich der Anschlag am Ende als das Werk eines Einzelnen, eines Zivilisten, eines Tischlers, eines «einfachen Mannes aus dem Volk» erwies, muss man noch heute als eine Sensation empfinden. Haben doch nur wenige Menschen, darunter Gruppen hochrangiger Militärs mit ganz anderen Machtmitteln, in den Folgejahren die gleiche Entschlossenheit und Kühnheit zur Tat aufgebracht. Dies ist sicherlich auch eine Erklärung dafür, dass sich um dieses Attentat und den Attentäter bis in die heutige Zeit hinein verleumderische Spekulationen gerant haben.

## Die Verhaftung

Doch der Reihe nach: Zur Zeit der Rede Hitlers hatten zwei Beamte des Zolls in Konstanz Dienst in der Nähe des Grenzüberganges Kreuzlinger Strasse an der schweizerischen Grenze.<sup>274</sup> Um 20.45 Uhr bemerkten sie in der Dunkelheit einen Mann, der sich der «grünen Grenze» näherte. Sie stellten ihn, nahmen ihn mit zum Wachlokal und durchsuchten ihn. Zum Vorschein kamen unter anderem eine Kneifzange, Schlagbolzen und Feder eines Zünders, eine Postkarte vom Bürgerbräukeller sowie ein Abzeichen des Rotfront-Kämpferbundes. Er wurde der Gestapozentrale Konstanz übergeben und dort verhört. Sein Name war Georg Elser, seine Beschreibung wies ihn aus als «unauffälligen Mann, höchstens 1,60 Meter gross, welliges Haar, mager, verbissenes Gesicht, finsterer Blick».<sup>275</sup>

Um 23 Uhr erfuhr die Gestapo Konstanz von dem Attentat in München. Die Beamten leiteten Elser an die Sonderkommission «Attentat Bürgerbräukeller» weiter, wo er aber zunächst nur einer von 120 Verdächtigten war.<sup>276</sup> Diese wurden von einer Gruppe der Sonderkommission entsprechenden Verhören unterzogen, während eine andere Gruppe die Verhältnisse und Personen am Ort des Attentates akribisch in Augenschein nahm. Befragt nach Gästen, die in den vergangenen Wochen aufgefallen waren, berichteten Kellnerinnen von einem kleinen, dunkelhaarigen Mann mit deutlich schwäbischem Akzent. Bei einer anschliessenden Gegenüberstellung mit Elser erinnerte sich auch der Pächter an auffällige Situationen. Ausserdem wurden bei Elser an den Knien aufgeschauerte und entzündete Wundstellen

bemerkt, die auf das lange kniende Arbeiten am Bombenversteck hindeuteten. Schliesslich wurden in dem Haus, wo Elser zuletzt offiziell gemeldet war, für den Bombenbau geeignete Materialien gefunden. Ebenso erkannten Personen Elser wieder, bei denen er sich dieses Material beschafft hatte.

Ungeachtet dieser zahlreichen Belastungselemente leugnete Elser zunächst jede Täterschaft. Daraufhin wurde er schwer misshandelt, woran sich auch die höchsten SS-Ränge des Dritten Reiches persönlich beteiligten.<sup>277</sup> Bei einem Gespräch mit Gestapochef Heinrich Müller über den Fall Elser fiel dem SS-Führer Schellenberg auf, dass Müller übernächtigt aussah und rot angeschwollene Knöchel über dem Rücken seiner rechten Hand aufwies. «Dann schaute er mich ein wenig von unten herauf an. In seinen Augen lag ein böser Glanz. ‚Bisher habe ich noch jeden eingekriegelt, den ich mir vorgenommen habe [...] Hätte der Kerl meine Ohrfeigen schon früher bekommen, würde er sich diesen Unsinn erst gar nicht ausgedacht haben‘». <sup>278</sup> Und über die Vernehmung Elsers durch Himmler wird berichtet: «Unter wüsten Beschimpfungen trat Himmler den gefesselten Elser schwer mit den Stiefeln in den Leib, dann liess er ihn von einem [...] Gestapo-Mann in den angrenzenden Waschraum der Gestapo-Leitstelle München zerren, wo er von diesem mit einer [...] Peitsche oder einem ähnlichen Instrument traktiert wurde, sodass er vor Schmerzen aufbrüllte, dann wurde er wieder im Geschwindschritt vor Himmler gebracht, der ihn abermals trat und beschimpfte. [...] Der stöhnende und über und über aus Mund und Nase blutende Elser aber legte kein Geständnis ab.»<sup>279</sup>

Himmler und Müller versuchten es dann auch noch mit dem Einsatz von Perivitin, Hypnotisuren sowie einem Hellseher.<sup>280</sup> In der Nacht auf den 15. November schliesslich gestand Elser. Allerdings stiess seine Behauptung einer Alleintäterschaft auf massiven Unglauben. Dies hatte mehrere Ursachen. Zum einen hatte Elser selbst von zwei unbekanntenen Personen gesprochen, die er in einem Münchner Lokal getroffen habe und die ihm geholfen hätten. Zum anderen spielte sich parallel zum Attentat ein Agententhiller an der deutsch-belgischen Grenze ab, der zur Festnahme von zwei englischen Agenten führte. Hitler war überzeugt, dass die Hinter-

männer in dieser Richtung zu suchen waren. Auch eine Mitwirkung seines entschiedenen politischen Gegners Otto Strasser schien ihm wahrscheinlich.

## Die Verleumdung

Strasser vertrat – wie andere Zweifler – eine ganz andere Hypothese. Schon kurz nach dem Anschlag Elser stellte Otto Strasser die Behauptung auf, die Nazis selbst stünden dahinter.<sup>281</sup> Es sei – wie schon beim Reichstagsbrand – darum gegangen, einen Vorwand zum stärkeren Vorgehen gegen die politische Linke zu schaffen. Als ein weiteres Argument führten Anhänger der NS-Urheberschaft an, die wundersame Errettung Hitlers solle im Volk als Zeichen der Vorsehung gedeutet werden, dass sein Werk vollendet werden müsse.

Gestützt wurden solche Verdächtigungen durch Zeugnisse von Mithäftlingen wie Martin Niemöller oder dem britischen Agenten Best, aber auch durch den ehemaligen SS-Unterführer Usslepp und durch gelegentliche Selbstbezeichnungen Elser, der sich möglicherweise dadurch von den SS-Wärtern eine bessere Behandlung versprach.<sup>282</sup> In der Nachkriegszeit schliesslich war diese Theorie geeignet, all jene zu entlasten, die immer schon behauptet hatten, ein Einzelner hätte im Dritten Reich niemals die Möglichkeit zu einem wirksamen Widerstand gehabt.

Dieses Bild krankt jedoch an verschiedenen Widersprüchen und mangelnder Plausibilität.<sup>283</sup> Die im Saal des Bürgerbräukellers versammelte NS-Elite mit Hitler an der Spitze hätte es wohl niemals riskiert, sich dem tickenden Mechanismus einer derartigen Höllenmaschine bis auf 13 Minuten vermeintlicher Restlaufzeit auszuliefern. Und die Zahl der Mitwisser der Vorbereitungen und der Abwicklung des Anschlages hätte das Risiko, dass diese Inszenierung auffliegen würde, viel zu hoch werden lassen. Und schliesslich wäre es unbedingt geboten gewesen, Elser als den Hauptakteur schnellstmöglich zu beseitigen – das Gegenteil ist aber der Fall gewesen. Elser wurde nach verschiedenen Bezeugungen auf das Schwerste misshandelt, um die Wahrheit aus ihm herauszuprügeln, und sodann bis kurz vor Kriegsende als «Sonderhäftling» am Leben gelassen.

Wie aber ist der Anschlag tatsächlich vorbereitet und durchgeführt worden? Und wer war dieser Mann, dem viel zu spät und bis heute nur unzureichend jene höchste Anerkennung gezollt worden ist, die ihm in Wahrheit zusteht?<sup>284</sup>

## Die Vorbereitung

Johann Georg Elser, Jahrgang 1903, wuchs in Königsbronn, ca. 40 km nördlich von Ulm gelegen, auf. Durch schwierige familiäre Verhältnisse entwickelte er sich früh zum Einzelgänger. Er durchlief eine Ausbildung zum Tischlergesellen und übernahm alsbald anspruchsvollere Arbeiten in diesem Bereich. Im Zuge der Wirtschaftskrise 1929 wurde er arbeitslos. 1936 übernahm er Hilfsarbeiten in einer Gussputzerei, die auch Zünder herstellte. Um auch an Sprengstoff zu kommen, wechselte er im April 1939 in einen Steinbruchbetrieb in Königsbronn. Dort eignete er sich übrig gebliebene Sprengpatronen sowie andere geeignete Materialien an.

Politisch wurde er durch zwei Einflüsse wesentlich geprägt. Zum einen erschreckte ihn im Herbst 1938 die unmittelbare Kriegsgefahr im Zusammenhang mit der Sudetenfrage. Er ging davon aus, dass Hitler trotz des Münchner Abkommens weitere Forderungen stellen und dabei auch Krieg riskieren würde. Zum anderen waren es die kargen materiellen Lebensverhältnisse, die er am eigenen Leib spürte. Er schloss sich dem «Roten Frontkämpferbund» an.

Im Herbst 1938 begann er seine Planungen zur Durchführung eines Anschlages auf Hitler, ohne dass ihm bereits die näheren Umstände vor Augen standen. Im November fiel seine Aufmerksamkeit auf die Gedenkfeiern aus Anlass des Putsches von 1923.

Was Elser nicht wissen konnte: Eben in diesen Tagen der Gedenkfeiern des Jahres 1938 fand bereits ein anderer Attentatsversuch statt. Ein zweiundzwanzig Jahre alter, katholisch geprägter Schweizer, Maurice Bavaud, reiste Anfang Oktober 1938 nach Deutschland ein, um Hitler zu töten.<sup>285</sup> Bewaffnet mit einer Pistole besuchte er in den nächsten Wochen die häufigsten Aufenthaltsorte Hitlers, nämlich Berlin, Berchtesgaden und München. In Berchtesgaden machte er in den umliegenden Wäldern sogar Schiessübungen, aber nirgends kam er nah genug an Hitler heran. Allerdings erfuhr er von den bevorstehenden Feierlichkeiten im Gedenken an den Putsch von 1923. Hier war in München, längs der Strecke des damaligen Protestmarsches,

erneut ein Prozessionszug mit Hitler an der Spitze vorgesehen. Am 9. November 1938 stand er in der ersten Reihe einer Tribüne nahe dem Marienplatz. Als die Spitze des Zuges an ihm vorbeimarschierte, sah er Hitler und wollte seine Pistole ziehen. Just in dem Moment hoben die Menschen vor ihm und um ihn herum die Arme zum «deutschen Gruss», sodass er Hitler nicht mehr sehen konnte und der Abstand zu ihm alsbald zu gross war. Tage später unternahm er einen weiteren erfolglosen Versuch im «Braunen Haus» in München. Seine Absichten und Aktionen wurden in den nächsten Monaten aufgedeckt und er selbst im Mai 1941 hingerichtet.

Nun zurück zu Elsers Erkundungen zur Vorbereitung seines Anschlages, der genau ein Jahr später stattfinden sollte. Am Abend des 8. November pflegte Hitler seine Rede im Bürgerbräukeller zu halten. So auch 1938. Direkt nach Beendigung dieser Rede betrat Elser den Saal und sah sich die Gegebenheiten, insbesondere die (unzulänglichen) Sicherheitsvorkehrungen, genauer an. Sein Entschluss, es an diesem Ort zu wagen, stand fest.

Ostern 1939 nahm er den Ort des geplanten Anschlages genauer in Augenschein. Neben der Rednertribüne befand sich ein holzgetäfelter Backsteinpfeiler, den Elser vermass und fotografierte. Aufgrund der räumlichen Gegebenheiten kalkulierte er die notwendige Menge Sprengstoff, um Hitler und seine engste Umgebung zu töten. Seine Überlegungen führten zu einer Bombe mit zehn Kilogramm Sprengstoff und einem Zeitzünder, der aus Gründen der doppelten Sicherheit mit zwei Uhrwerken versehen war. Alle Einzelheiten der Zündkonstruktion, die von ihm in wesentlichen Teilen aus Holz gefertigt wurde, hatte er selbst entworfen. Auf den noch verfügbaren Fotos kann man die Details gut erkennen: «Die Uhrwerke lassen in Verbindung mit einer Feder einen Schlitten hervorschnellen, der drei Nägel auf Gewehrpatronenhülsen (ohne Kugel) treibt. Die Pulverladungen in der Gewehrmunition lösen dann die Explosion des Sprengstoffs aus.»<sup>286</sup>

Am 5. August bezog Elser ein möbliertes Zimmer in München. Wenige Tage später machte er sich an die Arbeit, die nachts erfolgen musste. Insgesamt liess sich Elser in über 30 Nächten im Bürgerbräukeller einschliessen. Dazu fand er sich immer zwischen 20 und 22 Uhr im Gastraum ein, um dort sein Abendbrot zu sich zu nehmen. Danach begab er sich unauffällig in den besagten, nur spärlich oder über-

haupt nicht beleuchteten Saal und versteckte sich dort in einem Abstellraum, bis der Saal abgeschlossen wurde. Beim Schein einer Taschenlampe arbeitete er anschließend mehrere Stunden, meist bis 3 Uhr morgens. Die restlichen Stunden der Nacht verbrachte er wieder, ohne recht schlafen zu können, auf einem Stuhl in seinem Versteck. Wenn dann morgens gegen 8 Uhr Kellner und Kellnerinnen wieder zur Arbeit erschienen und der Saal aufgesperrt wurde, verliess Elser den Bürgerbräukeller unbemerkt durch einen Nebenausgang. Es blieb allerdings nicht aus, dass er auch einmal entdeckt wurde und sich nur mit einer mehr oder weniger guten Ausrede retten konnte.

Die Arbeit selbst war fast nur kniend möglich. Elser hatte sich, um auch nur die geringste Gefahr einer Entdeckung abzuwenden, dafür entschieden, die Bombe in dem Pfeiler direkt über dem Fussboden auf der Galerie zu platzieren. Er musste daher unten am Pfeiler einen Hohlraum schaffen, der die ganze Konstruktion seiner Höllenmaschine aufnehmen konnte. Zunächst galt es, an dieser Stelle in die Holzverkleidung des Pfeilers ein rechteckiges Loch zu sägen und das entnommene Vertäfelungsstück zu einer Art Tür umzuarbeiten. Dadurch konnte Elser die eigentlichen Arbeiten am dahinter befindlichen Hohlraum nachts immer weitertreiben, gleichzeitig tagsüber aber hervorragend tarnen. Bei den Aushölarbeiten ergaben sich naturgemäss Probleme sowohl hinsichtlich des dabei entstehenden Lärms als auch des anfallenden Schutts.

Auch die Gefahr einer späten Entdeckung der Bombe bei möglichen Sicherheitskontrollen im Saal bereitete Elser Sorgen. Damit es bei einem Abklopfen des Pfeilers nicht hohl klingen würde, kleidete er den Hohlraum innen mit Eisenblech aus. Und damit das Ticken der Uhrwerke nicht nach aussen drang, stattete er die Konstruktion zusätzlich mit Isoliermaterial aus.

Am 2. November deponierte Elser die Bombe im Hohlraum des Pfeilers. Der Zündmechanismus konnte von ihm erst am 6. November eingebaut werden. Am Abend des 7. November überprüfte er noch einmal den korrekten Lauf der Uhrwerke und konnte den Ort des Geschehens also erst am Morgen vor dem Anschlag verlassen. Nach menschlichem Ermessen war alles so gut vorbereitet, dass das Schicksal Adolf Hitlers besiegelt schien.



Aber ein Zusammentreffen unglücklicher Zufälle verhinderte dies. Hitler wollte unbedingt pünktlich am anderen Morgen in Berlin sein, um den Termin für den Angriff auf Frankreich zu besprechen. Ein Flugzeug kam wegen der ungünstigen Wetterprognose nicht in Frage, sodass er einen frühen Nachtzug nehmen wollte. Daher aber war die Rede im Endeffekt um mehr als 45 Minuten kürzer als sonst. All das kann man nur als Verkettung böser Zufälle ansehen. Dreizehn Minuten haben den Lauf der Weltgeschichte entscheidend beeinflusst – 55 Millionen Menschen hätten nicht sterben müssen, wenn sich dieser Zufall nicht ereignet hätte.

Elser hätte sich allerdings wohl – mehr noch als jeder spätere Attentäter – bei einem Erfolg der Schwierigkeit gegenübergesehen, seine Tat in der Öffentlichkeit zu rechtfertigen:

*Selbst im Kreis der Attentäter des 20. Juli gab es die Überlegung, ob bei einem gelungenen Attentat nicht viele Deutsche argumentieren würden, dass dadurch der Endsieg vereitelt worden sei. Erst recht muss man einräumen, dass ein gelungenes Attentat im Jahr 1939 – nach dem siegreichen Polenfeldzug, aber eben noch vor den Niederlagen in Stalingrad, Tunis, der Normandie, im Luftkrieg und schliesslich im Gesamtkrieg – bei einem sehr grossen Teil der Deutschen auf totale Ablehnung und Verdammung gestossen wäre.*

Dies beweist abschliessend nur erneut, wie weit Elser in seiner Erkenntnis und Beurteilung seinen Zeitgenossen voraus war. Deutlich wird auch, was er auf sich zu nehmen bereit war: nicht nur den Verlust seines Lebens, sondern auch Unverständnis und ewiges Verdammtwerden.



Ludwig Beck, 1936

## 12.

### Die lange Pause im Widerstand

Es war bereits die Rede davon, dass die meisten der für das NS-Regime tatsächlich bedrohlichen Putschversuche und Attentate auf die Militäropposition zurückgehen. Formuliert man es etwas vereinfacht, lassen sich deren Aktivitäten grob in drei Phasen unterteilen.<sup>287</sup> In der ersten Phase bis zum Angriff auf Frankreich gab es die oben dargestellten Ansätze zu einem Putsch, die dann aber in letzter Minute nicht umgesetzt wurden; die dominierende Persönlichkeit in dieser Phase war Ludwig Beck. Danach trat durch die militärischen Erfolge des Diktators eine mehrjährige Pause in den Aktionen ein, bevor die Verbrechen im Polen- und Russlandfeldzug und die militärische Lage 1943 die zweite grosse aktive Phase der Militäropposition einleiteten, die vor allem mit dem Namen Tresckow verbunden ist. In der dritten Phase, deren Höhepunkt im Juli 1944 erreicht wurde, spielt Stauffenberg die aktivste Rolle. Da Beck aber auch in der zweiten und dritten Phase der Militäropposition stets deren «geistiger Kopf» und «Schlüsselfigur» blieb, soll seine Person als Erstes behandelt werden.

#### Ludwig Beck

Die für die Militäropposition wohl insgesamt prägendste Persönlichkeit, die sich schon vor dem Krieg als Kritiker des NS-Regimes offen zu erkennen gab und am Ende des Krieges zu dem Kreis des 20. Juli gehörte, der mit seinem Leben bezahlte, war der Generaloberst Ludwig Beck. Reynolds bezeichnet ihn als «Schlüsselfigur des deutschen Widerstandes»<sup>288</sup>.

Gleichzeitig hebt er aber das starke Traditionsbewusstsein Becks hervor, das diesen bis 1938 – solange er im Amt des Generalstabschefs war – nach seinem Verständnis als Militär zum loyalen Dienst unter Hitler verpflichtete und eine Widerstandstätigkeit verbot.<sup>289</sup>

Beck reagierte während seiner Amtszeit auf den Risikokurs Hitlers mit Denkschriften. In ihnen beschwor er insbesondere die Gefahr des militärischen Eingreifens von Frankreich und England und suchte die Aussichtslosigkeit eines solchen Krieges deutlich zu machen. Auch die Potenziale Amerikas und Russlands wurden dabei als Aktivposten der Gegenseite gesehen. Hitler liess sich dadurch aber in keinerlei Weise beeindrucken oder gar aufhalten.<sup>290</sup> In einer Ansprache Ende Mai 1938 an die führenden Generale erläuterte er seine Vorstellungen von der Vernichtung des Staatsgebildes Tschechoslowakei und der Gewinnung von Lebensraum, selbst wenn es dabei zu einer Intervention der Westmächte kommen sollte. Beck wiederum reagierte darauf mit weiteren Denkschriften, in denen für den Notfall sogar der kollektive Rücktritt der führenden Generale vorgeschlagen wurde.

Angesichts der verhängnisvollen Entwicklung, die später eintreten sollte, lohnt es sich, bestimmte Formulierungen Becks vom 16. Juli 1938 im Wortlaut zu zitieren.

*So warnt er, ein Krieg gegen die Tschechoslowakei bedeute den Weltkrieg und damit «finis Germaniae»<sup>232</sup> Und weiter: «Es stehen hier letzte Entscheidungen für den Bestand der Nation auf dem Spiel; die Geschichte wird diese Führer mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischem Wissen und Gewissen handeln.»<sup>232</sup>*

Als am Ende auch der neue Oberbefehlshaber des Heeres, von Brauchitsch, Becks Standpunkt zwar teilte, aber nicht zu dessen Vertretung gegenüber Hitler bereit war, trat Beck am 21. August 1938 zurück. Sein Nachfolger Halder deutete bei der Amtsübernahme gegenüber Beck bereits an, dass man zukünftig wohl zu anderen Mitteln gegenüber Hitler greifen müsse.<sup>293</sup> Dies geschah ja dann auch, wie die Ereignisse im März 1943, auf die in den nächsten beiden Kapiteln eingegangen wird, deutlich machen.

Beck selbst blieb nach 1938/39 auch bei den weiteren Aktivitäten des militärischen Widerstands stets die grosse Leitfigur im Hintergrund. Diese weiteren Aktivitäten erfuhren aber zunächst eine grosse Unterbrechung.

## Die Rückschlagstheorie

Ab 1940 trat jene mehrjährige Pause im militärischen Widerstand ein, von der schon die Rede war. Die Siege in Norwegen, Frankreich, auf dem Balkan und zunächst auch in der Sowjetunion liessen die kritischen Stimmen leiser werden und die Unterstützung für den Widerstand gegen Hitler schwinden. Zwar gab es immer wieder Anlass zu Protesten seitens einzelner Militärs, etwa gegenüber dem Kommissarbefehl oder den Offensivplänen Hitlers in Russland; zu wirklichen Staatsstreichplänen kam es aber vorerst nicht mehr. Selbst als die schwere Winterkrise 1941 vor Moskau eintrat, Hitler rigorose Rückzugsverbote aussprach, hohe Militärführer ablöste und den USA den Krieg erklärte, vermochte dies keine Verschwörung in Gang zu setzen. Noch war es offensichtlich für viele Spitzenmilitärs nicht klar genug, dass Deutschland den Alliierten auf lange Sicht zu unterliegen drohte.<sup>294</sup> Typisches Beispiel für diese Art ungebrochenen Optimismus ist der im In- und Ausland als bester strategischer Kopf auf deutscher Seite eingeschätzte Feldmarschall von Manstein. Noch in der zweiten Hälfte 1943 hielt er einen Remis-Frieden für denkbar.

Angesichts einer solchen Haltung bei vielen hochrangigen Militärs setzten nicht wenige Verschwörer auf die sogenannte «Rückschlagstheorie». Gemeint war, dass erst Rückschläge Hitlers günstige Voraussetzungen für einen Anschlag schaffen würden. Dieser Begriff stammte schon aus der Zeit nach dem Polenfeldzug und der darauffolgenden Phase der Unsicherheit, wo «die meisten Generale fürchterlich schimpften und als militärische Experten höchst pessimistisch in die Zukunft sahen. Aber keiner wollte vorausgehen. Brauchitsch liess hören, man müsse einen noch günstigeren Moment abwarten, und Generalstabschef Halder sprach stets von seiner ‚Rückschlagstheorie‘. All diese ‚günstigen Momente‘ kamen natürlich nie, beziehungsweise sie wurden nie am Schopf gepackt.»<sup>295</sup>

Auch nach dem gewonnenen Frankreichfeldzug bekam der Begriff wieder eine grosse Aktualität. In seiner Biografie über Beck formuliert Reynolds die Situation im Herbst 1940 wie folgt:

*«Als Beck versuchte, wieder Verbindung aufzunehmen, musste er feststellen, dass die Generale und Marschälle ihm aus dem Wege gingen und dass er mindestens so lange persona non grata bleiben würde, bis Hitler einen empfindlichen Rückschlag erlitten hatte. Im Januar 1941 wurde es Beck klar, dass dieser Rückschlag in Russland erfolgen musste.»<sup>296</sup>*

Rückschläge in Russland liessen nicht lange auf sich warten. Das Beispiel Mansteins zeigt aber, wie gering auch dann der Erfolg der Rückschlagstheorie war. Es fehlte vielen Spitzenmilitärs an Vorstellungskraft, wie alles enden würde.

*Tresckow äusserte daher Ende 1941 in einem Gespräch den Wunsch, er könne «dem deutschen Volk einen Film vorführen: Deutschland bei Kriegsende. Dann würde vielleicht das Volk voller Schrecken erkennen, auf was wir lossteuern. [...] Da wir aber diesen Film nicht vorführen können, wird das deutsche Volk, wann immer wir Hitler beseitigen, totensicher eine Dolchstosslegende erschaffen.»<sup>297</sup>*

Das waren wahrhaft prophetische Worte. Angesichts der verhängnisvollen Bedeutung, die das Wort von der Dolchstosslegende bereits nach dem Ersten Weltkrieg erlangt hatte, wogen diese Worte Tresckows schwer. Ebenso verhielt es sich mit den Zweifeln, die er und viele andere hatten, ob ein Treueschwur gegenüber Hitler gebrochen werden durfte.

## Henning von Tresckow

Im Frühjahr 1941 nahm der geplante Feldzug gegen Russland immer konkretere Gestalt an. Insbesondere wurden auch der Charakter dieses Feldzuges und die Art der Kriegsführung immer deutlicher. Im Verlauf der vereinzelt Proteste gegen

die geplante verbrecherische Kriegsführung im Osten zeichnete sich der Kern eines neuen militärischen Verschwörerkreises ab.

Im Stab der Heeresgruppe Mitte dienten unter anderen die Generalstabsoffiziere Henning von Tresckow und Rudolf-Christoph von Gersdorff. Als sie die beiden einschlägigen Befehle – die Erschiessung politischer Kommissare und die mögliche Nichtverfolgung von Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung – auf den Tisch bekamen, waren sie entsetzt.<sup>298</sup> Tresckow äusserte dabei: «Gersdorff, wenn es uns nicht gelingt, den Feldmarschall dazu zu bewegen, umgehend zu Hitler zu fliegen und die Aufhebung dieser Befehle durchzusetzen, dann wird dem deutschen Volk eine Schuld aufgeladen, die uns die Welt in Hunderten von Jahren nicht vergessen wird.»<sup>299</sup> Es gelang ihnen tatsächlich, den Generalfeldmarschall von Bock zu einem Protest beim Oberkommando des Heeres zu bewegen. Eine Änderung brachte diese Aktion indes nicht.

Tresckow gehörte bis zum Röh-mputsch 1934 eher zu den Anhängern der NS-Bewegung.<sup>300</sup> Die zahlreichen ungesetzlichen Massnahmen des Regimes im Rahmen dieser Ereignisse weckten in ihm aber grundsätzliche Zweifel. Diese verstärkten sich im Rahmen der Fritsch-Krise und der Sudetenkrise. Er begann, von einer «Wildwestpolitik» Hitlers und von dessen Beseitigung zu sprechen.

Auch die Verbrechen der SS, der Polizei und der Sicherheitsdienste im eroberten Polen empörten ihn.<sup>301</sup> An einem endgültigen Erfolg des Feldzuges gegen die Sowjetunion zweifelte er, der als herausragender Generalstäbler galt, aufgrund der Kräfteverhältnisse zwischen Deutschland und seinen Gegnern von vornherein.<sup>302</sup> Nach Beginn des Feldzuges waren es dann wieder Berichte über Gräu- el, insbesondere das Massaker von Borissow, die seine Bereitschaft zum Widerstand schürten. Aber wie viele andere Militärs im Widerstand war auch Tresckow überzeugt, dass Hitler erst nach einem Ende seiner Siegesserie gestürzt werden könne.

Bock wurde Ende des Jahres durch Feldmarschall Günther von Kluge ersetzt, dieser war nunmehr also Tresckows neuer Vorgesetzter.<sup>303</sup> Es gelang Tresckow, Kluge allmählich auf die Seite der Verschwörer zu ziehen. Im Sommer 1942 begann er dann mit konkreten Vorbereitungen eines Attentates; er liess Gersdorff Spreng-

stoff besorgen, erwog aber auch ein Attentat mit der Pistole. Gegenüber Gersdorff gebrauchte er die Formulierung, die Menschheit müsse von ihrem grössten Verbrecher befreit werden.

Mit Tresckow und Gersdorff als Hauptakteuren fanden dann auch die beiden Attentatsversuche im März 1943 statt, denen, wie die beiden folgenden Kapitel zeigen, der Diktator nur wie durch ein Wunder entging.

### **Claus Graf Schenk von Stauffenberg**

Hauptakteur der dritten Phase der Militäropposition war Claus Graf Schenk von Stauffenberg. Wie Tresckow hatte auch er bis zum Krieg eine positive Einstellung zum Nationalsozialismus.<sup>304</sup> Die Reichspogromnacht weckte allerdings Zweifel in ihm, die dann durch die oben erwähnten Befehle für den Russlandfeldzug und deren Umsetzung weiter genährt wurden. Ab Sommer 1942 war Stauffenberg von der Notwendigkeit, Hitler auszuschalten, überzeugt. Im April 1943 wurde er in Nordafrika schwer verwundet und trat danach die Stellung als Chef des Stabes im Allgemeinen Heeresamt in Berlin an. Dort hatten Tresckow und General Olbricht bereits erste Planungen für einen Umsturz begonnen; sie wollten sich der Einheiten und Alarmpläne bedienen, die an sich für die Bekämpfung innerer Unruhen gedacht waren. Aufgrund seiner neuen Dienststellung bekam Stauffenberg Zutritt zu Hitler. Bei dem Attentat vom 20. Juli 1944, das sich daraus ergab und auf das ebenfalls weiter unten noch ausführlich eingegangen wird, sollte der Zufall erneut eine entscheidende Rolle spielen.



## 13.

### 13. März 1943 Ein Zündhütchen spielt Schicksal

Seit den Ereignissen des 5. und 8. November 1939 sind knapp dreieinhalb Jahre ins Land gegangen. Nach Beginn des Russlandfeldzuges 1941 häufen sich die Hiobsbotschaften: Rückzug vor Moskau, Eintritt der USA in den Krieg, Niederlage in El Alamein, Landung der Alliierten in Nordafrika, Niederlage in Stalingrad. Damit rückt die Möglichkeit immer deutlicher ins Bewusstsein, dass Deutschland den Krieg verlieren wird, wenn nicht ein Wunder geschieht.

Der Einzige, der von derartigen Befürchtungen frei zu sein scheint und davon auch kein Wort hören will, ist Hitler. Im Frühjahr 1943 setzt er nach den Rückschlägen der letzten Monate alle Hoffnungen auf eine mögliche Konsolidierung der Ostfront. Er besucht zunächst Feldmarschall Manstein, um mit ihm über die unmittelbar bevorstehende Rückeroberung von Charkow zu sprechen. Auf dem Rückflug macht er am 13. März Station bei der Heeresgruppe Mitte, wo mit Feldmarschall Kluge die geplante Grossoffensive bei Kursk besprochen werden soll.<sup>305</sup>

Nach einigen Stunden Aufenthalt bei der Heeresgruppe Mitte bricht Hitler zum Weiterflug ins Hauptquartier Wolfsschanze in Ostpreussen auf. Kluge und sein Erster Generalstabsoffizier, Henning von Tresckow, begleiten ihn zum Flugplatz Smolensk.<sup>306</sup> Bei Hitler befindet sich Oberstleutnant Brandt aus dem OKH. Als Hitler – und mit ihm Brandt – in das Flugzeug steigen, übergibt ein enger Vertrauter Tres-

ckows, Fabian von Schlabrendorff, Brandt ein angebliches Geschenk-Päckchen. Dieser hat sich bereits Stunden vorher bereit erklärt, das Päckchen für einen Kameraden im Oberkommando des Heeres mitzunehmen. In dem Päckchen befindet sich eine Bombe, deren Zeitzünder aus einer Säureampulle besteht. Schlabrendorff hat vor der Übergabe an Brandt die Säureampulle zerdrückt, sodass die Säure nunmehr einen Draht zerfrisst, der eine Feder und den Schlagbolzen hält. Nach 30 Minuten soll der Schlagbolzen nach vorn schnellen, auf das Zündhütchen treffen und die Detonation auslösen.

Die Maschine Hitlers wird von einer Reihe anderer Passagier- und Jagdflugzeuge begleitet. Die Verschwörer haben errechnet, dass die Explosion noch vor Minsk erfolgen müsste und dies dann von einem der Begleitflugzeuge gemeldet würde. Aber nichts geschieht, und nach zwei Stunden wird die Landung Hitlers auf dem Flugplatz Rastenburg nahe der Wolfsschanze gemeldet.

Die Verschwörer sind entsetzt über das Misslingen des Attentates und befürchten, dass die intakte Bombe entdeckt und sie selbst verhaftet werden. Tresckow ruft Brandt an und bittet ihn, das Päckchen nicht an den Adressaten auszuhändigen, da es zu einer Verwechslung gekommen sei. Schlabrendorff fliegt am nächsten Tag zu dem immer noch arglosen Brandt und tauscht das Päckchen gegen das «richtige» aus.

*Später untersucht er die nicht explodierte Bombe und stellt fest, dass der Draht programmgemäss zersetzt war und den Schlagbolzen ausgelöst hatte, sodass er auf das Zündhütchen geschnellt war. Dieses aber hatte versagt. Ein banaler «Pfennigartikel», wie er ansonsten millionenfach im Krieg erfolgreich zum Einsatz kam, hatte den Dienst versagt und den Diktator gerettet.*

Dieses misslungene Attentat in der zweiten Hälfte des Krieges bietet Anlass, einige Gedanken zur grundsätzlichen Situation des Widerstandes zu diesem Zeitpunkt sowie zu einigen Hauptakteuren im Bereich des Militärs anzustellen.

## Die Rolle der Feldmarschälle

Die an sich berufenen Hauptakteure hätten vor allem die Feldmarschälle sein können und müssen, «in deren herausgehobenem Rang die Grenze zwischen Politik und Militär nach altpreussischem Verständnis verfloß.»<sup>307</sup> Auch ein durchaus traditionsbewusster General wie Ludwig Beck sah die Verantwortlichkeit solcher höchsten Führer vor dem gesamten Volk als weit wichtiger an als ihre militärische Aufgabenerfüllung.<sup>308</sup> Bei ihnen lagen aufgrund ihrer Dienststellung naturgemäss auch die grössten Handlungsmöglichkeiten im Sinne des Einsatzes militärischer Machtmittel – ihrer Armeen – und die unmittelbaren psychischen und physischen Einwirkungsmöglichkeiten auf die Person Hitlers.

Uneingeschränkt gerecht geworden – wenn man jetzt einmal nur die Feldmarschälle betrachtet – ist dieser Erwartung nur der Feldmarschall von Witzleben, dessen Rolle in mehreren Episoden dieses Buches deutlich wird. Schon mit vergleichsweise deutlichen Einschränkungen sind die zögerlich erfolgten Unterstützungs- bzw. Duldungshandlungen des Feldmarschalls Kluge zu werten, die ihn aber immerhin so weit exponierten, dass ihm am Ende nur der Suizid blieb.

Kaum seiner Verantwortung und seinen besonderen Möglichkeiten gerecht geworden ist hingegen der seinerzeit national und international besonders angesehene Feldmarschall von Manstein, der – wie noch deutlich werden wird – ganz besonders vom Widerstand umworben und auch mit Meldungen über NS-Verbrechen munitioniert wurde. Er zog sich jedoch auf eine stark militärisch und optimistisch geprägte Sicht zurück und vermochte sich nicht zu einer moralisch bzw. ethisch motivierten Handlung – auch im oben bezeichneten Sinne der Verantwortung eines Feldmarschalls gegenüber seinem Volk – durchzuringen. Für ihn spricht allerdings, dass er die Widerständler niemals verraten und mit ihnen und ihren Vertrauten dauerhaft zusammengearbeitet hat, was ein hohes Risiko in sich barg.

*Durch das Versagen des weitaus grössten Teils der rund anderthalb Dutzend Feldmarschälle und der höheren Generalität finden sich unter den zentralen «Antreibern» und praktischen «Umsetzern» des militärischen*

*Widerstandes überproportional viele vergleichsweise mittlere Ränge wie z.B. die Obristen Tresckow, Stauffenberg, Gersdorff, Stieff, Hofacker und Bernd von Kleist. Insgesamt kennzeichnet Gersdorff die Situation mit folgenden Worten: «Tresckow hatte schon damals nur noch Verachtung für die hohe Generalität.»<sup>309</sup>*

Während das Verhalten Kluges und Mansteins wegen ihrer Verbindung zu Tresckow im Folgenden skizziert wird, soll auf die spezielle Rolle eines weiteren prominenten Feldmarschalls, Erwin Rommel, erst im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 eingegangen werden.

## Die Überzeugungsarbeit der Obristen

Die Überzeugungen der – vereinfacht als «Obristen» bezeichneten – «Antreiber» und «Umsetzer» festigten sich angesichts der Verbrechen des Regimes und der militärischen Rückschläge immer weiter. Zugleich unternahmen sie grosse Anstrengungen, diese Überzeugungen auf die Feldmarschälle zu übertragen. Gemäss der «Rückschlagstheorie» arbeiteten die Niederlagen des Regimes nun auch für die Widerständler. Aber selbst den wahrhaft katastrophalen Rückschlag im Russlandfeldzug, den Fast-Zusammenbruch des Heeres vor Moskau, erkannten sehr viele nicht in seiner grundsätzlichen Bedeutung. Dazu trug einmal die geschickte Propaganda des NS-Regimes bei, die alles auf die extremen Witterungsbedingungen – die Abfolge ungewöhnlicher Schlammengen und klirrender Frostperioden – schob. Die führenden Militärs beruhigte Hitler zusätzlich mit Verweis auf die für 1942 im Osten geplante Offensive, die ja zunächst auch planmässig anlief.

Im November 1942 änderte sich das Bild dann jedoch dramatisch. Vor allem die Einkesselung der 6. Armee in Stalingrad, aber auch die Niederlage Rommels bei El Alamein und die erfolgreiche Landung der Alliierten in Nordafrika liessen immer grössere Zweifel am «Endsieg» aufkommen.

*Die Wende des Krieges wurde für Freund und Feind klar erkennbar. Gleichzeitig offenbarte sich gerade im Russlandfeldzug immer mehr der ver-*

*brecherische Charakter des Regimes – nicht nur, aber auch für die Angehörigen der Heeresgruppe Mitte.*<sup>310</sup>

Gerade 1942, in der Folge der Wannsee-Konferenz, wurde die Entschlossenheit der NS-Führung zur Ermordung der Juden immer deutlicher. Aber schon im Herbst 1941 hatte ein mit allen grauenvollen Einzelheiten versehener Augenzeugenbericht über die Ermordung von 7.000 Juden bei Borissow die Heeresgruppe Mitte erreicht und zu leidenschaftlicher Empörung im Stab Tresckows geführt. Der damalige Oberkommandierende, Feldmarschall Bock, hatte dem Vorsteher des jüdischen Gettos seinen Schutz zugesagt und erhob nun auf dem Dienstweg energischen Protest gegen das Verbrechen. Letztlich war aber der einzige Erfolg des Protestes der Suizid des für die Dienstaufsicht in dieser Region verantwortlichen Militärkommandanten. Vom Oberkommando des Heeres kam keine Reaktion, und von Brauchitsch wollte sich nach dem Krieg an nichts mehr erinnern können.

Etwa zur gleichen Zeit erreichte ein Bericht Yorck von Wartenburgs über ähnliche Verbrechen im polnischen Raum an Polen, Juden sowie Sinti und Roma den Stab der Heeresgruppe Mitte. Aber auch in Polen waren bereits 1939/40 wiederholte und energische Proteste, die Johannes Blaskowitz als Militär-Oberbefehlshaber gegen Verbrechen an der Zivilbevölkerung erhoben hatte, wirkungslos geblieben.<sup>311</sup>

*Der Fall Borissow wurde auf Veranlassung Gersdorffs ins Kriegstagebuch der Heeresgruppe aufgenommen, ebenso wie der allgemeine Widerstand im Offizierskorps nicht nur gegen Erschiessungen von Juden, sondern auch von Gefangenen und speziell Kommissaren. Tresckow mit dem Stab der Heeresgruppe Mitte wurde zum Motor der Militäropposition im Zeitraum 1942/43.*

Zunächst musste es das Bestreben der Verschwörer sein, ihren Vorgesetzten – den Feldmarschall Kluge – auf ihre Seite zu ziehen.<sup>312</sup> Hierzu dienten ihnen verschiedene Anlässe. Gleich zu Beginn der Kommandoübernahme Kluges sorgten sie dafür, dass dieser gegen völkerrechtswidrige Befehle in einem seiner Korps einschritt und den Kommandierenden General ablöste. Als Kluge zu seinem 60. Geburtstag im Auftrag Hitlers ein ausserordentlich hoher Scheck überreicht wurde, machten

sie ihm den zweifelhaften Charakter dieser Geldzuwendung bewusst. Er dürfe den Scheck nur behalten, um einen Affront Hitlers, damit auch seine anschliessende Kaltstellung und sein Ausfallen für einen Staatsstreich zu vermeiden. Kluge wurde mit Studien über die enormen Rüstungskapazitäten der USA konfrontiert. Auch brachte man ihn mit überzeugenden Persönlichkeiten des zivilen Widerstandes wie Carl Goerdeler zusammen.

Die Verschwörer mussten jedoch erleben, dass Kluge immer wieder in seiner Haltung zu einem Staatsstreich schwankte. Am Ende argumentierte er oft, dass niemand eine solche Tat zu diesem Zeitpunkt verstehen werde. Dies sei erst nach entsprechenden Niederlagen sinnvoll. Hier wurde also erneut – und noch zu diesem fortgeschrittenen Zeitpunkt – die Argumentation der «Rückschlagtheorie» ins Spiel gebracht.

Tresckow sah die einzige Möglichkeit, mit dem Vorhaben doch noch weiterzukommen, darin, Hitler über seinen Freund – und gleichzeitig Hitlers Adjutant – Rudolf Schmundt zur Heeresgruppe Mitte zu locken, um ihn dort zu töten. Als Hitler am 13. März 1943 tatsächlich kam, war zunächst ein Pistolenattentat von acht Schützen unter Führung des Obersten Bernd von Kleist während des Mittagessens mit Hitler geplant. Mit unterschiedlichen Argumenten untersagte Kluge am Ende diesen Plan. So kam es zum selbstständigen Vorgehen von Tresckow und Schlabrendorff und zu der als Päckchen getarnten Bombe.

Tresckow versuchte nach Kräften, seinen Einfluss auch auf andere Spitzenmilitärs wie etwa Feldmarschall von Manstein auszudehnen. Manstein war wiederholt sein Vorgesetzter gewesen und sollte in Kürze Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don werden.<sup>313</sup> Hierzu empfahl er zunächst Manstein seinen Vetter Stahlberg als Persönlichen Ordonnanzoffizier, dessen Ziel es sein sollte, einen möglichst grossen Einfluss auf den Feldmarschall zu gewinnen. Stahlberg erlebte in der Folgezeit eine Reihe von Situationen, in denen sich die Haltung Mansteins gegenüber der Widerstandsbewegung allmählich herauschälte.

Als Erstes ist hier der Besuch zweier prominenter Verschwörer zu nennen, die Manstein am 26. Januar 1943 empfängt. Zunächst unterhält er sich relativ kurz mit General Fellgiebel, ein Duz-Freund aus gemeinsamer Vergangenheit, den er in der

Folge noch oft treffen wird. Fellgiebel gehört zum engsten Kreis der Verschwörer, wartet am 20. Juli 1944 in der Wolfsschanze gemeinsam mit Stauffenberg auf die Zündung der Bombe und wird später zum Tode verurteilt.

Direkt danach trifft Stauffenberg ein und lässt sich bei Manstein anmelden. Es geht im «offiziellen» Teil zunächst um die Aufstellung von Freiwilligenverbänden aus Kosaken und Turkmenen. Sodann kritisiert Stauffenberg die Strategie Hitlers, die Offensive im Süden in zwei Heeresgruppen aufzusplittern. Schliesslich stellt er den gesamten Angriffsplan auf Russland infrage. In beiden Kritikpunkten stimmt Manstein zu.

Endlich spricht Stauffenberg die Frage an, die auch Manstein seit Langem bewegt, nämlich das Fehlen eines qualifizierten militärischen Oberbefehlshabers für die Ostfront. Ein Gegensatz bei dieser Frage tut sich erst auf, als Stauffenberg eine Änderung in dieser Frage nötigenfalls gegen Hitler erzwingen will. Manstein argumentiert, dies würde zum Zusammenbruch der Fronten und zu Bürgerkrieg führen; an solchen ungesetzlichen Aktivitäten werde er sich nicht beteiligen.

Einige Wochen danach erfährt Tresckow, dass der Posten des Generalstabschefs bei Manstein neu zu besetzen ist. Sofort setzt er sich ins Flugzeug und spricht bei Manstein vor. Offenbar stellt die Unterredung zwischen Manstein und Tresckow eine Art verschärfte Fortsetzung des Stauffenberg-Gesprächs dar. Beide geraten im Gesprächsverlauf in höchste Erregung. Das Ende ist – wie bei Stauffenberg – auch hier eine Absage. Immerhin gelingt es Tresckow, als neuen Ersten Generalstabsoffizier Mansteins einen engen Vertrauten zu platzieren.

Kurze Zeit später, nach einem erneuten Gespräch mit Manstein, gesteht Tresckow Stahlberg, dass er gegenüber Manstein offen die gewaltsame Beseitigung Hitlers vertreten habe.

*Wieder etwas später bekommt Stahlberg in den Räumen der Abwehr in Berlin einen zusammenfassenden Bericht von «Einsatzgruppen» des SD im Reichskommissariat Ostland zu Gesicht. Dort werden genaue Zahlen über liquidierte Juden, aufgegliedert nach Regionen, aufgelistet. Die Gesamtsummen sind sechsstellig. Stahlberg berichtet Manstein nach seiner Rückkehr davon. Manstein schweigt, sagt kein Wort.*

Im Herbst 1943 erfährt Stahlberg von zuverlässigen Augenzeugenberichten zweier Generalstabsoffiziere, in einem Waldgelände im Zuständigkeitsbereich der Heeresgruppe Mansteins seien soeben Massenhinrichtungen von Juden in der Grössenordnung von über Hunderttausend durchgeführt worden. Stahlberg berichtet Manstein umgehend davon. Dieser weist die Meldung als Feindpropaganda vehement von sich, bezweifelt, dass eine solche Menge Toter überhaupt beseitigt werden könnte, und verbittet sich solche «Märchen».

Am 11. Juli 1944 schliesslich erfährt Stahlberg bei einem Aufenthalt in Berchtesgaden von Fellgiebel, dass sich Stauffenberg gerade oben auf dem Berghof bei Hitler befindet, um diesen mit einer Bombe zu töten. Da Göring und Himmler nicht anwesend sind, unterbleibt das Attentat an diesem Tag, soll aber in den nächsten Tagen stattfinden. Nach seiner Rückkehr zu Manstein teilt Stahlberg ihm mit, der «Führer» werde in den nächsten Tagen umgebracht. Manstein beauftragt Stahlberg, für die nächsten zwei oder drei Wochen ein Urlaubsdomizil an der Ostsee zu buchen. Sein Mitwissen bleibt damit unentdeckt und für ihn folgenlos.

Doch kehren wir zunächst noch einmal zu der zweiten Phase des militärischen Widerstands gegen Hitler und den Attentatsplänen des Frühjahres 1943 zurück.



## 14.

### 21. März 1943 Wie von Ahnungen gehetzt

Soeben ist ein Attentat auf Hitler misslungen, das die Verschwörergruppe um Henning von Tresckow mittels einer Bombe in Hitlers Flugzeug am 13. März 1943 in die Wege geleitet hatte – das Zündhütchen der Bombe hat versagt. Da erfährt Tresckow wenige Tage später von Schmunt, dem Adjutanten Hitlers, dass dieser am 21. März in Berlin eine Ausstellung sowjetischer Beutewaffen besichtigen wolle, die von der Heeresgruppe Mitte eingerichtet worden ist.<sup>314</sup> Vor der offiziellen Eröffnung dieser Ausstellung wolle sich Hitler, zusammen mit dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, etwa eine halbe Stunde lang durch die Ausstellungsräume im Berliner Zeughaus führen lassen.

Oberst von Gersdorff – dessen Abteilung die Ausstellung organisiert hat – übernimmt die Führung. Zusammen mit Hitler nehmen neben anderen auch Göring und Himmler an dem Rundgang teil. Als dieser beginnt, setzt Gersdorff unauffällig den Zünder einer Bombe in Gang, die er in seiner linken Manteltasche verborgen hat, während er Hitler und seiner Begleitung mit dem rechten Arm den «deutschen Gruss» erweist. Der Zünder ist auf zehn Minuten eingestellt.

*Gersdorff versucht nun, Hitler verschiedene Ausstellungsstücke zu erklären. Aber dieser hört offensichtlich gar nicht zu. «Statt dessen ging – oder besser gesagt, lief – Hitler auf kürzestem Weg in die Richtung des seitlichen*

*Ausgangs.»<sup>315</sup> Gersdorff wird kurz verabschiedet, und Hitler klettert draussen auf einen der sowjetischen Beutepanzer.*

Mit Mühe gelingt es Gersdorff, den in Gang gesetzten Zünder noch rechtzeitig auf einem WC zu entsorgen. Als man nach dem Krieg eine Aufzeichnung der Veranstaltung auswertet, stellt sich heraus, dass der Rundgang – statt der avisierten 30 Minuten – nur zwei Minuten gedauert hat. Anders als im Fall des Attentäters Georg Elser von 1939 wissen wir in diesem Fall nicht, warum Hitler die Szene vorzeitig verlassen hat. Aber wieder fehlten – wie damals – nur Minuten.

### Zur Vorgeschichte

Diese relativ knappe Darstellung hat alle Probleme und Schwierigkeiten ausgelassen, die im Vorfeld des Attentatsversuches auftraten. Da war zunächst die Erkenntnis Gersdorffs, dass er – sofern die Bombe nicht z.B. am Rednerpult Hitlers würde platziert werden können – wahrscheinlich sein Leben opfern musste. Da war als Nächstes das Problem, dass eine Teilnahme Gersdorffs überhaupt nicht vorgesehen war, da Hitler den Kreis seiner Begleitung genau festgelegt hatte. In diesem Zusammenhang hatte sich auch die Notwendigkeit ergeben, Kluge seine an sich vorgesehene Teilnahme auszureden, da er im Falle eines gelungenen Staatsstreiches noch gebraucht wurde. Generaloberst Model sollte ihn nun vertreten, und dieser bestand auf einer Teilnahme Gersdorffs, da nur er Erläuterungen zu den Ausstellungsstücken abgeben könne.

Für die Planungen Gersdorffs – insbesondere was die Frage betraf, wo die Bombe am besten platziert werden sollte – war auch wichtig, wann Hitler genau eintraf und wie lange er zu verweilen gedachte. Schmundt erklärte, die Uhrzeit sei nur ihm und Hitler bekannt und eine Weitergabe bei Todesstrafe verboten. Als Model ihn auch in diesem Punkt bedrängte, gab er nach.

Am Vortag besichtigte Gersdorff das Zeughaus, um mögliche Ansatzpunkte für einen Anschlag ausfindig zu machen. Er stellte fest, dass an dem mitten im Raum stehenden Rednerpult ein grösserer Sprengkörper nicht unbemerkt angebracht wer-

den konnte. Und als am nächsten Tag Hitler seine Rede hielt, sass Gersdorff zwar auf der dem Rednerpult gegenüber liegenden Holztribüne, konnte aber die Zündung der Bombe noch nicht in Gang setzen, da Hitlers Redezeit und die Dauer des folgenden Musikstückes offen waren. Somit blieb nur, die Bombe während der Führung durch die Ausstellung detonieren zu lassen – was dann aber wie gesehen durch Hitlers eigenwilliges Verhalten vereitelt wurde.

### Die letzten Initiativen Tresckows

Für die Verschwörer der Heeresgruppe Mitte um Tresckow blieb nach den zwei kurz hintereinander gescheiterten Attentatsversuchen zunächst die Hauptaufgabe, ihren Oberbefehlshaber Kluge «bei der Stange zu halten» und möglichst noch enger an den Widerstand zu binden. Einige Zeit nach dem 21. März unternahmen Tresckow und Gersdorff einen Abendspaziergang mit dem in seiner Haltung zu den Verschwörern schwankenden Feldmarschall von Kluge. Erneut argumentierte Tresckow, es müsse endlich etwas geschehen, und erneut zeigte sich Kluge unentschlossen. Da konfrontierte Tresckow Kluge nachträglich mit dem Attentatsversuch Gersdorffs.

*Dieser berichtet wie folgt von der Reaktion Kluges: «Gersdorff, um Gottes willen, was haben Sie getan?» Ich antwortete: ‚Das einzige, was in der gegenwärtigen Lage zu tun übrigbleibt. ‘ Darauf ging Kluge einige Schritte weiter, breitete etwas theatralisch seine Arme aus und sagte: ‚Kinder, ihr habt mich! ‘»<sup>316</sup>*

Tatsächlich hat Kluge Verbindung mit führenden Köpfen des Widerstandes wie Generaloberst Beck, Carl Goerdeler und anderen aufgenommen sowie versucht, andere Spitzenmilitärs für einen Staatsstreich zu gewinnen. So veranlasste er, dass ein enger Mitarbeiter Tresckows zu Feldmarschall Rundstedt nach Paris und Gersdorff zu Feldmarschall Manstein entsandt wurde. Gersdorff sollte Manstein mitteilen, dass Kluge bereit wäre, sich nach einem Staatsstreich Manstein zu unterstellen.

Das Gespräch Gersdorffs mit Manstein entwickelt sich ähnlich wie das im vorigen Kapitel dargestellte Gespräch Stauffenbergs mit Manstein. Erst geht es um die

Frage der bedrohlichen aktuellen und zukünftigen Entwicklung der Kriegslage und – im Zusammenhang damit – einer neuen Spitzengliederung der militärischen Führung. Wie schon Stauffenberg argumentiert auch Gersdorff, dass man die Neuorganisation an der militärischen Spitze notfalls gegen Hitler erzwingen müsse. Manstein antwortet, dass preussische Feldmarschälle nicht meuterten, worauf Gersdorff nachlegt, selbst das werde wohl nicht mehr ausreichen. Bei der Heeresgruppe Mitte sei man zu der Auffassung gekommen, dass jetzt jedes Mittel erwogen werden müsse.

*Darauf Manstein: «Ihr wollt ihn wohl totschiagen?»<sup>317</sup> Gersdorff:  
«Ja, Herr Feldmarschall, und zwar wie einen tollen Hund.»<sup>318</sup>*

Auch jetzt wieder antwortet Manstein, dass daran die Armee zerbrechen und er sich an so etwas niemals beteiligen würde. Gersdorff fragt ihn abschliessend, ob er sich nach einem gelungenen Staatsstreich als Chef des Generalstabs der Wehrmacht zur Verfügung stellen würde. Manstein antwortet, er danke für das Vertrauen und würde stets der legalen Staatsführung loyal dienen.

Im Juli wurde der Kopf und Motor des Widerstandes in der Heeresgruppe Mitte, Henning von Tresckow, von seinem Posten abgelöst und zunächst nach Potsdam in die Führerreserve versetzt.<sup>319</sup> Dort kümmerte er sich um die Organisation der möglichen militärischen Unterstützung eines Staatsstreiches. Die Grundzüge des Plans «Walküre» wurden entwickelt, die dann in den 20. Juli mündeten. Tresckow führte in Berlin zahlreiche Gespräche mit späteren Hauptakteuren des 20. Juli, unter anderen mit Stauffenberg. Viele Weichen konnten daher von ihm gestellt werden, bevor er im Oktober 1943 wieder an die Ostfront abkommandiert wurde und sich damit zwangsläufig vom Zentrum des weiteren Geschehens etwas entfernte. Zu seinen letzten Initiativen sollte die Anwerbung eines weiteren Attentäters gehören. Für kurze Zeit übernahm er die Führung eines Regimentes sowie dann bis zum 20. Juli den Posten eines Chefs des Generalstabs der 2. Armee. Hier schliesslich suchte und fand er den Tod am Tag nach dem missglückten Attentat Stauffenbergs.

## 15.

### 11. März 1944 Heute kein Zutritt

Seit den Attentatsversuchen des März 1943 ist fast genau ein Jahr vergangen. Die Wehrmacht hat sich an allen Fronten immer weiter zurückziehen müssen. Die Truppen in Frankreich befinden sich im Frühjahr 1944 in Erwartung der alliierten Invasion.

*Da erhält in den ersten Tagen des März 1944 die Mutter des Rittmeisters Eberhard von Breitenbuch, der an der Ostfront eingesetzt ist, ein Päckchen mit dem Ehering, dem Siegelring und der Armbanduhr ihres Sohnes sowie das Stichwort «Birkhahnbalz».<sup>320</sup> Sofort ist ihr klar, dass sie ihren Sohn wohl nicht mehr lebend wiedersehen wird.*

Breitenbuch ist Ordonnanzoffizier von Feldmarschall Busch, der die Heeresgruppe Mitte von Feldmarschall Kluge nach dessen schwerem Autounfall übernommen hat. Im Gegensatz zu Kluge ist bei Busch, der als überzeugter Gefolgsmann Hitlers gilt, eine Ansprache durch die Verschwörer um Tresckow vollkommen ausgeschlossen. Tresckow hat aber Breitenbuch von der einmaligen Chance überzeugen können, an der Seite von Busch ein Attentat auf Hitler auszuführen und so Deutschland noch zu retten. Busch ist nämlich für den 11. März zu Hitler auf den Berghof befohlen worden.

An diesem Tag stehen Busch, Breitenbuch, Keitel, Jodl und Goebbels im Vorraum der grossen Halle des Berghofes, in der solche Besprechungen stattzufinden

pflegen. Unter dem Arm trägt Breitenbuch die Aktentasche, aus der er dem Feldmarschall Busch immer die jeweils benötigten Unterlagen reichen soll. Koppel und Dienstpistole hat er abgelegt. In seiner Hosentasche aber befindet sich eine geladene und entscherte Browning-Pistole, mit der er Hitler während der Besprechung erschiessen will. Als besonders guter Schütze traut er sich zu, Kopf oder Hals des Diktators zu treffen. Anschliessend will er sich selbst erschiessen.

Die Tür zur grossen Halle öffnet sich, und ein SS-Mann bittet die Herren herein. Nach der Rangfolge ist Breitenbuch der letzte der Eintretenden.

*Mit einem Mal ergreift der SS-Mann seinen Arm und erklärt, heute seien Ordonnanzoffiziere nicht zugelassen. Trotz des Protestes von Breitenbuch und Busch bleibt es bei dieser Anordnung. Breitenbuch sitzt stundenlang mit seiner geladenen Pistole im Vorraum und rechnet jederzeit mit seiner Verhaftung, zumal ersieh den Grund für diese Anordnung nicht erklären kann und im Übrigen glaubt, man müsse ihm seine immense Aufregung ansehen.*

Wieder standen die Verschwörer kurz vor dem Ziel, und wieder hatte Hitler das Glück auf seiner Seite. Das gilt auch dann, wenn – wie gemutmasst worden ist – Fehler der Verschwörer eine Rolle gespielt haben können, die Verdacht erregt haben.

Ein halbes Jahr zuvor hatte sich ein weiterer Akteur bereit erklärt, sein Leben zu opfern.<sup>321</sup> Im Herbst 1943 führte Stauffenberg, der mittlerweile zum Stab des Ersatzheeres in Berlin versetzt worden war, ein Gespräch mit dem Hauptmann Axel von dem Bussche. Dieser berichtete Stauffenberg von einem Massaker an 5.000 polnischen Juden im Herbst 1942. Ukrainische SS-Männer hatten in Dubno Männer, Frauen und Kinder buchstäblich reihenweise erschossen – die Reihe der auf ihre Hinrichtung Wartenden und langsam Vorrückenden war nach Schätzung Bussches zwischen 600 und 1.000 Metern lang gewesen.

Dieses Ereignis hatte in Bussche die Bereitschaft reifen lassen, Hitler als den Urheber und Verantwortlichen solcher Verbrechen zu töten. Der hierzu ausersehene Plan stammte von Oberst Stieff aus dem OKH. Hitler sollten zu Beginn des Winters 1943 neue, winterfeste Uniformen vorgeführt werden. Ein hoch ausgezeichneter, auch äusserlich den NS-Rassevorstellungen entsprechender Offizier wie Bussche

schien als Teilnehmer an einer solchen Vorführung prädestiniert und absolut unverdächtig. In seiner Manteltasche sollte sich, so der Plan, eine Bombe befinden, die Bussche selbst konstruiert hatte. Der geräuschlose und damit an sich für diesen Anlass ideale englische Säurezünder der Attentate vom März 1943 kam nicht infrage, weil die kürzeste Zündverzögerung zehn Minuten betrug. Stattdessen sah er für die Ein-Kilo-Bombe den Viereinhalb-Sekunden-Zünder einer deutschen Handgranate vor. Nachteil war das leise Zischen während des Zündungsvorganges, was Bussche durch Husten, Räuspern usw. zu übertönen gedachte. Im entscheidenden Moment wollte er auf Hitler zuspringen, ihn umklammern und sich mit ihm in die Luft sprengen.

Alles war bereit – einschliesslich der Pläne zur Auslösung der Aktion «Walküre», von der noch im Zusammenhang mit dem 20. Juli die Rede sein wird. Bussche wartete in Berlin auf die Anberaumung der Vorführung, die zunächst auf den 23. November angesetzt worden war, dann aber in den Dezember verschoben wurde.

Da schlug der Zufall von einer gänzlich unerwarteten Seite zu. Die Engländer begannen ihre schweren Luftangriffe auf Berlin. Der Eisenbahnwaggon, in dem die neuen Uniformen für die Vorführung gelagert waren, brannte aus. Bussche musste unverrichteter Dinge wieder zurück an die Ostfront. Nach Stieffs Einschätzung würden die Ersatzuniformen in einigen Wochen zur Verfügung stehen und Bussche dann erneut geholt werden können. Als dann aber tatsächlich im Januar 1944 die erneute Anforderung für den Hauptmann Bussche eintraf, wurde ihm die Teilnahme seitens seiner (nicht eingeweihten) Vorgesetzten verweigert, die der Meinung waren, dass er an der Front wesentlich dringender benötigt würde.

Kurze Zeit später verlor Bussche ein Bein und fiel damit endgültig für den Attentatsplan aus. Er kam in das SS-Lazarett Hohenlychen, wohin ihm auch seine Privatsachen nachgeschickt wurden. Darunter befand sich auch ein kleiner Koffer mit der Bombe. Diese begleitete Bussche viele Monate durch verschiedene Front- und Heimatlazarette, bevor er Gelegenheit fand, sie zu beseitigen.

*Bussches Rolle im Widerstand flog während der NS-Zeit nicht auf, obwohl ihn ein letztes gefährliches «Echo» seiner Rolle unmittelbar nach dem*

*gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 erreichte: Dem NS-Führungsoffizier fiel ein Fernschreiben mit der Unterschrift Stauffenbergs in die Hände, in dem stand, der Hauptmann Bussche solle sich sofort in Berlin melden...*



Erinnerungsstein an Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Ludwig Beck, Friedrich Olbricht, Albrecht Mertz von Quirnheim, Alter Matthäikirchhof, Berlin



## 16.

### 20. Juli 1944 Ein Zufall zu viel

Der 20. Juli 1944 ist ein schwüler, heisser Sommertag.<sup>322</sup> Im Führerhauptquartier «Wolfsschanze» ist für 12.30 Uhr eine Lagebesprechung angesetzt. Hitler will sich insbesondere über die neuesten Meldungen von der Ostfront informieren, die in den letzten Wochen unter der Wucht der sowjetischen Sommeroffensive in grossen Teilen zusammengebrochen ist. Es geht vor allem um die rasche Freimachung neuer Kräfte für die angeschlagene Heeresgruppe Mitte, um mit diesen neu aufzustellenden Divisionen die grossen Lücken zu schliessen. Den Überblick über die noch verfügbaren Reserven hat der Befehlshaber des Ersatzheeres, der deshalb seinen Stabschef, Claus Schenk Graf von Stauffenberg, zu dieser Besprechung entsandt hat.

Stauffenberg wartet seit Wochen auf eine Gelegenheit, Hitler mit einer Bombe in die Luft zu sprengen. Auch diesmal hat er sie mit dabei; sie besteht aus zwei Sprengstoffblöcken zu je einem Kilogramm. In einem kleinen Aufenthaltsraum baut er den Zünder ein und zerbricht mittels einer Flachzange dessen Säureampulle. Wegen seiner fehlenden rechten Hand und der zwei fehlenden Finger der linken Hand gestaltet sich dies sehr schwierig, und als dann plötzlich noch ein Unteroffizier die Tür aufstösst und zur Eile mahnt, bleibt es bei der Mitnahme nur einer der beiden Sprengstoffladungen.

Die Besprechung findet in der sogenannten «Lagebaracke» statt, weil nur sie im Moment für grössere Besprechungen mit zwei Dutzend Teilnehmern zur Verfügung

steht. Im Gegensatz zu den sonst oft benutzten massiven Bunkerräumen ist sie von leichter Bauweise, und wegen der Hitze stehen ihre Fenster offen.

Der Lagevortrag durch General Heusinger hat bereits begonnen, als Feldmarschall Keitel mit Stauffenberg den Raum betritt. Hitler dreht sich kurz nach Stauffenberg um und erwidert dessen Gruss. Dem kriegsversehrten Stauffenberg wird, worum er vorher gebeten hatte, ein Platz ganz in der Nähe Hitlers freigemacht. Dort stellt er auch seine Aktenmappe mit der Bombe ab.

*Während Heusinger weiter vorträgt, verlässt Stauffenberg unter dem Vorwand eines Telefongespräches den Raum. Und irgendjemand – wahrscheinlich Oberst Brandt, der Stellvertreter Heusingers – schiebt die Aktenmappe, die ihm vermutlich im Weg steht, so unter den Tisch, dass sich nun ein massiver Tischsockel zwischen ihr und Hitler befindet.*

Minuten später detoniert die Bombe.

Sieben Personen werden schwer verletzt, vier davon sterben später. Hitler aber ist nur leicht verletzt. Drei Zufälle haben ihn gerettet – wenn auch nur einer von ihnen ausgeblieben wäre, hätte das Attentat wohl sein Ziel erreicht:

Der erste Zufall liegt darin, dass sich Hitlers Bunkerräume aus Beton im Umbau befanden und noch nicht fertig waren. In ihnen hätte die Explosion eine ganz andere Wirkung entfaltet als in der Lagebaracke, wo die Druckwelle durch die Leichtbauweise und die geöffneten Fenster nach allen Seiten entweichen konnte. Der zweite Zufall war die Störung beim Scharfmachen der Bombe seitens des Unteroffiziers. Hätte Stauffenberg auch den zweiten Sprengstoffblock mitgenommen, wäre die doppelte Detonationswucht erreicht worden. Zufall Nummer drei war das Verschieben der Bombe hinter den schweren Tischsockel.

## Die Rolle Erwin Rommels

Es muss aber ein weiterer Zufall an dieser Stelle angesprochen werden, der sich drei Tage vorher ereignet hatte.<sup>323</sup> Feldmarschall Erwin Rommel, der Oberkom-

mandierende der Heeresgruppe B in Frankreich, war auf dem Rückweg von einigen Frontbesuchen in seinem offenen Kübelwagen von Tieffliegern beschossen worden. Durch eine schwere Verwundung des Fahrers geriet der Wagen ausser Kontrolle und Rommel wurde herausgeschleudert. Er schlug mit dem Kopf auf dem Asphalt auf und erlitt einen schweren Schädelbasisbruch und weitere Kopfverletzungen.

Es gibt zwar keine Sicherheit, aber eine nicht unerhebliche Chance, dass ein gesunder Rommel – zusammen mit einem seit Jahren dem Widerstand verbundenen Feldmarschall Kluge – imstande gewesen wäre, den Lauf der Ereignisse während und nach dem 20. Juli im Sinne der Verschwörung positiv zu beeinflussen. Hierfür gibt es eine ganze Reihe von Anhaltspunkten.<sup>324</sup>

Dazu zählen insbesondere die Aussagen Rommels vom Juli 1944 gegenüber unterschiedlichen Gesprächspartnern aus den ihm unterstellten Grossverbänden sowie den Stäben der Heeresgruppe B und der Militärverwaltung Paris. Die Mindestforderung Rommels, wie er sie etwa gegenüber seinem Vertrauten Staubwasser äusserte, lautete, dass Hitler die Niederlage Deutschlands endlich eingestehen und zum Rücktritt veranlasst werden müsse. Gegenüber Hofacker ist er – laut Aktennotiz Martin Bormann – schon weiter gegangen, indem er seine Bereitschaft erklärte, einer neuen Regierung nach gelungenem Attentat zur Verfügung zu stehen.

Gegenüber dem Oberbefehlshaber der Panzergruppe West, General Eberbach, wurde er offensichtlich besonders deutlich. Während Eberbachs Gefangenschaft bei den Engländern wurden die deutschen Generale abgehört. Eberbach berichtete unter anderem über seine Gespräche mit Rommel vom 16. und 17. Juli. Dabei zitierte er die Formulierung Rommels, «der Führer müsse ‚umgelegt‘ werden.»<sup>325</sup>

*Und den Kommandierenden General des 1. SS-Panzerkorps, SS-Obergruppenführer Dietrich – an sich ein strammer Gefolgsmann Hitlers –, fragte er am 17. Juli, ob er auch dann seinen Befehlen folgen würde, wenn sie nicht im Einklang mit den Befehlen Hitlers stünden. Die Antwort Dietrichs lautete: «Sie, Feldmarschall, sind mein Oberbefehlshaber, ich gehorche nur Ihnen, was Sie auch vorhaben werden.»<sup>326</sup>*

Dies alles sind klare Indizien, dass Rommel bereit war, sich notfalls auch mit Gewalt gegen Hitler zu wenden. Offensichtlich schwebte ihm vor, in Waffenstillstandsverhandlungen mit den westlichen Alliierten einzutreten. Derartigen Überlegungen war auch Feldmarschall Kluge, der Oberbefehlshaber West, nicht grundsätzlich abgeneigt, wie ein Gespräch mit Gersdorff am 27. Juli offenbarte.

Insofern wäre ein Zusammenwirken Rommels und Kluges am 20. Juli – selbst nach Bekanntwerden des gescheiterten Attentats – nicht unwahrscheinlich und nicht ohne Erfolgsaussichten gewesen. Die Ausstrahlungskraft des Feldmarschalls Rommel nach innen wie nach aussen war derart gross, dass das NS-Regime in grösste Schwierigkeiten gekommen wäre, zumal der Putsch beim Oberkommando West in Paris am 20. Juli ja ohnehin schon erfolgreich umgesetzt worden war – etwa was die Verhaftung der SS usw. betraf.

Aber auch schon in den Wochen vor dem 20. Juli, als Rommel noch voll aktionsfähig war, spielten Zufälligkeiten dem Regime in die Hände.<sup>327</sup> An sich hatte Stauffenberg das Attentat bereits für den 6. Juli geplant. Hitler befand sich da noch auf dem «Berghof». Er liess sich von Stauffenberg die Planungen zum Einsatzkomplex «Walküre» erläutern, in welchem der Einsatz des Ersatzheeres zur Küstensicherung, gegen feindliche Luftlandetruppen sowie zur Niederschlagung innerer Unruhen geregelt war. Natürlich ahnte niemand, dass «Walküre» von den Verschwörern mittlerweile zu einem Plan für den Staatsstreich umfunktioniert worden war. Auch Rüstungsminister Speer nahm an der Besprechung teil und berichtete unter anderem: «Neben mir hatte mit seiner auffallend dicken Aktentasche Stauffenberg Platz genommen.»<sup>328</sup>

Aber weder an diesem Tag noch fünf Tage später, als erneut eine Besprechung in Berchtesgaden stattfand, wurde die Bombe gezündet. Am 11. Juli unterblieb der Anschlag wegen der Abwesenheit Himmlers und Görings, deren gleichzeitige Beseitigung von den Verschwörern als wichtige Voraussetzung für einen erfolgreichen Staatsstreich angesehen wurde.

Am 15. Juli war das Hauptquartier wieder in die «Wolfsschanze» verlegt worden, und diesmal sollte auch keine Rücksicht mehr darauf genommen werden, ob die anderen NS-Führer anwesend waren. Von diesem Tag existiert das berühmte

Foto, das Hitler bei der Begrüssung von Stauffenberg und anderen Teilnehmern der Besprechung zeigt.<sup>329</sup> Diesmal waren von den Verschwörern sogar bereits Befehle zur Alarmierung von Truppenteilen um Berlin herausgegeben worden. Aber am Ende war es Stauffenberg aufgrund unglücklicher Abläufe nicht möglich, den Sauerzünder unbeobachtet auszulösen. Nur mit Mühe konnte die Alarmierung der Truppenteile als «erfolgreiche Übung» kaschiert werden.

### Das Schicksal der Verschwörer

Als dann auch am 20. Juli der Anschlag nicht zum Tode Hitlers führte und aktive Spitzenmilitärs sich entweder versagten – siehe Kluge – oder ausgefallen waren – siehe Rommel –, war das Schicksal der Verschwörer besiegelt:<sup>330</sup>

Zunächst zu Generaloberst Beck, der nach einem gelungenen Putsch als Staatsoberhaupt fungieren sollte. Dies entsprach seiner bereits dargestellten Schlüsselstellung im Widerstand. Am 20. Juli war er ab 17 Uhr bei den Verschwörern in der Bendlerstrasse. Von Anfang an war sein Standpunkt, der Staatsstreich müsse auch dann weiter durchgeführt werden, wenn Hitler noch am Leben sei. In diesem Sinne versuchte er, den wachsenden Zweifeln innerhalb der Verschwörer zu begegnen.

Von grosser Bedeutung für die weiteren Erfolgsaussichten des Putsches war das Telefongespräch, das Beck gegen 18 Uhr mit Feldmarschall von Kluge, dem Oberbefehlshaber West, führte. Er appellierte an Kluge, sich ihm zu unterstellen. Kluge wich aus; das Attentat sei misslungen und er müsse sich erst mit seinem Stab beraten. Am Ende, gegen 22 Uhr, wurden die Verschwörer in der Bendlerstrasse überwältigt. Beck bat um die Chance, sich selbst zu erschiessen. Nachdem dies misslang, erschoss ihn ein Unteroffizier.

Einige Stunden zuvor hatte sich auch Feldmarschall von Witzleben noch bei den Verschwörern aufgehalten. Seine Verbindung zum Widerstand reichte ähnlich lang zurück wie die von Beck, nämlich bis in die Umsturzpläne von 1938. Nach seiner erfolgreichen Operationsführung im Frankreichfeldzug war er zum Feldmarschall befördert worden, hatte aber seine oppositionelle Haltung gegenüber Hitler nie aufgegeben. Für die Siegesparade in Paris, die dann aber abgesagt wurde, war ein At-

tentat seiner Offiziere vorbereitet worden.<sup>331</sup> Noch als Oberbefehlshaber West führte er Anfang 1942 Gespräche über Möglichkeiten eines Staatsstreiches gegen Hitler.

Im März 1942 hatte von Witzleben den Abschied erhalten. Da er als neuer Oberbefehlshaber der Wehrmacht vorgesehen war, traf er am Abend des 20. Juli in voller Uniform und mit Marschallstab in der Bendlerstrasse ein. Allerdings war er über das Scheitern des Attentates aufgebracht und hielt die Aktionen von Beck und Stauffenberg angesichts eines lebenden Hitlers für sinnlos. Nach heftigen Diskussionen verliess er die Bendlerstrasse.

Später wurde er aus der Wehrmacht ausgestossen, vom Volksgerichtshof unter Freisler zum Tode verurteilt und anschliessend in Plötzensee gehängt.

*Vorher soll er Freisler noch als Prophezeiung entgegnet haben: «Sie können uns dem Henker überantworten. In drei Monaten zieht das empörte und gequälte Volk Sie zur Rechenschaft und schleift Sie bei lebendigem Leib durch den Kot der Strassen».*<sup>332</sup>

Als Reichskanzler in der vom Widerstand vorgesehenen Regierung sollte Carl Friedrich Goerdeler fungieren. Auch bei ihm reichen die Ursprünge des Widerstandes weit zurück. 1936 war er als Leipziger Oberbürgermeister zurückgetreten, als man auf der Basis der antisemitischen NS-Ideologie das Mendelsohn-Denkmal vor dem Gewandhaus ohne seine Zustimmung entfernt hatte.

Goerdeler hatte unter anderem Verbindung zu Feldmarschall Kluge, aber auch zu zahlreichen anderen Akteuren des Widerstandes. Da ihm schon vor dem 20. Juli die Verhaftung drohte, war Goerdeler untergetaucht. Auf seine Ergreifung wurde eine Belohnung von einer Million Reichsmark ausgesetzt. In Ostpreussen verriet ihn eine Luftwaffenhelferin, die ihn erkannt hatte.

In der Haft glaubte Goerdeler, durch Offenheit «dem verblendeten Regime die Augen zu öffnen und damit doch noch seinen Beitrag zum Wohl des Landes zu leisten.»<sup>333</sup> «Erst durch ihn erfuhren die Ermittlungsbeamten, wie tief die Verschwörung in die bürgerlichen Kreise hineinspielte.»<sup>334</sup> Allerdings erfuhr die Ge-

stapo dadurch auch viele Namen. In der Hoffnung, aus Goerdeler noch mehr Informationen herausholen zu können, wurde die Hinrichtung bis Februar 1945 aufgeschoben.

Eine weitere Gruppe bereits seit vielen Jahren aktiver und wichtiger Verschwörer wurde direkt nach dem 20. Juli festgenommen, als Aussagen bereits Verhafteter sowie aufgefundene Unterlagen auf ihre Spur geführt hatten.<sup>335</sup> Es handelt sich um Admiral Wilhelm Canaris und seinen engsten Vertrauten, Generalmajor Achim Oster. Wie bereits in Zusammenhang mit dem 28. September 1938 gesehen, gehörte Oster schon damals zu den Hauptakteuren des geplanten Staatsstreiches, der einen Angriff auf die Tschechoslowakei verhindern sollte. Canaris wurde in diesen Aussagen von 1944 als «geistiger Treiber» und quasi als Schutzherr der Umstürzbewegung charakterisiert. Monatelang gelang es ihm, die Verdachtsmomente gegen ihn abzuwehren, sodass ihm im Kern zunächst nur ein ausgeprägter Defätismus und die Duldung von Äusserungen in Richtung Regierungsänderung vorgehalten werden konnte.

Zwei Monate später wurden im Lager Zossen Unterlagen gefunden, die Hans von Dohnanyi, ein Mitarbeiter und enger Vertrauter Osters, über die Untaten des NS-Regimes und die Pläne der Verschwörer gesammelt hatte. Sie beleuchteten die frühen Aktivitäten des Kreises um Canaris und die Verbindungen zu den Akteuren des 20. Juli. In den anschliessenden Verhören ging es aber auch um den Verrat des Angriffstermins für den Frankreichfeldzug im Frühjahr 1940. Etwa ein weiteres halbes Jahr danach – Anfang April 1945 – wurden dann durch Zufall die Tagebücher von Canaris gefunden. Hitler ordnete sofort die Verurteilung und Hinrichtung der Mitglieder des Canaris-Kreises an. Dies geschah im KZ Flossenbürg – zwei Wochen, bevor die US-Truppen das Lager befreiten.

Andere Akteure des Widerstandes entzogen sich nach dem 20. Juli der Verfolgung, der möglichen Folter und der Verurteilung durch Suizid.<sup>336</sup> Dies trifft auf Feldmarschall Kluge zu, aber beispielsweise auch auf Henning von Tresckow. Dieser war sich sicher, dass man alsbald auf seine Rolle im Widerstand kommen würde, und er befürchtete, unter Folter Namen anderer Beteiligten preiszugeben.

Diese Folter durchlitten andere, unter ihnen Schlabrendorff, ein engster Vertrauter Tresckows. Die vier Stufen seiner barbarischen Folterung sind im Einzelnen be-

legt. Um weitere Steigerungen der grausamen Tortur zu vermeiden, unter denen vielleicht dann noch Lebende belastet würden, kam es oft zu Teilgeständnissen, in denen nach Möglichkeit nur bereits Verstorbene belastet wurden.

## Der Umgang mit dem Widerstand nach 1945

Am Ende überlebten wie durch ein Wunder auch einige Hauptakteure wie Gersdorff, Schlabrendorff oder Bussche. Es ist allerdings bemerkenswert, welche Erfahrungen beispielsweise Gersdorff nach dem Kriegsende machen musste.<sup>337</sup>

Ab dem Sommer 1946 war Gersdorff – zusammen mit einigen Hundert anderer Generale und Generalstabsoffiziere – in dem amerikanischen Offizierslager Allendorf bei Marburg inhaftiert. Als er eines Tages wieder durch das Lager ging, stellte er verwundert fest, dass kaum einer der ihm entgegenkommenden deutschen Offiziere seinen Gruss erwiderte. Es stellte sich heraus, dass an diesem Tag in der Zeitung eine Besprechung des Buches «Offiziere gegen Hitler» von Schlabrendorff erschienen war.

Der Rezensent hatte auch die Schilderung der Attentatsversuche vom März 1943 wörtlich zitiert, woraus die bedeutsame Rolle Gersdorffs entnommen werden konnte. Gersdorff berichtet über die Reaktion der Offizierskameraden: «In der Folgezeit wurde ich von der überwiegenden Mehrzahl aller Lagerinsassen geschnitten. Man grüsste mich nicht mehr und gab mir nicht die Hand.»<sup>338</sup>

Als Gersdorff den deutschen Lagerkommandanten bat, eine von ihm vorbereitete, die Angaben Schlabrendorffs bestätigende Erklärung beim Lagerappell verlesen zu lassen, erhielt er folgende Antwort: «Sie sind sich offenbar über Ihre tatsächliche Situation nicht klar. Vor kurzem war eine Abordnung von Generalen bei mir, die Ihre sofortige Entfernung aus dem Lager gefordert hat. Sie haben mir erklärt, anderenfalls würden sie die im Lager anwesenden SS-Leute veranlassen, Sie totzuschlagen.»<sup>339</sup>

In seinen Erinnerungen beschreibt Gersdorff sein Befremden, dass selbst nach dem katastrophalen Kriegsausgang und dem Bekanntwerden der Verbrechen der NS-Zeit die Aktionen des Widerstandes auf so wenig Verständnis stiessen. Er führt



dies vor allem auf das schlechte Gewissen all derjenigen zurück, die sich nunmehr mit ihrem eigenen, anpasserischen Verhalten konfrontiert fühlten.

Gersdorff nennt abschliessend in seinem Buch noch eine Reihe von Beispielen, wie er bei seinen Bemühungen um Einstellung in die neu gegründete Bundeswehr immer wieder auf offene oder versteckte Obstruktion stiess. Sein Fazit noch im Jahr 1976: «Das schlechte Gewissen der Millionen von Mitläufern hat den Sieg davongetragen.»<sup>340</sup>

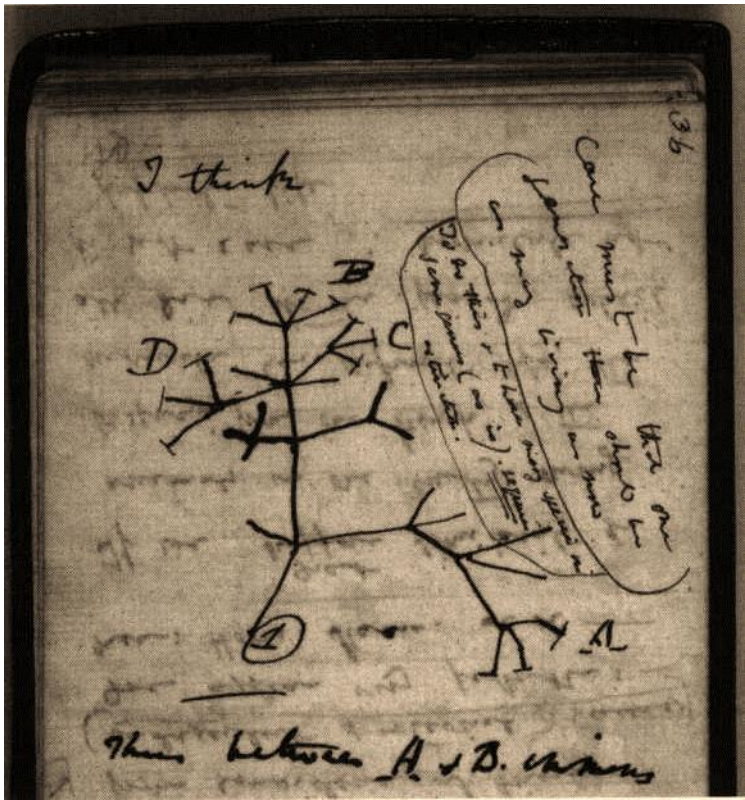
Diese resignative Einschätzung Gersdorffs findet ihre Bekräftigung in einer Reihe anderer Aussagen und Tatsachen.<sup>341</sup> Die Nachkommen der Widerstandskämpfer waren auch nach dem Krieg noch offenen oder verdeckten Anfeindungen ausgesetzt. Die Frauen der hingerichteten Verschwörer erhielten zunächst keinerlei Witwenrente, weil Beamte nach deutschem Recht kein Kapitalverbrechen begangen haben durften. Viele erhielten erst nach acht Jahren eine Kriegsrente, aber keine Opferrente. Umgekehrt war die Rentenversorgung der Witwe von Freisler, unter dessen Vorsitz der Volksgerichtshof die Verschwörer in den Tod geschickt hatte, offensichtlich weniger ein Problem ...

Aber auch andere Fakten machen es schwer verständlich, dass den Verschwörern gegen Hitler nach dem Krieg solche Feindseligkeit entgegengebracht wurde. «Allein auf deutscher Seite sind zwischen August '44 und Mai '45 mehr Menschen umgekommen als in den fünf Kriegsjahren zuvor.»<sup>342</sup> In Anbetracht solcher – und natürlich vieler anderer – Fakten dürfte eigentlich selbst Ewiggestrigen der Sinn des 20. Juli nicht verschlossen bleiben. Ob die Mitglieder des Widerstandes vor dem Hintergrund ihrer Ziele und Opfer in Deutschland insgesamt angemessen geehrt worden sind, muss man infrage stellen.

Über die ehrende Erinnerung hinaus muss das Vermächtnis der Widerständler aber auch als Verpflichtung für Gegenwart und Zukunft verstanden werden. Auch heute und morgen werden immer wieder und in allen Ländern Menschen gebraucht, die sich in wichtigen Fragen ihre eigene Meinung und ihr eigenes Gewissen nicht durch Mehrheitsmeinungen bzw. den «Mainstream» vernebeln lassen.

## **Teil IV**

### **Aus heiterem Himmel**



Skizze zur Entstehung der Arten aus Charles Darwins Notebook B, 1937

## 17.

### Wenn die Natur zuschlägt

Es gibt wohl kaum ein besseres Beispiel für die überragende Bedeutung des Zufalls als die Natur selbst. Die ganze Entstehungsgeschichte des Universums, unseres Sonnensystems, des Lebens auf unserer Erde und schliesslich des Menschen ist durch Zufälligkeiten geprägt.<sup>343</sup> Dabei werden – wie eingangs dargelegt – mit dem Begriff «Zufall» solche Ereignisse angesprochen, bei denen man konstatieren kann, «es hätte ebenso gut auch anders kommen können».

Wie unlängst anschaulich dargelegt worden ist,<sup>344</sup> mussten schon beim Urknall bestimmte Bedingungen herrschen, damit von da an eine «positive» Entwicklung des Universums möglich war. Es waren auch in der Folge ganz bestimmte Abläufe notwendig, damit sich Galaxien wie unsere Milchstrasse und Planeten wie jene in unserem Sonnensystem bilden konnten. Und wiederum musste der Planet «Erde» einen ganz bestimmten Abstand zur Sonne, eine ganz bestimmte Zusammensetzung, einen Mond als Stabilisator und eine Ozonschicht als Schutz gegen UV-Strahlung haben, damit sich Leben in der heutigen Form auf der Erde entwickeln konnte.

Als sich dann tatsächlich Leben auf der Erde entwickelte, spielte der Zufall erneut eine wichtige Rolle. Für den konkreten Evolutionsprozess des Lebens auf der Erde ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Erklärungsansatz entwickelt worden, der seinerzeit eine Revolution darstellte und noch heute in überraschend vielen Ländern – so auch in den USA<sup>345</sup> – auf Widerstände stösst. Es handelt sich um die Evo-

lutionstheorie von Darwin, die naturgemäss im Laufe der Geschichte noch immer weiterentwickelt werden konnte. Das moderne Verständnis der Evolution kommt ohne den Zufall nicht aus, wie der nachfolgende knappe Überblick zeigt.<sup>346</sup>

Mit dem Begriff Evolution wird «die allmähliche Veränderung der vererbaren Merkmale einer Population von Lebewesen von Generation zu Generation»<sup>347</sup> bezeichnet. Wie die Merkmale eines Lebewesens beschaffen sind, legen seine Gene fest. Allerdings können diese durch Mutationen verändert werden, wobei eben wieder der Zufall ins Spiel kommt. Dies gilt auch für jene Veränderungen, die durch die Neukombination der unterschiedlichen Erbanlagen der Eltern zustande kommen.

Sind auf diesem Wege neue Merkmalsausprägungen entstanden, so hängt es von den jeweiligen Umweltbedingungen ab, welche Merkmalsausprägungen sich durchsetzen. Diesen natürlichen Ausleseprozess nennt man Selektion. Er bewirkt auf Dauer eine immer bessere Anpassung von Lebewesen an ihre jeweiligen Umweltbedingungen.

Wenn man bei dieser Thematik zwangsläufig auf die Zufälligkeiten von Mutationen zu sprechen kommt, so sollen an dieser Stelle auch Krebserkrankungen Erwähnung finden. Bei ihnen spielen ebenfalls zufällige Mutationen eine Rolle, die bei der Vervielfältigung des Erbgutes auftreten können.<sup>348</sup> Da Krebserkrankungen sich nicht der Kategorie «Seuchen» zuordnen lassen, denen weiter unten in einem eigenen Kapitel nachgegangen wird, sie andererseits angesichts ihrer enorm hohen Opferzahlen aber auch nicht unberücksichtigt bleiben sollen, seien sie hier kurz erwähnt.

Drei der vier nachfolgenden Kapitel beschäftigen sich mit Episoden in frühen Erdzeitaltern, bei denen es zu Auslöschungsvorgängen sehr grosser Teile des damaligen Lebens auf der Erde gekommen ist. Damit nicht genug – für alle derartigen Auslöschungsvorgänge besteht die grosse Gefahr einer Wiederholung in der Zukunft. Dabei ist vollkommen offen, wann Derartiges geschehen könnte. Bei zwei dieser Kapitel spielen Einwirkungen aus dem Weltraum eine zentrale Rolle. Es erscheint daher sinnvoll, sich kurz sowohl mit den Erdzeitaltern als auch mit einigen Grundsachverhalten der Astronomie zu beschäftigen.

## Zu den Dimensionen im Weltall

Beginnen wir der Chronologie wegen zunächst mit dem Weltraum. Vor etwa 10 Milliarden Jahren bildete sich jene Galaxis, die auch als «Milchstrasse» bezeichnet wird und in der unser Sonnensystem beheimatet ist.<sup>349</sup> Die Grösse der Milchstrasse wird mit 200 Milliarden Sonnenmassen geschätzt, was bereits andeutet, wie klein und unbedeutend unser Sonnensystem schon im Massstab unserer eigenen Galaxis ist. Dieser Eindruck verstärkt sich erst recht, wenn man sich die Zahl der übrigen Galaxien im Universum, nämlich mindestens hundert Milliarden, vor Augen hält – sofern das überhaupt möglich ist.

Der Durchmesser unserer Galaxis beträgt 100.000 Lichtjahre. Da unser Sonnensystem nicht am Rand der Galaxis positioniert ist, liegt die Entfernung zwischen unserer Sonne und den übrigen Fixsternen (Sonnensystemen) der Milchstrasse zwischen mindestens vier und maximal deutlich unter 100.000 Lichtjahren. Demgegenüber beträgt die Entfernung schon zur Nachbargalaxis, dem Andromedanebel, mehr als 2 Millionen Lichtjahre. Die weitesten gerade noch beobachtbaren Galaxien sind 13 Milliarden Lichtjahre entfernt.

*Diese Entfernungsunterschiede haben handfeste Konsequenzen.*

*Zum einen erklären sie, warum man mit blosssem Auge am Nachthimmel nur Sterne aus der eigenen Galaxis entdeckt, während Nachbargalaxien als Ganzes bestenfalls als schwacher Lichtfleck erkennbar sind. Zum anderen hat dies grosse Bedeutung für die Gefahr durch Gamma-Strahlen, wie sie in der übernächsten Episode behandelt werden. Nur Strahlenquellen aus unserer eigenen Milchstrasse – und auch hier nur relativ nah positionierte «Strahler» – stellen eine Gefahr für unsere Erde dar.*

Asteroiden, deren Einschlag auf der Erde Gegenstand des nächsten Kapitels ist, kommen aus noch viel geringerer Entfernung, nämlich aus unserem eigenen Sonnensystem. Hier gibt es einmal den Asteroidengürtel zwischen den Planeten Mars und Jupiter, zum anderen die sogenannte Oort'sche Wolke, einen Gürtel von Kometen und Asteroiden ausserhalb der Planetenbahnen.

## Zu den Erdzeitaltern

Der Zeitraum, in denen die Asteroiden, die Gamma-Strahlen oder auch irdische Vulkane das Leben auf der Erde beinahe ausgelöscht hätten, verweist auf die unterschiedlichen Erdzeitalter. Die grössten dieser Katastrophen bezeichnet man als die «Big Five». Wo die drei wichtigsten einzuordnen sind, verdeutlichen die nachfolgenden Ausführungen.<sup>350</sup>

Das älteste Erdzeitalter, das Archaikum, begann vor 4,6 und endete vor 2,5 Milliarden Jahren. In ihm gab es bereits Bakterien, und gegen Ende traten auch Cyanobakterien (Blualgen) auf, die Fotosynthese betrieben und damit zu einer immer weiteren Anreicherung von Sauerstoff im Meerwasser und in der Atmosphäre führten.

Das sich anschliessende Proterozoikum dauerte bis vor 542 Mio. Jahren. Hier entstanden Grünalgen mit blattähnlichen Strukturen und Wurzelsystemen. Am Ende traten auch blattförmige, oval oder länglich geformte Weichtiere auf.

Bis vor 488 Mio. Jahren währte dann das Kambrium, in dem es plötzlich zu einer relativ hohen Vielfalt der Meeresfauna kam («Kambrische Explosion»). Dazu gehörten unter anderem Schwämme, Würmer, Hohltiere, Gliederfüsser und Stachelhäuter.

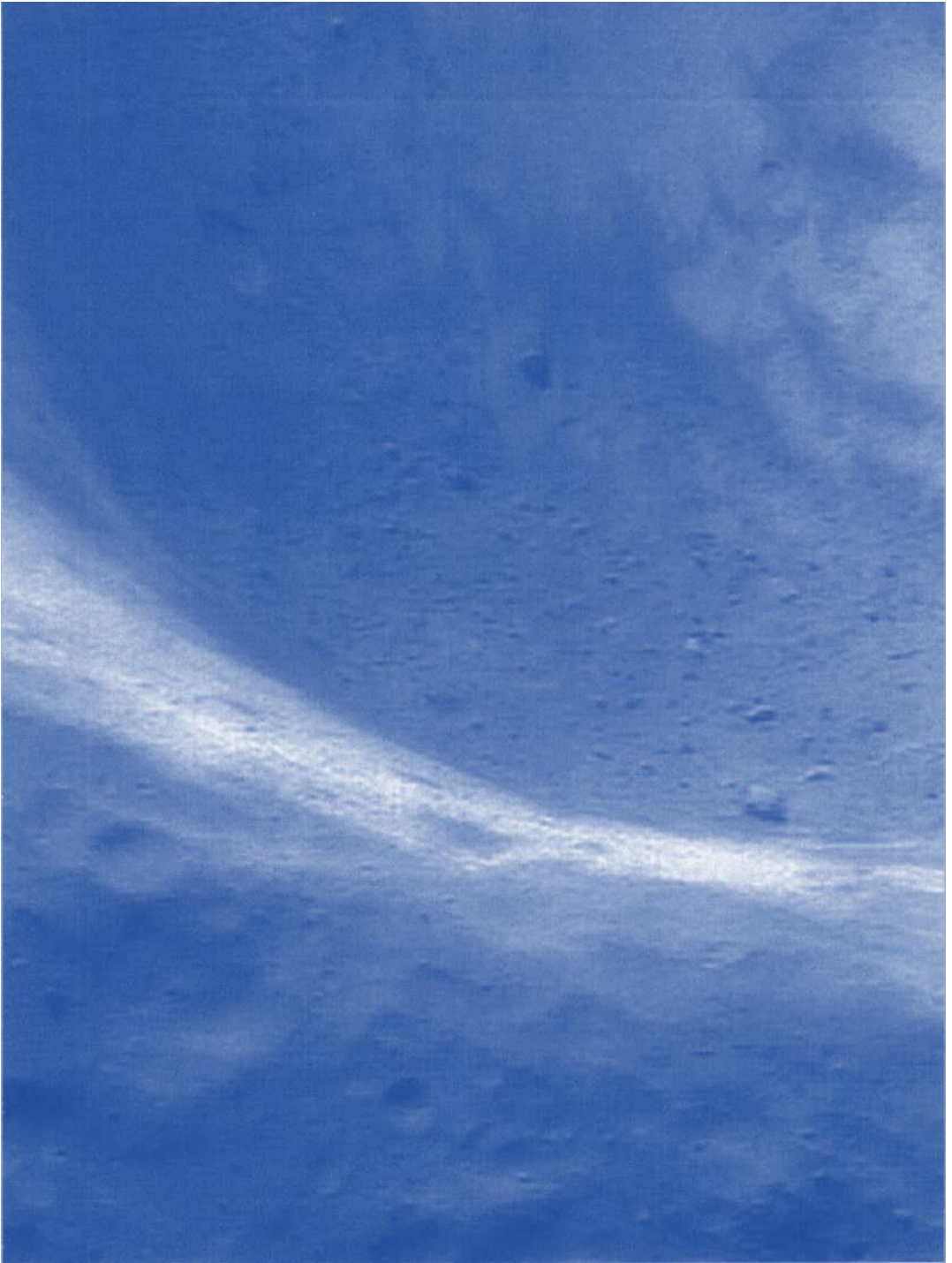
Mit dem Ordovizium schliesst sich ein Erdzeitalter an, an dessen Ende (vor 444 Mio. Jahren) es erstmals zu einem der grössten Massensterben der Erdgeschichte kam. Im Ordovizium lebten ausser den Weiterentwicklungen der Kambriumsfauna beispielsweise auch erste Nautiloiden und kieferlose Fische.

In den folgenden knapp 200 Mio. Jahren eroberten zunächst die Pflanzen, dann auch die Tiere das Festland. Besonders bedeutsam und faszinierend ist in diesem Zusammenhang die Entwicklungskette Quastenflosser-Amphibien-Urreptilien. Am Ende (vor rund 250 Mio. Jahren) steht erneut ein besonders katastrophales Massensterben.

In dem sich anschliessenden Zeitraum von wiederum knapp 200 Mio. Jahre entwickelten sich die Urreptilien weiter zu den Dinosauriern, welche die Herrschaft übernahmen – bis zu dem jüngsten Massensterben der Erdgeschichte vor 65 Mio. Jahren.

*Danach begann bekanntlich der Siegeszug der Säugetiere, an dessen Ende – genauer: zum derzeitigen Stand – die Entwicklung des Menschen steht.*





Nahaufnahme des Asteroiden 433 Eros, 5. August

## 18.

### Asteroiden Apophis und Toutakis lassen grüssen

*Im zweiten Halbjahr 2004 machten verschiedene Forschungsgruppen an Observatorien in Arizona und Australien sowie der NASA eine äusserst beunruhigende Entdeckung: Ein grosser Asteroid raste auf die Erde zu.<sup>351</sup> Mit einer zunächst geschätzten Grösse von etwa 400 Metern war 2004 MN4 (Apophis) das grösste bislang von Menschen beobachtete Objekt, das sich auf direktem Kurs in Richtung Erde bewegte.*

Seine Einschlagwahrscheinlichkeit für den 13. April 2029 wurde vorerst mit 1:36 geschätzt. Die bei einem Einschlag freiwerdende Explosionsenergie entspräche 65.000 Hiroshima-Bomben und würde einen Krater von 1.500 Metern Tiefe und 11,5 km Durchmesser in die Erdoberfläche sprengen.

Die Auswirkungen eines solchen Einschlages hängen natürlich in erster Linie von dem genauen Aufschlagpunkt ab.<sup>352</sup> Bei einem Einschlag auf dem Festland kommt es sehr darauf an, ob ein Ballungszentrum betroffen wäre. Dann könnten im schlimmsten Fall Dutzende Millionen Opfer zu beklagen sein. Insbesondere bei Einschlägen in der Nähe von Atomkraftwerken oder gar Lagerstätten oder Abschussvorrichtungen von Atomwaffen sind die Auswirkungen besonders schwer abschätzbar. Bei einem Einschlag in den Ozean müsste mit Tsunamis gerechnet werden, die in der Nähe Höhen um die 100 Meter, an weiter entfernten Küsten 30 Meter erreichen könnten.

Zusätzlich zu den unmittelbaren Auswirkungen wären auch die sekundären Folgen für die Infrastruktur der betroffenen Regionen zu berücksichtigen.<sup>353</sup> Dies betrifft – je nach Abstand zum Einschlagsort – den möglichen Ausfall der Stromversorgung, Nachrichtentechnik, Kommunikation, Wasserversorgung, Krankenversorgung, Lebens- und Arzneimittelversorgung, Personennahverkehr und öffentliche Sicherheit. Also auch die zunächst Überlebenden sähen sich mit katastrophalen Lebensbedingungen konfrontiert.

Den ersten Meldungen über Apophis folgten immer weitere Aktualisierungen der Grösse und Einschlagswahrscheinlichkeit.<sup>354</sup> Dabei zeichnete sich zunächst ab, dass die Gefährlichkeit von Apophis nicht primär auf das Datum 13. April 2029 bezogen werden müsse. Auch wenn er an diesem Datum noch dicht an der Erde vorbeifliege, sei die Gefahr bei seiner Wiederkehr am 13. April 2036 unter Umständen deutlich grösser. Dabei erhöhe sich die Unsicherheit noch dadurch, dass Apophis bei seiner Passage 2029 möglicherweise eine Zone durchfliegt, die seine Bahn ungünstig verändern könnte.

Durch immer neue Messungen und Auswertungen in den Jahren 2009 bis 2012 ergab sich am Ende die Vorhersage, dass eine Kollision mit der Erde im Jahr 2036 so gut wie ausgeschlossen werden könne.<sup>355</sup>

*Immerhin nähert ersieh 2029 bereits auf 91.000 km an die Erde an, was nur etwa 8 Prozent der Entfernung Erde-Mond entspricht und ihn dicht an dem Ring der geostationären Satelliten vorbeiführt. In Weltraumdimensionen gesehen ist das ein unglaublich geringer Abstand.*

Gleichzeitig ist festzustellen, dass erstaunliche Annäherungen grosser Asteroiden an die Erde nicht mehr als extreme Ausnahmefälle angesehen werden können. Im Februar 2014 raste der von der Grösse her mit Apophis vergleichbare Asteroid 2000 EM26 an der Erde im neunfachen Abstand Erde-Mond vorbei.<sup>356</sup> Mindestens drei weitere, sogar wesentlich grössere Asteroiden lassen die grundsätzliche Bedrohung aus dem All immer deutlicher werden: Im März 2014 passierte der knapp 2 km grosse Asteroid 2003 QQ47 die Erde in 50-facher Mondstanz.<sup>357</sup> Der ebenfalls knapp 2 km grosse Asteroid 1997 XF11 wird an der Erde 2028 in nur etwa 2,5-fa-

chem Mondabstand vorbeifliegen.<sup>358</sup> Diese Asteroiden haben ein weitaus höheres Zerstörungspotenzial als Apophis. Das lässt sich besonders eindrucksvoll an Toutatis verdeutlichen.

Schon im Jahr 2004 zog der Asteroid (4179) Toutatis in vierfachem Mondabstand an der Erde vorbei.<sup>359</sup> Bemerkenswert ist dabei vor allem die Grösse dieses Himmelskörpers. Es handelt sich um einen unregelmässig geformten Asteroiden von 4,5 x 2,4 x 1,9 km Abmessungen. Seine Masse beträgt 50.000 Millionen Tonnen, seine mittlere Orbitalgeschwindigkeit etwa 60.000 km/h.

*Einen Einschlag dieser Grössenordnung würden grosse Teile  
der Menschheit nicht überleben.<sup>360</sup>*

Zusätzlich zu den immensen Opferzahlen der ersten Tage und Wochen wären die Folgen eines Klimawandels im Sinne einer extremen Abkühlung einzukalkulieren. Inwieweit und ab wann dann z.B. Ernten in bestimmten Teilen der Welt wieder möglich wären, muss offenbleiben.

## **Das Aussterben der Dinosaurier**

Aber wir sind ja nicht auf Spekulationen über die Zukunft angewiesen. In der Vergangenheit haben bereits zahlreiche, sogar wesentlich grössere Objekte die Erde getroffen und für extreme Veränderungen der Evolution des Lebens gesorgt. Am bekanntesten ist der Einschlag eines gewaltigen Meteoriten auf der Halbinsel Yucatan im Golf von Mexiko, der zum Aussterben der Dinosaurier vor 65 Millionen Jahren geführt hat. Lange bestehende Restzweifel, ob nicht andere Ursachen mit verantwortlich für das Aussterben gewesen sein könnten, schienen durch eine internationale Studiengruppe von 41 Forschern unter der Leitung des Geologen Peter Schulte von der Universität Erlangen-Nürnberg ausgeräumt.<sup>361</sup> Ein seinerzeit fast gleichzeitig aufgetretener starker Vulkanismus sorgt aber nach wie vor für Diskussionen (siehe Kapitel 20). Angesichts der Bedeutung des Meteoriteneinschlages für die Vergangenheit, aber möglicherweise irgendwann auch erneut für die Zukunft der Erde lohnt es sich, die Geschichte und das Ergebnis dieser Entdeckung etwas näher zu beleuchten.

1980 erschien in der amerikanischen wissenschaftlichen Zeitschrift «Science» ein Artikel, der das Phänomen in den Blick nahm, dass es am Ende der Kreidezeit zu einem blitzartigen Aussterben der Mikrofauna im Meer gekommen sei.<sup>362</sup> Die Kleinstlebewesen stehen am Anfang der Nahrungskette im Meer. Ihre Häufigkeit wies eine dramatische Veränderung auf, wenn man die Kalkschichten ober- und unterhalb einer schmalen Tonschicht verglich, die das Ende der Kreidezeit vom Beginn des Tertiärs trennte. Diese Tonschicht ist also etwa 65 Millionen Jahre alt; unterhalb dieser Tonschicht waren die Kleinstlebewesen reichhaltig, oberhalb nur noch kümmerlich vorhanden. Bei näherer Untersuchung dieser Tonschicht stellten die Forscher – Vater und Sohn Alvarez – einen Iridiumgehalt fest, der fast beim Hundertfachen des erwarteten Wertes lag.

Nun ist Iridium ein auf der Erde zwar seltenes, im Weltall aber vermehrt anzutreffendes Metall.<sup>363</sup> Die Forscher schlossen daraus, dass das plötzliche Aussterben der Mikrofauna etwas mit dem Einschlag eines Meteoriten zu tun haben könnte. Dieser Einschlag habe – neben den direkten Auslöschungsvorgängen – zu einer möglicherweise mehrjährigen Staubschicht um die Erde geführt. Diese wiederum habe die Photosynthese der Pflanzen auf dem Land und im Meer minimiert und dadurch den Beginn der Nahrungskette quasi eliminiert. Hinzu sei eine dramatische Abkühlung gekommen.

Eine Iridium-Anomalie ist mittlerweile an etwa 100 Stellen weltweit nachgewiesen worden.

*Auch die Öffentlichkeit kann die betreffende Tonschicht mühelos bestaunen, so z.B. an einer 15 Meter hohen Kreidewand an der Ostseeküste in der Nähe von Kopenhagen.*<sup>364</sup>

Zusätzlich wurden in den einschlägigen Schichten auch Mikrotektite gefunden, also sandkorngroße Kügelchen aus geschmolzenem Material von der Einschlagstelle, die durch die Wucht des Einschlages in hohe Luftschichten rund um den Globus getragen und dann abgerechnet wurden. Auch ihr Alter entsprach jenen 65 Millionen Jahren.

Blieb noch die Suche nach dem Krater. Wenn man von einem Durchmesser des Meteoriten von 10 km ausging, musste irgendwo ein Krater von mindestens 100 km

Durchmesser entstanden sein.<sup>365</sup> Durch mehrere geologische Indizien kam man darauf, dass der Einschlag im südlichen Küstenbereich des Golfs von Mexiko zu suchen war. Ein spanischer Artikel aus dem Jahr 1950 gab schliesslich den entscheidenden Hinweis. Darin wurde über eine Gravitationsanomalie im Norden der Halbinsel Yucatan berichtet, die bei der Suche nach Öl aufgefallen war. Eine solche Gravitationsanomalie entsteht durch Dichteunterschiede im Fels – wie etwa bei einem durch Einschlag komprimierten Gestein.

*Es zeigte sich eine kreisrunde Struktur, deren Mittelpunkt in der Nähe des Dorfes Chicxulub liegt, 1950 hatte man dies noch für Reste eines Vulkans gehalten. Eine nähere Untersuchung liess dann auch Rückschlüsse auf den Ablauf des Geschehens zu. Der Durchmesser des Kraters belief sich auf knapp 200 km. Aufgrund seiner Geometrie musste der Meteorit von Südosten mit einer Geschwindigkeit von mindestens 18.000 km/h in flachem Winkel eingeschlagen sein.*

Die enorme Wucht dieses Einschlages wird von der oben erwähnten internationalen Forschergruppe unter der Leitung des Geologen Schulte wie folgt charakterisiert:<sup>366</sup> Zunächst einmal wird von einer wesentlich höheren Geschwindigkeit von bis zu 72.000 km/h ausgegangen. Die beim Einschlag freigesetzte Energie entsprach einer Milliarde von Atombomben des Hiroshima-Typs. Bis zu 1.500 km im Umkreis wurde durch Hitze, Erdbeben und Tsunamis alles zerstört. Sodann gelangten grosse Mengen Staub, Russ und Schwefel in die Erdatmosphäre, wodurch eine Abschirmung der Sonnenstrahlen und entsprechend eine Abkühlung eintrat. Dies hatte die bereits angesprochenen Folgen für das Wachstum der Pflanzen und des Planktons: Für alle Pflanzenfresser und in der Folge davon auch alle Fleischfresser fielen damit existenzielle Glieder der Nahrungskette weg.

### **Zur Häufigkeit grosser Einschläge**

Es kann nicht überraschen, dass nach der sehr überzeugenden Erklärung der Katastrophe vor 65 Millionen Jahren (Ende Zeitalter Kreide) durch einen Einschlag auch andere Ereignisse, die mit einem Massensterben verbunden waren, unter diesem

Aspekt untersucht wurden. So geschah und geschieht es auch mit dem grössten Massensterben der Erdgeschichte vor 250 Millionen Jahren (Ende Zeitalter Perm). Damals starben 95 Prozent aller im Meer lebenden Arten aus.<sup>367</sup> Es gibt in der Antarktis einen Krater von knapp 500 km Durchmesser, der von einigen Forschern damit in Verbindung gebracht wurde. Auch das Auftreten spezifischer Moleküle, die ein für Meteoriten charakteristisches Helium-Isotopenverhältnis aufweisen, in der Grenzschicht zwischen Perm und Trias würde in die Richtung eines Einschlages deuten.

Allerdings könnte ein solcher Einschlag auch nur der Auslöseimpuls für gigantische Vulkanausbrüche gewesen sein, die gleichfalls zur Erklärung des Massensterbens am Ende des Perms herangezogen werden. Ebenso wird mittlerweile ein Gammablitz – darauf wird im nächsten Kapitel eingegangen – als Ursache des Massensterbens für möglich gehalten. Insgesamt gesehen kann diese Katastrophe noch nicht als geklärt angesehen werden.

Ähnlich verhält es sich mit anderen Aussterbeereignissen der Erdgeschichte. Die Theorie eines Einschlages wurde z.B. auch für das Massensterben vor 200 Millionen Jahren (Ende Zeitalter Trias) diskutiert.<sup>368</sup> Mehr als 50 Prozent der im Meer lebenden Gattungen fielen der Katastrophe zum Opfer. Auch hier wurde die Verbindung zu einem etwa 100 km grossen Krater in Kanada gesehen, aber ebenso muss auch hier Vulkanismus als konkurrierende Erklärung in Betracht gezogen werden.

Fest steht am Ende nur, dass unsere Erde seit ihrem Bestehen einem Bombardement aus dem Weltall ausgesetzt war und die Gefahr weiterer katastrophaler Einschläge fortbesteht. Überall auf der Erde finden wir Krater der unterschiedlichsten Grösse und Entstehungszeit. Und neben den Asteroiden und Meteoriten sind der Vollständigkeit halber noch die Kometen zu erwähnen, die oftmals gar keine grossen Krater hinterlassen. Die beiden bekanntesten Fälle der neueren Zeit, bei denen Kometen als wahrscheinlich angenommen werden, sind die Explosionen über Tunguska in Sibirien (1908) sowie über dem Chiemgau (vor 2.500 Jahren).<sup>369</sup> Immerhin hatten sie die Stärke von 1.000 bzw. 10.000 Atombomben des Hiroshima-Typs.

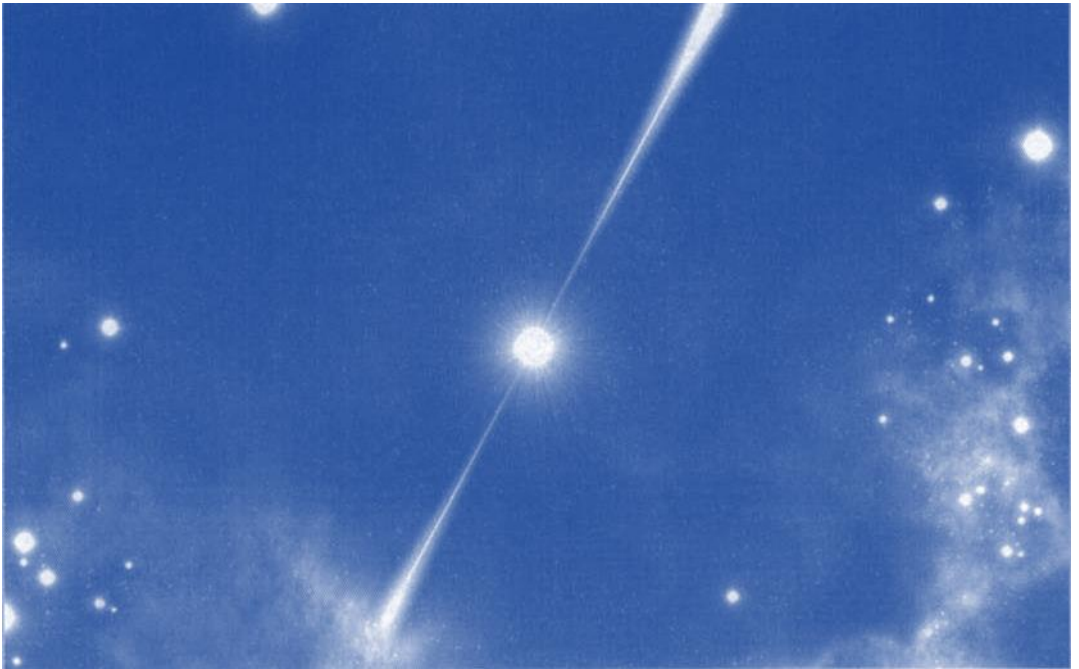
In diesem Zusammenhang soll eine Theorie erwähnt werden, auch wenn sie noch nicht als hinreichend fundiert angesehen werden kann. Das trifft allerdings am Anfang auf viele Theorien zu – man nehme nur die diesbezüglichen Erfahrungen vieler bekannter Astronomen oder auch der Alvarez-Gruppe (siehe die Impact-These zum Ende der Kreidezeit). So wenig bewiesen die nachfolgend kurz skizzierte Theorie also heute noch ist, so faszinierend ist sie andererseits.<sup>370</sup> Die beiden Forscher Sepkoski und Raup analysierten die Reihe der Aussterbeereignisse in der Erdgeschichte auf etwaige Regelmässigkeiten. Sie stiessen dabei auf eine Periodizität von etwa 26 Millionen Jahren zwischen den Katastrophen ab einer bestimmten Grössenordnung.

Stellt man nun gedanklich eine Verbindung zur Alvarez-Gruppe her, dann ist es naheliegend, die Ursache einer solchen Regelmässigkeit im Weltraum zu suchen, zumal bei Kratern auf der Erde eine ähnliche Periodizität festgestellt wurde. Dies führte zu der Annahme eines möglichen Himmelskörpers, der die Sonne mit einer Periodizität von 26 Millionen Jahren umkreise und wegen seines riesigen Abstandes noch nicht entdeckt worden sei. Jedes Mal würden bei einer Annäherung dieses Himmelskörpers an die Oort sehe Wolke (Gürtel von Kometen und Asteroiden weit ausserhalb der Planetenbahnen) Kometen und Asteroiden in Bahnen Richtung Erde gelenkt.

Zwischen der Grösse und der statistischen Häufigkeit von Gefahr bringenden Asteroiden besteht im Übrigen ein Zusammenhang.<sup>371</sup> Einschläge von 10-km-Meteoriten wie die am Ende der Kreidezeit, die zum Aussterben der Dinosaurier führten, sind zwar selten, aber auch für die Zukunft nicht auszuschliessen. Die statistische «Wartezeit» für einen solchen Himmelskörper beträgt etwa 100 Millionen Jahre. Wir hätten im Augenblick also «noch 35 Millionen Jahre Zeit». Kleinere Asteroiden von «nur» 2 km Grösse sind, wie eingangs aufgezeigt, deutlich häufiger, müssen aber auch nicht gleich die Erde treffen. Körper von der Grösse des Asteroiden Apophis treffen die Erde im Schnitt einmal in einer Million Jahre.

*Das alles sind aber nur statistische Wahrscheinlichkeiten.  
Wann und wo konkret solche Ereignisse drohen,  
entzieht sich unserem Einfluss – sie sind purer Zufall.*





Künstlerische Darstellung des Gammablitzes GRB 080319B

## 19.

### Gammablitz Die kosmischen Schneidbrenner

Noch vor den im vorangegangenen Kapitel erwähnten drei Massensterben gab es zwei weitere herausragende Katastrophen, nämlich am Ende des Devon vor 375 Millionen Jahren und am Ende des Ordoviziums vor ungefähr 450 Millionen Jahren.<sup>372</sup> Wir wollen uns zunächst mit der letztgenannten Katastrophe befassen. Sie stellt die älteste – und damit in der Erdgeschichte die erste – der «Big Five» dar. Ihre Erklärung war und ist bis auf den heutigen Tag sehr schwierig; zumindest reicht die zweifelsfrei festgestellte Vereisung als Erklärung nicht aus.

2004 schaltete sich eine Forschergruppe der Universität von Kansas und der NASA in die Diskussion ein.<sup>373</sup> Die Wissenschaftler sahen Anhaltspunkte, dass vor 443 Millionen Jahren ein Gammablitz die Erde getroffen hat. Nach dieser These führte der Gammablitz zur Bildung grosser Mengen von Stickoxiden in der Erdatmosphäre, was eine schwere Schädigung der Ozonschicht zur Folge hatte. Dies wiederum liess die ultraviolette Strahlung der Sonne ungehindert in die obersten Wasserschichten der Urozeane eindringen. 60 Prozent aller im Meer lebenden wirbellosen Tiere seien dieser UV-Strahlung zum Opfer gefallen – Landtiere gab es damals noch nicht. Aber auch für das Massensterben am Ende des Perms liegen Anhaltspunkte vor, dass möglicherweise ein Gammablitz die Ursache war.<sup>374</sup>

Für das Entstehen solcher Gammablitz gibt es verschiedene Erklärungsansätze.<sup>375</sup> Die Wissenschaftler – so auch Jochen Greiner vom Max-Planck-Institut

für extraterrestrische Physik in Garching – unterscheiden vor allem zwischen kurzen und langen Blitzen:

«Kurze Blitze machen rund ein Drittel aller Gammastrahlenausbrüche aus. Sie stammen vermutlich von zwei massereichen, kompakten Objekten in einem Doppelsystem. Diese Objekte umkreisen sich eng und verschmelzen letztlich miteinander, z.B. zwei Neutronensterne oder ein Neutronenstern und ein Schwarzes Loch. Das ist bis jetzt nur eine Hypothese, wenn auch eine plausible, denn da der Blitz so kurz ist, muss seine Quelle sehr kompakt sein. Die längeren Blitze hingegen entstehen vermutlich, wenn ein massereicher Stern am Ende seiner Entwicklung angelangt ist. Er kollabiert unter seiner eigenen Schwerkraft und explodiert schliesslich als Supernova.»<sup>376</sup>

### Zur Häufigkeit gefährlicher Gammablitze

Erstmals entdeckt wurden Gammablitz von US-Satelliten, die Gammadetektoren zur Entdeckung atomarer Explosionen an Bord hatten, um das Verbot atomarer Tests überwachen zu können. Am 2. Juli 1967 registrierten die Detektoren dann plötzlich eine Gammastrahlung, deren Quelle – wie sich später herausstellte – in den Tiefen des Weltraums lag. Heutzutage werden beinahe täglich Gammablitz aus der gesamten Weite des Universums registriert. Ihre Dauer reicht üblicherweise von Millisekunden bis zu einigen Minuten, in seltenen Fällen auch darüber hinaus.

Für das (Über) Leben auf der Erde hat – neben der Dauer – vor allem die auf die Erde einwirkende Energie der Gammablitz Bedeutung. Dies wiederum hängt von der Entfernung und Stärke der Strahlenquelle, aber auch von der Strahlungsrichtung ab.

Was die Entfernung anbelangt, so sind natürlich aufgrund ihrer Nähe Gammablitz aus unserer eigenen Galaxie – und damit gewissermassen in der «eigenen Nachbarschaft» – besonders gefährlich. Es gibt Grund zu der Annahme, dass in unserer eigenen Galaxie durchschnittlich alle zehntausend Jahre ein Gammablitz zu erwarten ist. Dieser kann in zehn Sekunden mehr Energie freisetzen als die Sonne während ihrer gesamten Lebensdauer, also über Milliarden Jahre hinweg. Ob dies für das Leben auf der Erde tödlich ist, hängt vor allem von der Strahlungsrichtung

des Gammablitzes ab. Typischerweise ist dessen Strahlung wie bei einem Leuchtturm fokussiert. In seiner Wirkung ähnelt ein Gammablitz einem kosmischen Schneidbrenner, der alles Leben in seiner Strahlungsrichtung vernichten kann. Trifft der Strahl zufällig auf die Erde – was wiederum nur bei einem sehr kleinen Teil der intragalaktischen Gammablitz zu erwarten ist –, so sind selbst bei einer Entfernung von vielen hundert Lichtjahren die Folgen katastrophal.<sup>377</sup> Nach wenigen Wochen könnte die Ozonschicht der Erde zu 50 Prozent oder mehr zerstört sein.

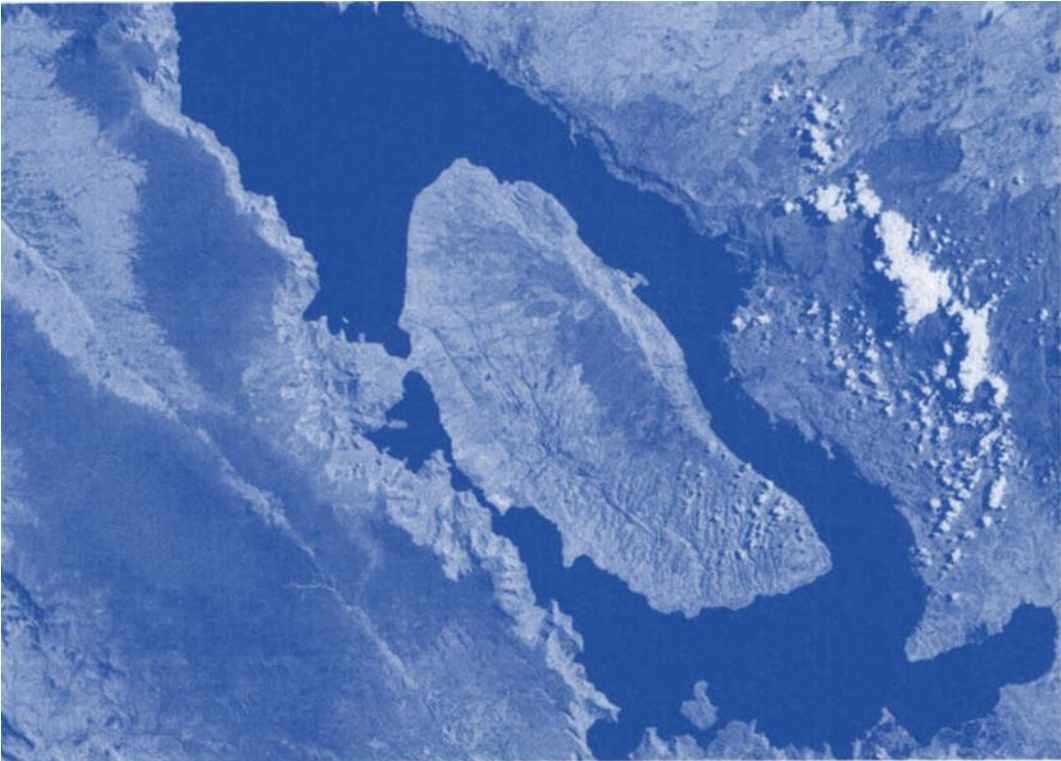
Bestimmte, eingangs angesprochene Forschungsergebnisse lassen es möglich erscheinen, dass sich Derartiges so vor 443 Millionen Jahren (und auch vor 250 Millionen Jahren) bereits abgespielt hat. Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, sind die Gammablitz und ihre unvorstellbare Energie für die Menschheit eine reale, durch Forschungen erhärtete Gefahr.

*Ein solches Ereignis ist allein dem Zufall überlassen. Eine Vorwarnzeit gibt es nicht, eine wirkliche Abwehrmöglichkeit ebenso wenig.*

*Es würden wegen des Ausfallens von möglicherweise der Hälfte der Schutzatmosphäre der Erde<sup>378</sup> oder mehr tendenziell ähnliche Probleme durch UV-Strahlung auftreten wie bei einer Mars-Expedition. Ob es für einen Teil der Menschen eine Möglichkeit gäbe, in gegen die UV-Strahlung abgesicherten Räumen bzw. Bunkern auszuharren, bis sich nach vielen Jahren die Ozonschicht einigermaßen regeneriert hat<sup>379</sup>, sei dahingestellt.*

*Für die grosse Masse der Menschheit gäbe es diese Möglichkeit nicht.*

Diesmal würde es sich auch nicht mehr allein um Auswirkungen auf maritime Lebewesen handeln. Betroffen wären alle Organismen und Lebewesen auf dem Land, im Wasser und in der Luft. Die Nahrungsmittelkette auf der Erde würde zusammenbrechen. Ob – und wie viele – Menschen unter diesen Bedingungen überleben könnten, ist reine Spekulation.



Satellitenaufnahme des Tobasees, Sumatra, Indonesia, mit dem 100 km langen und 30 km breiten Caldera eines Supervulkans

## 20.

### Supervulkane Längst überfällig?

*Das grösste Massensterben in der Erdgeschichte ereignete sich vor 250 Millionen Jahren am Ende des Perm-Zeitalters.<sup>380</sup> 95 Prozent aller meeresbewohnenden Arten und 66 Prozent der landbewohnenden Arten starben.*

Über die verschiedenen möglichen Ursachen wurde jahrzehntelang diskutiert. Neueste Untersuchungen erhärten nun einen alten Verdacht: Im heutigen Sibirien – damals noch Teil des Superkontinents «Pangäa» – kam es über einen Zeitraum von etwa einer Million Jahre hinweg zum Ausbruch von Hunderten von Vulkanen. Auf einem Gebiet von der Grösse Australiens türmten sich viele Kilometer dicke Magmafelder auf, die auch heute noch Zeugnis ablegen von der Katastrophe und von zahlreichen Forschern untersucht werden konnten. Ihr Alter korrespondiert auf verblüffend genaue Weise mit dem damaligen Artensterben.

Der Prozess des Artensterbens hat sich nach heutigen Erkenntnissen in mehreren Stufen vollzogen. Bereits die nachfolgende Zusammenfassung lässt erahnen, wie viel Forschungsarbeit in die Analyse der miteinander zusammenhängenden und damit relativ komplexen Abläufe investiert werden muss.

Zunächst bliesen die Ausbrüche sehr viel Staub und Aerosole in die Luft, was die Sonneneinstrahlung beträchtlich verminderte und für etwa eine Million Jahre zu globaler Abkühlung führte. Während Staub und Schwefeldioxid sodann aus der Luft

ausgewaschen wurden, verblieb das Treibhausgas Kohlendioxid in der Atmosphäre. Dies führte zu einem Anstieg der Temperaturen um bis zu zehn Grad. Auch die Ozeane erwärmten sich.

Dieser Temperaturanstieg in den Meeren kann in der Folge auch zur Freisetzung des am Meeresboden gebundenen Methans geführt haben. Dieses als Treibhausgas wirksame Methan hätte dann die Erwärmung der Erdatmosphäre weiter beschleunigt. Zusätzlich wirkte sich auch die eintretende Versauerung der Meere verhängnisvoll auf die dort lebenden Tiere aus. Diese Versauerung kam dadurch zustande, dass sich das Kohlendioxid als Kohlensäure in den Ozeanen löste. Die oben angesprochene Auswaschung von Schwefelgasen aus der Atmosphäre führte zusätzlich zu einem Phänomen, das wir heute als «sauren Regen» bezeichnen. Und schliesslich kam es bei den Vulkanausbrüchen wohl auch zum Ausstoss verschiedener Gase, welche die Ozonschicht der Erde schädigten und dadurch den Schutz vor der UV-Strahlung der Sonne verminderten.

Vulkanausbrüche werden – wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln kurz erwähnt – auch als mögliche Ursache für das Massensterben am Ende des Erdzeitalters Trias (vor 200 Millionen Jahren) verantwortlich gemacht.<sup>381</sup> Riesige Basaltvorkommen in Brasilien und anderen Teilen der Welt, die wegen des Fehlens des Atlantiks ursprünglich einmal zur gleichen Magmaprovinz gehörten, passen altersmässig genau zu den endtriassischen Aussterbevorgängen. Auch hier werden wieder ähnliche stufenweise Abläufe vermutet, wie sie vorstehend skizziert worden sind.

Beim Massensterben am Ende der Kreidezeit (vor 65 Millionen Jahren) spielt der Einschlag eines grossen Asteroiden unstrittig eine zentrale Rolle. Altersmässig passen zu diesem Einschlag und den Aussterbevorgängen verblüffenderweise aber auch die wahrscheinlich grössten Basaltdecken, die je durch eine Ausbruchepisode ausgeworfen worden sind.<sup>382</sup> Es handelt sich um die Dekkan-Basalte im heutigen Indien. Zumindest wird von daher eine Beteiligung vulkanischer Aktivitäten an den Aussterbeereignissen nicht ausgeschlossen – und sei es in der Weise, dass der Asteroid durch seine unvorstellbare Einschlagsenergie den Vulkanismus verstärkt haben könnte.

## Bedrohung des Menschen

Während die bisher dargestellten vulkanischen Katastrophen «nur» die Vorläufer der Menschheit betrafen, wollen wir uns im Folgenden jenen Vulkanausbrüchen zuwenden, die den Menschen direkt betroffen haben oder in der Zukunft betreffen können.

Hier muss man zunächst auf ein Ereignis Bezug nehmen, was angeblich die Menschheit kurzzeitig an den Rand der Auslöschung gebracht haben soll. Es handelt sich um den Ausbruch des Vulkans Toba in Sumatra vor 74.000 Jahren.<sup>383</sup> Die diesbezügliche Hypothese aus dem Jahr 1998 stammt von Stanley Ambrose von der University of Illinois. Er sieht einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Ausbruch des Toba und dem sogenannten «genetischen Flaschenhals», der etwa zur gleichen Zeit aufgetreten sei. In der Tat gibt es zunächst gute Belege für beide Tatbestände:

Der «genetische Flaschenhals» bezeichnet in diesem Zusammenhang die Annahme, dass in der Zeitspanne vor 70.000 bis 80.000 Jahren nur noch einige tausend Individuen der Gattung *Homo sapiens* existierten. Darauf lassen genetische Berechnungen auf der Basis der Mutationsrate des menschlichen Genoms schliessen. Alle heute lebenden Menschen stammen danach von dieser vergleichsweise kleinen Population, die grösstenteils in Afrika lebte, ab.

Auch der andere Tatbestand – der Ausbruch des Toba – wird durch wissenschaftliche Untersuchungen gestützt. Es handelt sich um den grössten Vulkanausbruch in den letzten zwei Millionen Jahren. Durch den massiven Ausstoss von Asche, Staub usw. sank die Temperatur auf der Erde für Jahre um Werte zwischen 3 und 18 Grad.

Der ursächliche Zusammenhang zwischen beiden Tatbeständen ist aufgrund bestimmter Funde zwar strittig. Der «genetische Flaschenhals» könnte z.B. auch Resultat einer langen, vorangegangenen Kaltzeit gewesen sein. In jedem Fall ist der Toba aber ein gutes Beispiel für die Bedrohung, die auch in unserer Zeit von sogenannten «Supervulkanen» ausgeht. Darunter versteht man besonders grosse Vulkane, die «auf Grund der Grösse ihrer Magmakammer bei Ausbrüchen keine Vulkankegel aufbauen, sondern riesige Calderen (*Einbruchkessel*) im Boden hinterlassen.»<sup>384</sup>



Der im Hinblick auf zukünftige Bedrohungen meistdiskutierte Supervulkan ist der Yellowstone.<sup>385</sup> Hierfür gibt es drei Gründe: Zum einen ist es die schiere Grösse seiner Magmakammer, die nach neuesten Messungen 90 km lang und 30 km breit ist. Zum zweiten sind es die Auswirkungen, die der Chefgeologe von Yellowstone so beschreibt:

*«Als der Yellowstone vor 640.000 Jahren zum letzten Mal richtig ausbrach, liess er ungefähr die Hälfte der heutigen USA unter einer Ascheschicht verschwinden.»<sup>386</sup>*

Vor allem aber ist es die aus einer zumindest nicht unwahrscheinlichen Regelmässigkeit seiner Ausbrüche ableitbare Bedrohung für die Zukunft. Nicht nur gehören seine Ausbrüche zu den stärksten, die aus den letzten 30 Millionen Jahren bekannt sind – vielmehr sind sie auch die häufigsten und regelmässigsten unter allen Supervulkanen. Der älteste registrierte Ausbruch fand vor 2,1 Millionen Jahren statt, der nächste vor 1,2 Millionen Jahren und der letzte vor 640.000 Jahren. Die Abstände – und ihre Verkürzung – geben Anlass zum Nachdenken.

*«Einige Vulkanologen sind der Ansicht, dass eine Eruption längst überfällig ist.»<sup>387</sup>*

## 21.

### Seuchen Vom «Patienten Zero» zur Menschheitsbedrohung

Die grossen Seuchen haben in der Geschichte der Menschheit einen besonderen Platz, weil sie jeweils Dutzende Millionen Menschen dahinrafften und mit einem besonderen Gefühl der Ohnmacht, des zufälligen Ausgeliefert-Seins, verbunden waren – und bei allem medizinischen Fortschritt auch heute noch sind. In der Tat ist es für den betroffenen Einzelnen schwer verständlich, kann er es nur schwer akzeptieren, warum ausgerechnet er zum Betroffenen, zum Opfer wird. Zufälligkeiten spielen bei der Ausbreitung der Seuchen eine grosse Rolle. Das zeigt sich schon ganz am Anfang der Ausbreitungskette, wie zunächst an einigen wenigen Beispielen verdeutlicht werden soll.

Man spricht vom «Patienten Zero», um jene Person zu bezeichnen, die als Ausgangspunkt für die Ausbreitung einer Krankheit gesehen wird.<sup>388</sup> Für Ebola, SARS und AIDS liegen die nachfolgenden Schilderungen für die oft nur teilweise erfolgreiche Suche nach «Patient Zero» vor:<sup>389</sup>

Es ist der 2. Dezember 2013 in einem Dorf in Guinea. Ein zweijähriges Kind bekommt Magenkrämpfe, Fieber, schwarzen Stuhl und Erbrechen. Vier Tage später ist es tot, drei Wochen darauf auch seine Schwester, Mutter und Grossmutter sowie die Krankenschwester. Wieder etwas später sterben Mitglieder des Pflegepersonals im regionalen Krankenhaus sowie Gäste der Trauerfeiern. In deren Dörfern setzt sich das Sterben fort. Erst nach mehreren Monaten der weiteren Ausbreitung – und

damit zu spät für eine rasche Eindämmung der Seuche – wird der Ebola-Erreger identifiziert.

Ähnlich verdeckt begann die Ausbreitung der lebensbedrohlichen Lungenkrankheit SARS. Im November 2002 erkrankt ein 33-jähriger Koch aus dem chinesischen Heyuan, wird in das dortige Krankenhaus eingeliefert und infiziert acht Klinikangestellte. Weil sein Zustand immer kritischer wird, verlegt man ihn nach Guangzhou, wo er wiederum dreizehn Mitarbeiter infiziert. Einer dieser Mitarbeiter reist nach Hongkong, wo er im «Metropole Hotel» Station macht. Dort steckt er zwölf andere Hotelgäste unter anderem aus Singapur und Kanada an, was nach deren Weiterreise in der Folge zu insgesamt 4.000 SARS-Erkrankungen in verschiedenen Ländern führt. Insbesondere die kanadische Stadt Toronto entwickelt sich zu dem am stärksten betroffenen Gebiet ausserhalb Asiens. In Hongkong wird das Virus in eine Grosswohnsiedlung getragen, wo sich 300 Bewohner infizieren. Am Ende müssen alle Bewohner des Komplexes in Krankenhäuser verlegt werden und das öffentliche Leben in Hongkong kommt zum Erliegen.

Das letzte Beispiel für eine Suche nach dem «Patienten Zero» betrifft AIDS – eine Epidemie, die wegen ihrer extrem hohen Opferzahlen (weltweit 36 Millionen Tote) auf die grössten Seuchen der Vergangenheit, die Pest und die Spanische Grippe, verweist. Die Übertragung des HIV-Virus geschieht dabei über Körperflüssigkeiten. Am Beginn einer HIV-Infektion können zunächst Symptome wie Fieber, Abgeschlagenheit, Krankheitsgefühl usw. stehen. Sollte dann eine Progression zu AIDS eintreten, äussert sich dies durch bestimmte Infektionen oder Tumore.

Die Identifizierung bzw. medizinische Einordnung dieser das Immunsystem zerstörenden Krankheit erfolgte 1981. Kurz vorher war bei dem kanadischen Flugbegleiter Dugas ein solcher Tumor, ein Kaposi-Sarkom, diagnostiziert worden. Als bald schon sah man Grund zu der Befürchtung, Dugas könnte eine grosse Zahl anderer Personen infiziert haben und weiter infizieren. Dieser Verdacht erhärtete sich nach dem Tode Dugas' im Jahr 1984. Einer wissenschaftlichen Studie zufolge hatten 40 von 248 in den USA an HIV-infizierten sexuellen Kontakt mit Dugas gehabt. Allerdings erwies es sich später, dass die Bezeichnung «Patient Zero» für Dugas

eine Übertreibung darstellte. In Wirklichkeit soll das HIV-Virus schon 1966 von Afrika nach Haiti und 1969 von dort in die USA gelangt sein.

## Die Pest

Besonders starke, niederdrückende Gefühle der Ohnmacht und des zufälligen Ausgeliefert-Seins überfielen grosse Teile der Menschheit im Zusammenhang mit den grossen Seuchen. Dies galt vor allem in jenen Fällen, wo die Ursache einer tödlichen Epidemie noch nicht bekannt und auch keinerlei Heilungsmöglichkeit in Sicht war. Es war – und ist – in solchen Fällen sehr schwer, obendrein auch die scheinbare Zufälligkeit und Willkür der Auswahl der Betroffenen hinnehmen zu müssen. Die Menschen standen solchen Bedrohungen vollkommen rat- und hilflos gegenüber und flüchteten sich in mehr oder weniger obskure Erklärungsversuche und Aktionen.

Dies wird sehr deutlich an dem ältesten der hier ausgewählten Beispiele – der Pest.<sup>390</sup> Von dieser Seuche scheinen die Menschen weit mehr als ein Jahrtausend lang immer wieder befallen worden zu sein, bis am Ende die moderne Medizin diagnostisch und therapeutisch helfen konnte. Die schlimmste Phase in der Geschichte der Pest waren die Jahre von 1347 bis 1353, in denen sie in Europa wütete und als «Schwarzer Tod» bezeichnet wurde.

Die Krankheit gelangte 1347 per Schiff von China über das Rote Meer zunächst nach Sizilien. Von dort breitete sie sich nach Norden aus. So erreichte sie beispielsweise über Genua und Marseille die damalige Papstresidenz Avignon und später Paris. Über den Brenner gelangte sie nach Wien und 1349 nach Deutschland und Nordeuropa.

Es gab zwei Erscheinungsformen. Die Beulenpest war die weitaus häufigere und erhielt ihren Namen von den massiven Schwellungen an den Lymphdrüsen. Eine besonders wichtige Rolle bei der Übertragung spielten Ratten und Flöhe. In 50 bis 80 Prozent verlief die Krankheit tödlich. Die andere Erscheinungsform war die Lungenpest. Ihre primäre Variante wurde durch Tröpfcheninfektion direkt von Mensch zu Mensch übertragen und ging fast immer tödlich aus.

Insgesamt sollen in jenen sechs Jahren bis zu 25 Millionen Menschen dem «Schwarzen Tod» zum Opfer gefallen sein. Für Europa wird der betroffene Bevölkerungsanteil mit einem Viertel oder gar einem Drittel angegeben. Die Verteilung auf die einzelnen Regionen war allerdings sehr unterschiedlich. Während etwa in Florenz zwischen 50 und 80 Prozent an der Pest gestorben sein sollen, betrug der Anteil für das Gebiet des heutigen Deutschland 10 Prozent.

Die Rat- und Hilflosigkeit der Menschen beim damaligen Stand der Medizin spiegelt sich teilweise in religiösen, teilweise in obskuren Erklärungen, Empfehlungen und Aktionen im Zusammenhang mit der Seuche wider. Schädliche Südwinde oder Dämpfe aus dem Erdinnern, feuchtschwüles Klima und ungünstige Planetenkonstellationen wurden verantwortlich gemacht. Nicht wenige Menschen sahen in der Pest eine Strafe Gottes und reagierten mit Bittgottesdiensten und Prozessionen. Andere sahen plötzlich nur noch die Drohung des jederzeitigen Endes ihrer irdischen Existenz und flüchteten in hemmungslosen Müsiggang und Genuss.

*Wie so oft, entsprang aus dieser Orientierungslosigkeit und Not der Menschen am Ende auch eine «Suche nach den Schuldigen». Die Juden wurden beschuldigt, das Unglück durch Giftmischerei und Brunnenvergiftung herbeigeführt zu haben. Es kam zu zahlreichen Pogromen. Selbst in einer Stadt wie Strassburg, die vom «Schwarzen Tod» noch gar nicht betroffen war, wurde die Hälfte der nicht ganz 2.000 jüdischen Bürger umgebracht.*

## Die Spanische Grippe

Eine mit der Pest vergleichbar grosse Seuche breitete sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus. Es handelte sich um die sogenannte «Spanische Grippe».<sup>391</sup> Auch ihr fielen zwischen 1918 und 1920 mindestens 25 Millionen Menschen zum Opfer. Das war beträchtlich mehr als die Zahl aller Opfer des zu dieser Zeit endenden Ersten Weltkrieges. Ihren Namen verdankt die Epidemie dem Umstand, dass die ersten Berichte aus Spanien kamen. In den damals kriegführenden Ländern wurden un-

günstige Nachrichten wie Seuchenausbrüche unterdrückt, während Spanien – als im Ersten Weltkrieg neutrales Land — liberaler agierte.

Es wird berichtet, dass die Krankheit 1918 in den USA ihren Ausgang nahm und mit den amerikanischen Truppen nach Frankreich gelangte. Sie breitete sich in drei aufeinander folgenden Wellen in Europa aus und gelangte über England unter anderem nach Indien, wo sie die höchsten Opferzahlen forderte. Die «Spanische Grippe» begann mit hohem Fieber, starken Kopf- und Gliederschmerzen und endete – bei ungünstigem Krankheitsverlauf – mit einer Lungenentzündung.

### Wie böse Zufälle möglich sind

In der Anfangszeit von AIDS bestand ein sehr hohes Risiko einer HIV-Infektion durch Bluttransfusionen. So gab es etwa in Frankreich und Deutschland «Blut-Skandale» infolge gravierender Mängel in diesem Bereich. Zu dieser Zeit konnte der Zufall einen verunglückten Autofahrer oder sonstigen Patienten in ein Krankenhaus bringen, wo er zwar «richtig» operiert, gleichzeitig aber mit HIV-Viren infiziert wurde. Es ist zu befürchten, dass derartige Zufälligkeiten auch heute noch in vielen Krankenhäusern medizinisch schlecht ausgestatteter Regionen der Welt Relevanz haben.

Aber ein abschliessender Blick in die Krankenhauswelt Deutschlands zeigt, dass der wahrhaft «böse» Zufall auch hier auf Otto Normalpatient lauert. Sein Name: multiresistente Keime (MRSA).<sup>392</sup> Das sind Bakterien, die auf die gängigen keimtötenden Mittel nicht mehr ansprechen. Sie sind vor allem dadurch entstanden, dass Antibiotika in der Vergangenheit entweder unnötig oft oder unfachmännisch eingesetzt worden sind – sowohl beim Menschen als auch in der Tierzucht.

Kommt nun Otto Normalpatient in eine Klinik, die es mit der Hygiene nicht so ganz genau nimmt, warten (zu) viele dieser MRSA schon. Ist dann vielleicht obendrein durch Alter, Krankheit oder Operation das Immunsystem geschwächt, können sich harmlose bis schwerwiegende «Zusatzkrankheiten» entwickeln. Dies reicht von Furunkeln und Wundinfektionen über Mittelohrentzündungen und schwere

Darmentzündungen bis hin zu Lungenentzündung, Blutvergiftung und Toxischem Schocksyndrom.

*Schätzungen zu den dadurch im Jahr in deutschen Krankenhäusern verursachten Todesfällen liegen zwischen 15.000 und 40.000.*

*Etwas «Glück» muss man da schon haben...*

## Die Rolle des Zufalls – ein Fazit

Am Anfang des Buches stand die Hypothese, der Zufall habe in bestimmten Momenten der Weltgeschichte eine grosse – wenn nicht gar entscheidende – Rolle gespielt und werde das auch in Zukunft tun. Mehrere Dutzend Situationen aus vier verschiedenen Bereichen sind aufgezeigt worden. Ein «höherer Sinn» hinter diesem Walten des Zufalls war und ist für den Verfasser nicht erkennbar. Selbst der glückliche Ausgang der Kuba-Krise kann nicht vergessen machen, wie nahe die Menschheit am Abgrund stand – und jederzeit wieder stehen kann.

Schon diese «Sinnleugnung» seitens des Verfassers lässt erkennen, dass geschichtstheoretische und geschichtsphilosophische Betrachtungen immer einen gewissen Grad an Subjektivität aufweisen. «Hinter einer Theorie stehen also noch Auffassungen von Gesellschaft, Natur, Welt und Menschen, also ein Welt- und Menschenbild».<sup>393</sup> Diese Aussage lässt sich erweitern: Eine solche Subjektivität existiert auch zwangsläufig für überhaupt alle Vorstellungen (der Realität), die das Denken eines Menschen prägen und die in der Wissenschaft in «Modellen» präzisiert werden.<sup>394</sup>

Natürlich sieht auch der Verfasser neben dem Zufall andere Einflussgrössen auf geschichtliche Abläufe.

*Es wäre z.B. töricht, bei der Betrachtung des Zweiten Weltkrieges von der Person Hitlers abstrahieren zu wollen. Es ist oben ja ausführlich dargelegt worden, welche immense Bedeutung die speziellen Persönlichkeits- und Verhaltensmerkmale Hitlers für den Gang der Ereignisse hatten.*



Ebenso töricht wäre es, strukturelle Einflussfaktoren zu negieren, wie sie sowohl für das Dritte Reich als auch etwa für den Kalten Krieg aufgezeigt werden können:

*Das Geschehen um den vermeintlichen Erstschatz der USA am 26. September 1983 gewinnt seine Brisanz nur durch die speziellen Strukturen, die für die gegenseitige nukleare Bedrohungssituation im Kalten Krieg charakteristisch sind: bipolare Machtverteilung, Drohung der beiderseitigen Vernichtung, kurze Vorwarnzeiten, kurze Reaktionszeiten, kurze Entscheidungswege und Entscheidungscentralisation.*

Und es ist keineswegs so, dass dies mit dem Ende des Kalten Krieges endgültig überwunden wäre: Ähnliche Strukturen gewinnen momentan wieder eine bedrohliche Aktualität.

### **Die Rolle der Führungsdefizite**

Im vorliegenden Buch spielen zahlreiche Zufallsepisoden vor dem Hintergrund des Deutschen Kaiserreiches und des Dritten Reiches. Die jeweils spezifischen Führungsdefizite auf deutscher Seite wurden als wichtiger Einflussfaktor beleuchtet.

*Sie leisteten einen wesentlichen Beitrag zum Entstehen von Spannungszuständen, die gewissermassen erst den Boden für die dargestellten Ereignisse und für eine erhöhte Zufallsabhängigkeit bereiteten.*

Dabei wurde der Wert der im Folgenden angesprochenen Führungsgrundsätze und -prinzipien oftmals schon frühzeitig erkannt, auch wenn die heute verwendeten Begriffe andere sind. Im Falle von Wilhelm II. ging es um das Versäumnis, angesichts der geopolitischen Lage Deutschlands dem Oberziel «Vertrauensbildung» Priorität gegenüber einer Politik der Stärke einzuräumen. Hinzu kam eine Führungskultur (das «persönliche Regiment»), die durch das Fehlen von Entscheidungsreflexion, ausreichender Entscheidungsfundierung und Führungsentlastung gekennzeichnet war.<sup>395</sup> Besondere Defizite wiesen dabei die strategische Früherkennung und Risi-

kobewertung auf. Dies wirkte sich sowohl in der Phase der ständigen Verschlechterung der politischen Situation Deutschlands als auch in der Phase nach dem Sarajewo-Attentat aus. Zudem liess sich die Politik bis zum Ende vom Militär dominieren und das Gesetz des Handelns aufdrücken.

Im Fall von Adolf Hitler fällt die Kritik an Inhalt und Methoden der Führung noch erheblich schärfer aus. Grundsätze und Oberziele der NS-Führung waren von Radikalität und Amoralität gekennzeichnet. In Verbindung mit der ausgeprägten Spielernatur Hitlers führte dies zu einem abenteuerlichen und verwerflichen Risikokurs. Dies bildet auch den Hintergrund für die zahlreichen Attentate. Hinzu kam die unprofessionelle Art der Führung: auch hier keinerlei echte Entscheidungsreflexion sowie eine völlig unzureichende Entscheidungsfundierung und Führungsentlastung. Die Überbetonung der Willensdurchsetzung (NS-»Willensethos«) war verbunden mit einer inferioren Art der Willensbildung.

*Dabei stand Deutschland westlichen Gegnern gegenüber, deren Führungsmethoden wesentlich rationaler und professioneller waren. Viele der heute selbstverständlichen Führungsmethoden und instrumente wurden von ihnen frühzeitig und mit durchschlagendem Erfolg eingesetzt.*

Die vollkommen verfehlten Potenzialschätzungen bezüglich der beiden grössten Gegner – Sowjetunion und USA – haben dieses Bild schwerer deutscher Führungsdefizite weiter abgerundet.

## Lernen aus der Geschichte

Nun wurde und wird gelegentlich infrage gestellt, dass Lernen aus der Geschichte möglich ist. Hauptargument ist, dass sich historische Situation zu stark voneinander unterscheiden.<sup>396</sup> Dass Lernen dadurch Grenzen hat, ist unbestritten. Ebenso ist das Lernen aus der Geschichte nicht als Gewissheit, sondern als Hoffnung und ständige Herausforderung zu verstehen. Dafür, dass es keine Gewissheit sein kann, gibt es in der älteren und jüngeren Vergangenheit sehr vieler Länder der Welt zu viele traurige Beispiele.

Aber ebenso klar erscheinen die Vorteile und Möglichkeiten eines Lernens in den beiden vorgenannten Fällen: Aus der Persönlichkeit Hitlers und den Strukturen des Dritten Reiches konnte und musste sehr viel gelernt werden. Deutschland verdankt sein wieder erlangtes Ansehen dem glaubwürdigen Nachweis eines solchen Lernens.<sup>397</sup> Und in den beiden Kapiteln über die Kuba-Krise und den vermeintlichen atomaren Erstschlag ist deutlich geworden, wie gefährlich die Strukturen des Kalten Krieges waren. Man lernte daraus durch Vertrauensbildung, Abrüstung, Rüstungsbeschränkungen, Nicht-Verbreitungsabkommen und bessere Kommunikationsverbindungen («Rotes Telefon») – gerade das Letztere ist im Augenblick wieder ein sehr aktueller Punkt.

Besonders wichtig war und ist das Lernen bei politischen Führungsprozessen. Die in den Kapiteln 4 und 7 deutlich gewordenen Defizite im Inhalt und Ablauf der politischen Führungsprozesse waren infolge der autokratischen Strukturen (und der beteiligten Personen) zweifellos besonders krass.

*Aber auch in Demokratien und in der heutigen Zeit haben die Entscheidungsfundierung, Entscheidungsreflexion und strategische Vorsteuerung<sup>398</sup> oft nicht den Rang und das Niveau, das wünschenswert und möglich wäre.*

*Beispiele in Deutschland betreffen oft «Reformen», die sich im Nachhinein als übereilt, nachbesserungsbedürftig oder einfach verfehlt erweisen.*

*Beispiel aus Europa: Aufnahme Griechenlands in den EURO.*

*Beispiel aus den USA: Irak-Krieg.<sup>399</sup>*

Wenn man Katastrophen im Zusammenleben der Völker vermeiden will, muss man sich also mit den politischen Führungsprozessen auseinandersetzen. Unnötiger Spannungsaufbau bereitet den Boden auch für nicht gewollte, zufällige Katastrophen. Die derzeitigen Spannungen zwischen Ost und West geben Anlass, einen kurzen Blick zurückzuwerfen.

Im Kalten Krieg zeigte sich auf der Ebene der Oberziele (erneut) eine Spaltung der Welt. Der «westlichen Wertegemeinschaft» stand die sozialistische Wertegemeinschaft gegenüber. Als gemeinsames Oberziel der nuklearen Supermächte schälte sich immer deutlicher das «Überleben im Atomzeitalter» heraus, was – siehe

dazu oben beim Ersten Weltkrieg – wieder die Vertrauensbildung als Basis ins Spiel bringt. Diese Erkenntnis nun wurde in den politischen Führungsprozessen der UdSSR auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, in der Kuba-Krise, aufs Größte verletzt. Auch hier ignorierte man die unausweichlichen Wirkungen, die eine Politik der Stärke – diesmal als kurzfristige Überrumpfung intendiert – haben musste. An diesem Beispiel ist besonders anschaulich geworden, wie in einer derart zugespitzten Situation der Zufall eine verhängnisvolle Rolle spielen kann.

Umgekehrt sieht nun Russland seit vielen Jahren die NATO in der Rolle, eine Politik der Stärke zu betreiben: Die westliche Welt nutze den Zusammenbruch der Sowjetunion und des Warschauer Paktes aus, um ihren Einfluss immer weiter auszuweiten. Entgegen den Aussagen der frühen 90er-Jahre betreibe man eine systematische Einkreisung Russlands. Ohne hier das Verhalten Russlands seit Anfang 2014 rechtfertigen zu wollen: Man hätte sich ein geschickteres, einfühlsameres Vorgehen des Westens in den Jahren vor – und zu Beginn – der Ukraine-Krise vorstellen können. Erfolgreiche strategische Früherkennung und Risikobewertung sehen anders aus.<sup>400</sup>

Insofern muss auch heute laufend aus den Fehlern vergangener politischer Führungsprozesse gelernt werden. Es gilt, gegenseitiges Vertrauen baldmöglichst wieder aufzubauen. Die Patrouillenflüge russischer Atombomber und Jagdmaschinen dicht an den NATO-Grenzen lassen jedenfalls «böse Zufälle» nicht völlig ausgeschlossen erscheinen – im Zeitalter der möglichen totalen gegenseitigen Auslöschung ein beunruhigender Gedanke.

Was kann man aus dem Wirken des Zufalls lernen?

In diesem Buch wurden verschiedentlich die Begriffe «Zufallsbarriere» und «Zufallsbeschleuniger» eingeführt. Zufallsbarrieren sind Vorkehrungen gegen «böse Zufälle», Zufallsbeschleuniger verstärken die Zufallsabhängigkeit von Ereignissen. Die vorstehenden Ausführungen sollten verdeutlichen, dass wichtige Zufallsbarrieren in politischen Führungsprozessen zu sehen sind, die – von den Oberzielen über das Hinterfragen bis hin zur Risikobewertung – wertorientiert und professionell ablaufen.

Damit dies geschieht, sind «strukturelle Zufallsbarrieren» wichtig, die das Fundament – oder den Rahmen – für die politischen Führungsprozesse darstellen. Im politischen Bereich sind dies vor allem Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Presse-

freiheit, im gesellschaftlichen Bereich Erziehung zur Humanität, Toleranz, Selbstverantwortung, Mitverantwortung und Zivilcourage.<sup>401</sup>

Wie schon der spanische Philosoph Baltasar Gracián y Morales im 17. Jahrhundert sagte: «Denn für den Klugen ist nicht alles Zufall. Die Bemühung kann dem Glücke nachhelfen.»<sup>402</sup>

*Immer wird ein erhebliches «Restrisiko» bleiben.  
Es sollte nur nicht unnötig gross sein!*

## Dank

Ohne die Ermunterung und ständige Unterstützung meiner Frau Ursula hätte dieses Buch nicht entstehen können. Auch für die kritische Durchsicht des Manuskripts und viele wertvolle Anregungen bin ich ihr Dank schuldig.

Besonderer Dank gilt dem Verlagsleiter des Tectum Verlages, Herrn Dr. Kubitz, der dieses Buchprojekt ermöglicht hat. Für die angenehme und effiziente Zusammenarbeit danke ich auch der Projektleiterin und Lektorin Frau Dr. Sabine Manke.

## Über den Autor

**Dr. Jörg Link** beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Er war Universitätsprofessor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main und an der Universität Kassel im Bereich Wirtschaftswissenschaften. Seine Forschungsschwerpunkte lagen im Bereich Führungssysteme, Früherkennung, Risikomanagement und strategische Planung.

Jörg Link war Verfasser oder Herausgeber von 16 Fachbüchern in führenden Verlagen. In seinem Buch «Führungssysteme» (6. Auflage) behandelt er unter anderem auch Werte- und Anreizsysteme in Politik, Gesellschaft, Schule und Hochschule. Intensive Beratungs-, Vortrags- und Seminartätigkeit. Forschungs- und Beratungsprojekte u.a. in den USA, Grossbritannien und Japan.

## Anmerkungen

- 1** Sturm (2014), S. 8.
- 2** Kershaw (2010), S. 18.
- 3** Vgl. ähnlich Kershaw (2010), S. 18.
- 4** McNamara (2003)
- 5** Siehe hierzu Berthold (2000).
- 6** o. V. (1999), Zufall; siehe ähnlich Fall (3) bei o. V. (2014), Zufall.
- 7** Vgl. o. V. (2014), Zufall; Fritsche (2014), S. Vf.
- 8** Siehe Taleb (2013) oder auch z.B. die Erzählungen bei Beckmann/Paul (2013).
- 9** o.V (1998), Schicksal, S. 259.
- 10** Siehe z.B. Tuchman (2012); die amerikanische Originalausgabe erschien bereits 1984. Neben der Torheit behandeln Durschmied (o. J.) und Vornholt (2013) auch den Zufall als Einflussgrösse der Geschichte.
- 11** Vgl. Anderl (2014).
- 12** Vgl. im Folgenden weitgehend o. V. (2015) Kernwaffenexplosion.
- 13** Siehe z.B. Stöver (2011), S. 164f; o. V. (1962), Bedingt abwehrbereit; Markus/Rudolph (2011), S. 153.
- 14** Vgl. hierzu und im Folgenden Stöver (2011), S. 41ff.; Harriman/Abel (1979), S. 312.
- 15** Harriman/Abel (1979), S. 252.
- 16** Vgl. hierzu und im Folgenden Harriman/Abel (1979), S. 252ff., 285ff., 312ff., 371ff.; Stöver (2011), S. 44ff., 67ff., 89ff., 145ff.
- 17** Vgl. o. V. (2014), Sprengköpfe; siehe aber auch o. V. (2015), Kernwaffe.
- 18** Die Ausführungen hierzu und im Folgenden erfolgen in unterschiedlich enger Anlehnung an Steininger (2011), S. 102; Greiner (2010), S. 78ff.; Chomsky (2012), S. If.
- 19** Darstellung nach Steininger (2011), S. 102.
- 20** Vgl. im Folgenden Steininger (2011), S. 10, 96ff.
- 21** McNamara (2003).
- 22** Steininger (2011), S. 10.
- 23** Hierzu und im Folgenden vgl. vor allem Greiner (2010), S. 78ff.; z. T. auch Steininger (2011), S. 102.
- 24** Vgl. Chomsky (2012), S. 2.
- 25** Vgl. im Folgenden weitgehend Greiner (2010); Steininger (2011).
- 26** Vgl. Stöver (2011), S. 378f.



- 27 Vgl. hierzu und im Folgenden auch Stöver (2011), S. 380.
- 28 Vgl. Schild (2013), S. 164ff.
- 29 Hierzu und im Folgenden vgl. weitgehend Schild (2013), S. 183ff.
- 30 Vgl. hierzu und im Folgenden weitgehend Sietz (2008)
- 31 o. V. (o. J.), 1983 – Welt am Abgrund, ZDF-History, ZDF-Mediathek.
- 32 Hierzu und im Folgenden vgl. Schild (2013), S. 155ff.
- 33 Vgl. im Folgenden Schild (2013), S.167ff.
- 34 Vgl. im Folgenden Schild (2013), S.173ff.
- 35 Vgl. im Folgenden Schild (2013), S.185ff.
- 36 Siehe o. V. (2015), Atomkrieg.
- 37 Vgl. z.B. Markus/Rudolph (2011), S. 153.
- 38 Vgl. o. V. (2008), Warschauer Pakt.
- 39 Hierzu und im Folgenden vgl. z.B. ähnlich Clark (2013), S. 9ff.; Münkler (2013), S. 9ff.
- 40 o. V. (2013), Zweiter Dreissigjähriger Krieg.
- 41 Vgl. Münkler (2013), insbes. S. 25ff.; Clark (2013), insbes. S. 716ff.
- 42 Hierzu und im Folgenden vgl. z. T. Clark (2013), S. 230ff. sowie den Telegramm-Austausch in Kapitel 6 und die dort genannte Quelle.
- 43 Hierzu und zum festlichen Rahmen siehe im Einzelnen o. V. (2013), Sommer.
- 44 Vgl. im Folgenden weitgehend Clark (2013), S. 232ff., 2391E, 246ff., 433.
- 45 Clark (2013), S. 247.
- 46 Vgl. Clark (2013), S. 246.
- 47 Vgl. im Folgenden Michels (2014); o. V. (2013), Sommer.
- 48 Vgl. hierzu und im Folgenden Röhl (2009), S. 135fE, 154fE, 542ff., 562.
- 49 Röhl (2009), S. 545.
- 50 Röhl (2009), S. 543.
- 51 Clark (2013), S. 232.
- 52 Vgl. hierzu und im Folgenden Clark (2013), S. 169fE, 216ff., 383.
- 53 Vgl. hierzu und im Folgenden weitgehend Clark (2013), S. 217, 434ff., 45 5ff.; Münkler (2013), S. 40ff.
- 54 Vgl. hierzu und im Folgenden Clark (2013), S. 205, 215ff.; Münkler (2013), S. 71ff.
- 55 Vgl. hierzu und im Folgenden Clark (2013), S. 194, 208, 424ff., 463; Münkler (2013), S. 23f, 55ff., 71fE, 100ff.
- 56 Furrer (2007), S. 60f.
- 57 Siehe hierzu im Einzelnen Link (2011), S. 254f.
- 58 Vgl. hierzu im Folgenden insbesondere Link (2011), S. 7ff., 61ff., 114ff., 225ff.; Link/ Weiser (2011), S. 123ff.
- 59 Vgl. hierzu im Einzelnen Link (2011), S. 280fE, insbesondere S. 287f. i. V. m. S. 283.
- 60 Siehe im Einzelnen Link (2011), S. 297ff., erstmals in 4. Aufl. in 2009.
- 61 Vgl. hierzu im Folgenden weitgehend Link (2011), S. 7ff., 61ff., 114ff., 225ff.; Link / Weiser (2011), S. 123ff.
- 62 Vgl. hierzu und z. T. im Folgenden Münkler (2013), S. 23f, 73.
- 63 Siehe im Einzelnen Link (2011), S. 7ff.
- 64 Siehe im Einzelnen Link (2011), S. 228f.
- 65 Siehe hierzu und im Folgenden Link (2011), S. 228f.
- 66 Siehe Link (2011), S. 228f.
- 67 Vgl. Münkler (2013), S. 20, 56.
- 68 Vgl. hierzu und im Folgenden Münkler (2013), S. 27ff.

- 69 Vgl. hierzu und im Folgenden Clark (2013), S. 19f., 470, 716; Münkler (2013), S. 14, 27ff., 101, 776ff.
- 70 o. V. (2015), Schlafwandler.
- 71 Münkler (2013), S. 30.
- 72 In Anlehnung an Clark (2013), S. 475ff.; Münkler (2013), S. 30ff.; o. V. (2014), Attentat.
- 73 Siehe die Erklärungen bei Clark (2013), S. 479 und bei o. V. (2014), Attentat.
- 74 In Anlehnung an Clark (2013), S. 32ff., 61ff., 121ff., 476ff.; Münkler (2013), S. 31ff.
- 75 Vgl. o. V. (2014), Attentat.
- 76 Hierzu und im Folgenden vgl. vor allem Münkler (2013), S. 31ff.
- 77 In enger Anlehnung an Münkler (2013), S. 14, 25ff.
- 78 Münkler (2013), S. 14.
- 79 Vgl. Clark (2013), S. 19f.
- 80 Clark (2013), S. 19f.
- 81 Clark (2013), S. 20.
- 82 Vgl. Münkler (2013), S. 29.
- 83 Münkler (2013), S. 29.
- 84 Vgl. Clark (2013), S. 519ff.
- 85 Vgl. im Folgenden Clark (2013), S. 583ff., 665ff.; o. V. (2014), Julikrise.
- 86 Vgl. im Folgenden Röhl (2009), S. 1115ff.; Clark (2013), S. 595ff., 667ff.
- 87 Röhl (2009), S. 1117.
- 88 Röhl (2009), S. 1121.
- 89 Vgl. hierzu und im Folgenden weitgehend Clark (2013), S. 503ff.
- 90 Vgl. hierzu und im Folgenden jeweils in Teilen Röhl (2009), S. 1080ff.; Clark (2013), S. 514ff., 529ff.
- 91 Vgl. hierzu und im Folgenden weitgehend Clark (2013), S. 544ff.
- 92 Vgl. hierzu und im Folgenden Clark (2013), S. 622., 669ff.
- 93 Vgl. Münkler (2013), S. 101.
- 94 Vgl. o. V. (2009), Telegrams.
- 95 Vgl. hierzu und im Folgenden Clark (2013), S. 674ff.
- 96 Vgl. o. V. (2014), Julikrise.
- 97 Vgl. z. B. Münkler (2013), S. 78ff.
- 98 Vgl. Münkler (2013), S. 25ff.
- 99 Hierzu und im Folgenden vgl. Clark (2013), S. 716ff.
- 100 Vgl. Münkler (2013), S. 14.
- 101 Siehe Berthold (2000).
- 102 Vgl. Ueberschär (2006), S. 34.
- 103 Vgl. Müller (2004), S. 51.
- 104 Vgl. Kershaw (2010), S. 79f.
- 105 Vgl. Müller (2004), S. 53ff.
- 106 Kershaw (2010), S. 88.
- 107 Vgl. Fest (1973), S. 17, 22
- 108 Zu dieser Auseinandersetzung siehe Kershaw (1994), S. 112ff.; o. V. (2014), NS-Forschung.
- 109 Siehe hierzu auch Dietrich (1955), S. 38f.
- 110 Hierzu siehe auch Müller (2004), S. 53.
- 111 Zitiert nach Irving (1987), S. 391; Kershaw (2009), S. 556.

- 112 Vgl. Dietrich (1955), S. 58.
- 113 Vgl. Kershaw (2010), S. 86.
- 114 Kershaw (2010), S. 85.
- 115 Vgl. Kershaw (2010), S. 119.
- 116 Kershaw (2010), S. 119.
- 117 Speer (1969), S. 306.
- 118 Speer (1969), S. 446.
- 119 Vgl. Speer (1969), S. 446.
- 120 Die im Folgenden zugrunde gelegte eigene Führungskonzeption basiert auf der Systemtheorie und weist damit ein relativ hohes Anwendungspotenzial auch für Bereiche ausserhalb der Wirtschaft auf – siehe hierzu Link (2011), S. 7ff., 61ff., 114ff., 225ff., 297ff.; Link/Weiser (2011), S. 123ff.
- 121 Der Verfasser hat auf der Grundlage dieser systemtheoretisch basierten Führungskonzeption bereits vor langen Jahren damit begonnen, Werte- und Anreizsysteme auch in den Bereichen Politik, Gesellschaft, Schule und Hochschule zu analysieren und Führungsdefekte zu systematisieren – siehe im Einzelnen Link (2011) S. 297ff.
- 122 Vgl. hierzu im Folgenden weitgehend Link (2011), S. 7ff., 61ff., 114fE, 225ff., 297ff.; Link/Weiser (2011), S. 123ff.
- 123 Siehe im Einzelnen Hofer (1976), S. 35.
- 124 Siehe im Einzelnen Link (2011), S. 228f.
- 125 Siehe hierzu Link (2011), S. 99ff.
- 126 Speer (1969), S. 316.
- 127 Siehe im Einzelnen Link (2011), S. 300ff.; Link/Weiser (2011), S. 23ff.
- 128 Speer (1969), S. 318.
- 129 Bird (1995) S. 142.
- 130 Vgl. hierzu und im Folgenden Link (2011) S. 6, 227ff.; Link/Weiser (2011) S. 237ff.
- 131 Vgl. Smelser (1989) S. 287; siehe hierzu auch Overy (2005), S. 417; Szarafinski (2014) S. 265.
- 132 Szarafinski (2014) S. 210; siehe auch die im Kern übereinstimmende Aussage bei Fest (1973) S. 23.
- 133 Dietrich (1955) S. 27f.. Siehe dazu auch S. 28-31.
- 134 Speer (1969) S. 244.
- 135 Siehe im Einzelnen Speer (1969) S. 242, 294fE, 372fE; vgl. auch Overy (2005), S. 37; Otto (2005) S. 175ff.
- 136 Zur intelligenten Art der Kriegführung gehörten auch die Täuschungsmanöver bei den alliierten Landungen in Sizilien und in der Normandie: Im ersten Fall wurde die Aufmerksamkeit Hitlers in Richtung Sardinien und den Peleponnes abgelenkt; dies geschah durch gefälschte Geheimunterlagen, die bei der an der spanischen Küste angeschwemmten Leiche eines angeblichen englischen Kuriers gefunden wurden – vgl. Kleikamp (2013) Leiche; o. V. (2015) Operation Mincemeat. Im zweiten Fall wurde Hitler die Existenz einer grossen Armee in England vorgegaukelt, die zur Landung bei Calais bereitstünde – vgl. Molfenter (2014); Otto (2005) S. 133. In beiden Fällen führte dies dazu, dass die deutschen Truppen an den tatsächlichen Landestellen nicht stark genug waren.
- 137 Vgl. hierzu und im Folgenden Kulhavy (1963) S. 23fE; Kern (1987) S. 10; Marr/Steiner (2006) S. 4803; Macrae (1994) S. 239ff.; Dyson (2014) S. 368fE; Winterbotham (1976); o.V (2014) Unternehmensforschung.
- 138 Siehe im Einzelnen Szarafinski (2014) S. 305f; Overy (2005), S. 15f., 236f., 250ff.

- 139** Speer (1969) S. 228.  
**140** Smelser (1989), S. 108.  
**141** Zu erwähnen sind insbesondere Teller, Szilard, Wigner und v. Neumann.  
**142** Vgl. Piper (2005) S. 354ff.  
**143** Szarafinski (2014), S.310.  
**144** Zu den tatsächlichen Zahlen der Grossmächte bei Panzern und Flugzeugen siehe z.B. Zelle (2010), S. 281ff.  
**145** Vgl. hierzu und im Folgenden Speer (1969), S. 184.  
**146** Speer (1969), S. 188.  
**147** Vgl. hierzu und im Folgenden Fest (1973), S. 878.  
**148** Fest (1973), S. 883; siehe auch Dietrich (1955), S. 82.  
**149** Vgl. Warlimont (1978), S. 194.  
**150** Vgl. hierzu und im Folgenden Goebbels (1992), Bd. 4, S. 1654f.  
**151** Vgl. Dietrich (1955), S. 101f.  
**152** Vgl. Pahl (2012), S. 212.  
**153** Vgl. Schellenberg (1979), S. 273.  
**154** Speer (1969), S. 261.  
**155** Speer (1969), S. 315.  
**156** Vgl. hierzu und im Folgenden Hanfstaengl (1970), S. 45f., 79, 175, 316.  
**157** Hanfstaengl (1970), S. 316.  
**158** Vgl. Dietrich (1955), S. 181.  
**159** Dietrich (1955), S. 182.  
**160** Vgl. hierzu und im Folgenden Schellenberg (1979), S. 236.  
**161** Vgl. hierzu und im Folgenden Schellenberg (1979), S. 236, 272.  
**162** Vgl. Speer (1969), S. 198.  
**163** Speer (1969), S. 198.  
**164** Hierzu und im Folgenden vgl. Speer (1969), S. 302.  
**165** Speer (1969), S. 180.  
**166** Speer (1969), S. 260.  
**167** Zelle (2010).  
**168** Vgl. Speer (1969), S. 257; siehe auch Warlimont (1978), S. 64f.  
**169** Siehe Link (2011), S. 228f.  
**170** Vgl. hierzu und im Folgenden Warlimont (1978), S. 267f.; Speer (1969), S. 253.  
**171** Vgl. hierzu und im Folgenden Irving (1975), S. 416ff.  
**172** Irving (1975), S. 416.  
**173** Irving (1975), S. 418.  
**174** Warlimont (1978), S. 271.  
**175** Hierzu und im Folgenden vgl. Irving (1975), S. 430ff.  
**176** Irving (1975), S. 430.  
**177** Remy (2002), S. 283.  
**178** Oven (1974), S. 97.  
**179** Vgl. Oven (1974), S. 97.  
**180** Vgl. Zelle (2010), S. 370ff., 380.  
**181** Vgl. Zelle (2010), S. 373ff., 380, 382.  
**182** Siehe z.B. Goebbels (1992), Bd. 4, S. 1761, 1814.; vgl. auch Zelle (2010), S. 65.  
**183** Vgl. hierzu und im Folgenden teilweise Longerich (2010); Zelle (2010), S. 66ff.  
**184** Goebbels (1992), Bd. 5, S. 1909.

- 185** Vgl. hierzu und im Folgenden weitgehend Longerich (2010), S. 530; Zelle (2010), S. 67f.  
**186** Vgl. ähnlich Zelle (2010), S. 206.  
**187** Vgl. hierzu und im Folgenden Longerich (2010), S. 642ff; Oven (1974), S. 479ff.  
**188** Vgl. hierzu und im Folgenden Longerich (2010), S. 656ff.  
**189** Vgl. hierzu und im Folgenden Knopp (2006), S. 108ff.  
**190** Vgl. hierzu und im Folgenden Knopp (2006), S. 124ff.  
**191** Siehe hierzu ausführlich Spitzky (1988).  
**192** Vgl. hierzu und im Folgenden Knopp (2006), S. 130, 146.  
**193** Vgl. Knopp (2006), S. 150.  
**194** Vgl. hierzu und im Folgenden Knopp (2006), S. 147ff; siehe auch Zelle (2010), S. 149f.  
**195** Knopp (2006), S. 178.  
**196** Vgl. im Folgenden Neitzel (2012), S. 152ff.  
**197** o. V. (2014), Göring  
**198** Vgl. ähnlich Zelle (2010), S. 358.  
**199** Vgl. hierzu und im Folgenden Longerich (2008), S. 728fE; Schellenberg (1979), S. 349ff.  
**200** Longerich (2008), S. 730.  
**201** Vgl. hierzu und im Folgenden Schellenberg (1979), S. 274ff.; siehe auch Zelle (2010), S. 226.  
**202** Harpprecht (1979), S. 18.  
**203** Schellenberg (1979), S. 279.  
**204** Zu den weiteren Aktivitäten in diesem Bereich siehe Schellenberg (1979), S. 289ff; Zelle (2010), S. 223ff.  
**205** Vgl. Fest (1973), S. 957f. und Fussnote 7; siehe auch Höhne (1992), S. 479.  
**206** Siehe hierzu Longerich (2008), S. 742; Oven (1974), S. 642; Zelle (2010), S. 358, 372.  
**207** Vgl. Speer (1969), S. 297.  
**208** Vgl. Zelle (2010), S. 298.  
**209** Vgl. hierzu und im Folgenden Speer (1969), S. 357f.  
**210** Speer (1969), S. 358.  
**211** Vgl. Oven (1974), S. 462ff; Speer (1969), S. 405ff., 426f.  
**212** Vgl. hierzu und im Folgenden Zelle (2010), S. 330ff.; Speer (1969), S. 411ff.  
**213** Speer (1969), S. 431.  
**214** Vgl. Sereny (1995), S. 5 52ff; Fest (1973), S. 998; Speer (1969), S. 436ff.  
**215** Siehe z.B. Ueberschär (2006); o. V. (2014), Widerstand.  
**216** Zum Begriff siehe auch Ueberschär (2006), S. 168, 5.  
**217** Kershaw (2009), S. 449.  
**218** Vgl. hierzu und im Folgenden Hartmann (2010), S. 57ff; Fest (1973), S. 773.  
**219** Vgl. hierzu und im Folgenden Fest (1973), S. 771ff; Hartmann (2010), S. 101ff; Mueller (2006), S. 257.  
**220** Vgl. hierzu und im Folgenden Fest (1973), S. 771ff; Hartmann (2010), S. 101ff.  
**221** Spitzky (1988), S. 314.  
**222** Vgl. hierzu und im Folgenden Fest (1973), S. 772ff; Mueller (2006), S. 256; Hartmann (2010), S. 108; Ueberschär (2006), S. 38.  
**223** Mueller (2006), S. 256.  
**224** Vgl. hierzu und im Folgenden Spitzky (1988), S. 314ff. Spitzky datiert die Vorkommnisse allerdings als Einziger auf den 27. September.  
**225** Fest (1973), S. 774.  
**226** Vgl. hierzu und im Folgenden z.B. Kershaw (2009), S. 320ff; Fest (1973), S. 601ff.

- 227 Vgl. hierzu und im Folgenden z.B. Kershaw(2009), S. 360ff; Fest(1973), S. 669ff  
228 Vgl. hierzu und im Folgenden z.B. Kershaw(2009), S. 377ff.; Fest(1973), S. 680ff  
229 Vgl. hierzu und im Folgenden z.B. Kershaw(2009), S. 383ff.; Fest(1973), S. 681ff  
230 Vgl. Messerschmidt (1979), S. 603.  
231 Fest (1973), S. 681.  
232 Vgl. hierzu und im Folgenden Mueller (2006), S. 209ff.  
233 Vgl. hierzu und im Folgenden Fest (1973), S. 742ff.  
234 Vgl. hierzu und im Folgenden Fest (1973), S. 742ff  
235 Fest (1973), S. 744.  
236 Fest (1973), S. 745.  
237 Vgl. Schellenberg (1979), S. 39ff  
238 Schellenberg (1979), S. 39.  
239 Vgl. Reynolds (1977), S. 130.  
240 Reynolds (1977), S. 130.  
241 Vgl. hierzu und im Folgenden Schellenberg (1979), S. 39ff  
242 Schellenberg (1979), S. 41.  
243 Vgl. hierzu und im Folgenden Reynolds (1977), S. 120ff.  
244 Vgl. hierzu und im Folgenden Reynolds (1977), S. 120ff; Hartmann (2010), S. 52ff;  
Mueller (2006), S. 215.  
245 Ueberschär (2006), S. 39.  
246 Vgl. hierzu und im Folgenden Hartmann (2010), S. 157ff  
247 Vgl. hierzu und im Folgenden Hartmann (2010), S. 166ff.  
248 Hartmann (2010), S. 167.  
249 Vgl. hierzu und im Folgenden Kershaw (2009), S. 587ff; Scheurig (2004), S. 89; Fest  
(1973), S. 854f.; Ueberschär (2006), S. 47ff.  
250 Kershaw (2009), S. 587.  
251 Vgl. hierzu und im Folgenden Kershaw (2009), S. 5 87ff; Scheurig (2004), S. 91; Fest  
(1973), S. 854f.; Ueberschär (2006), S. 48f.  
252 Vgl. Kershaw (2009), S. 588f.  
253 Vgl. hierzu und im Folgenden Spitzzy (1988), S. 314ff, 390.  
254 Spitzzy (1988), S. 390.  
255 Vgl. im Folgenden Spitzzy (1988).  
256 Spitzzy (1988), Klappentext; siehe hierzu auch o. V. (2014), Spitzzy.  
257 Vgl. hierzu und im Folgenden Spitzzy (1988), S. 99ff, 105ff, 134, 160, 182, 190, 277.  
258 Spitzzy (1988), S. 183.  
259 Spitzzy (1988), S. 115.  
260 Spitzzy (1988), S. 287.  
261 Vgl. Spitzzy (1988), S. 287.  
262 Spitzzy (1988), S. 379.  
263 Vgl. hierzu und im Folgenden Spitzzy (1988), S. 384ff.  
264 Spitzzy (1988), S. 388f.  
265 Vgl. hierzu und im Folgenden Spitzzy (1988), S. 404f., 412f.; Mueller (2006), S. 329f.  
266 Spitzzy (1988), S. 412.  
267 Spitzzy (1988), S. 413.  
268 Vgl. hierzu und im Folgenden Spitzzy (1988), S. 438ff.  
269 Vgl. Spitzzy (1988), S. 480.

- 270** Vgl. hierzu und im Folgenden Steinbach/Tuchel (2010), S. 74ff.; Haasis (2012), S. 52ff.; Berthold (2000), S. 142f.; Knopp/Berkel (2004), S. 13ff.
- 271** Vgl. hierzu und im Folgenden auch Moorhouse (2012), S. 90.
- 272** Steinbach/Tuchel (2010), S. 75.
- 273** Knopp/Berkel (2004), S. 18.
- 274** Vgl. hierzu und im Folgenden Knopp/Berkel (2004), S. 18ff.; Ortner (2013a), S. 9ff; Berthold (2000), S. 143ff; Moorhouse (2012), S. 93ff.
- 275** Knopp/Berkel (2004), S. 21.
- 276** Vgl. hierzu und im Folgenden Berthold (2000), S. 146ff.; Knopp/Berkel (2004), S. 29f.
- 277** Vgl. hierzu und im Folgenden Schellenberg (1979), S. 90ff.; Knopp/Berkel (2004), S. 30f.; Berthold (2000), S. 151f.
- 278** Schellenberg (1979), S. 91.
- 279** Knopp/Berkel (2004), S. 30.
- 280** Vgl. hierzu und im Folgenden Schellenberg (1979), S. 90ff.; Berthold (2000), S. 150ff.; Knopp/Berkel (2004), S. 31.
- 281** Vgl. hierzu und im Folgenden Moorhouse (2012), S. 105ff.; Berthold (2000), S. 151f.; Knopp/Berkel (2004), S. 75ff.
- 282** Hierzu siehe auch Steinbach/Tuchel (2010), S. 109ff.
- 283** Vgl. im Folgenden Moorhouse (2012), S. 107; Schellenberg (1979), S. 90ff; Berthold (2000), S. 152.
- 284** Vgl. im Folgenden Steinbach/Tuchel (2010), S. 15ff., 51ff; Ortner (2013a) S. 111ff., 135ff; Knopp/Berkel (2004), S. 56ff.; Moorhouse (2012), S. 81ff; Berthold (2000), S. 123ff; Ueberschär (2006), S. 62ff.
- 285** Vgl. hierzu und im Folgenden Moorhouse (2012), S. 52ff.
- 286** Steinbach/Tuchel (2010), S. 71. Siehe dazu die Fotos auf S. 69, 71 und 73.
- 287** Siehe im Einzelnen Ueberschär (2006).
- 288** Reynolds (1977), S. 9.
- 289** Vgl. Reynolds (1977), S. 9.
- 290** Vgl. hierzu und im Folgenden Reynolds (1977), S. 13 5ff; Hartmann (2010), S. 58ff.
- 291** Vgl. Ueberschär (2006), S. 34.
- 292** Ueberschär (2006), S. 34f.
- 293** Vgl. Hartmann (2010), S. 63.
- 294** Vgl. hierzu und im Folgenden Wrochem (2006), S. 87, 90f.
- 295** Spitzzy (1988), S. 387.
- 296** Reynolds (1977), S. 195; siehe auch S. 190, 197. Vgl. auch Berthold (2000), S. 177.
- 297** Scheurig (2004), S. 136; im Folgenden vgl. auch S. 145.
- 298** Siehe hierzu und im Folgenden. Gersdorff (1977), S. 86ff.
- 299** Gersdorff (1977), S. 87.
- 300** Vgl. hierzu und im Folgenden Scheurig (2004), S. 47ff, 67ff.
- 301** Vgl. Scheurig (2004), S. 83ff.
- 302** Vgl. hierzu und im Folgenden Scheurig (2004), S. 110ff, 126ff; Gersdorff (1977), S. 96ff.
- 303** Vgl. Scheurig (2004), S. 138ff; Gersdorff (1977), S. 119ff.
- 304** Vgl. hierzu und im Folgenden Ueberschär (2006), S. 172ff.
- 305** Vgl. Stahlberg (2002), S. 319ff; zu den im Folgenden angesprochenen drei Attentatsversuchen vgl. auch Boeselager (2011), S. 111ff.

- 306** Vgl. hierzu und im Folgenden Schlabrendorff (1960), S. 93ff.; Scheurig (2004), S. 143f., 158ff.
- 307** Smelser/Syring (1995), S. 23.
- 308** Vgl. Smelser/Syring (1995), S. 23.
- 309** Gersdorff (1977), S. 137.
- 310** Vgl. hierzu und im Folgenden insbesondere Gersdorff (1977), S. 96ff, aber auch Scheurig (2004), S. 126ff.; Schlabrendorff (1960), S. 62ff.; Knopp/Neitzel (2004), S. 93ff.
- 311** Vgl. Clark (1995), S.34ff.
- 312** Vgl. im Folgenden Gersdorff (1977), S. 112, 124ff.; Schlabrendorff (1960), S. 70f., 92f.; Scheurig ((2004), S. 138ff., 149, 156; Knopp/Neitzel (2004), S. 118ff.
- 313** Vgl. im Folgenden Stahlberg (2002), S. 219ff., 281f., 310, 314f., 342ff., 391ff; Scheurig (2004), S. 154f.
- 314** Vgl. hierzu und im Folgenden vor allem Gersdorff (1977), S. 128ff., aber auch Schlabrendorff (1960), S. 99; Knopp/Neitzel (2004), S. 127ff.
- 315** Gersdorff (1977), S. 132.
- 316** Gersdorff (1977), S. 133.
- 317** Gersdorff (1977), S. 135.
- 318** Gersdorff (1977), S. 135.
- 319** Vgl. hierzu und im Folgenden Scheurig (2004), S. 184ff.
- 320** Hierzu und im Folgenden vgl. Knopp/Neitzel (2004), S. 137ff.; Scheurig (2004), S. 205f.; Berthold (2000), S. 211ff.
- 321** Vgl. im Folgenden Knopp/Neitzel (2004), S. 132ff; Moorhouse (2007), S. 317f; Berthold (2000), S. 206ff.
- 322** Vgl. hierzu und im Folgenden Heusinger (1950), S. 330ff, insbes. 350ff; Ueberschär (2009), S. 14ff.; Ueberschär (2006), S. 187ff.; Knopp/Greulich (2004); Knopp/Neitzel (2004), S. 196ff; Schlabrendorff (1960), S. 129ff.; Berthold (2000), S. 214ff.; Gersdorff (1977), S. 149ff.; Moorhouse (2007), S. 285ff.
- 323** Vgl. im Folgenden Remy (2002), S. 286f.
- 324** Vgl. im Folgenden Rommel (2010), S. 192ff; Remy (2002), S. 269ff.; Neitzel (2012), S. 62; Allbritton/Mitcham (2011), S. 311; Gersdorff (1977), S. 150ff.
- 325** Neitzel (2012), S. 62.
- 326** Remy (2002), S. 286.
- 327** Vgl. im Folgenden Knopp/Neitzel (2004), S. 182ff, 199ff; Schlabrendorff (1960), S. 146; Ueberschär (2005), S. 200ff.; Moorhouse (2007), S. 322ff; Berthold (2000), S. 219f.; Speer (1969), S. 387ff.
- 328** Speer(1969), S. 388.
- 329** Siehe Knopp/Neitzel (2004), S. 201.
- 330** Vgl. im Folgenden Reynolds (1977), S. 174, 236ff.; Witzleben (2013), S. 202ff.; Ueberschär (2006), S. 34, 72, 168,200ff.; Knopp/Tewes (2004), S. 271ff., 297ff.; Weiss (2008).
- 331** Vgl. Berthold (2000), S. 172f.
- 332** Berthold (2000), S. 241.
- 333** Knopp/Tewes (2004), S. 299.
- 334** Knopp/Tewes (2004), S. 297.
- 335** Vgl. im Folgenden Mueller (2006), S. 13ff., 390ff., 422ff.
- 336** Vgl. im Folgenden Schlabrendorff (1960), S. 154ff., 162; Scheurig (2004), S. 216ff.; Knopp/Tewes (2004), S. 276ff.
- 337** Vgl. im Folgenden Gersdorff (1977), S. 200ff.



- 338 Gersdorff (1977), S. 201.  
339 Gersdorff (1977), S. 201.  
340 Gersdorff (1977), S. 213.  
341 Vgl. hierzu und im Folgenden Knopp/Tewes (2004), S. 330ff; Ueberschär (2005), S. 241ff; Reichel (2007); Ortner (2013b); Steinbach (1994); Fischer/Lorenz (2009); Friedrich (1985).  
342 Knopp (2004), S. 11.  
343 Vgl. hierzu und im Folgenden ähnlich Fritsche (2014). Zu einer spezifischen Sichtweise siehe Oberhummer (2014).  
344 Vgl. hierzu und im Folgenden weitgehend auch Fritsche (2014).  
345 Siehe Link (2011), S.310f.  
346 Vgl. im Folgenden Palmer/Barrett (2009), S. 10f.; Feldman/Ford (1980), S. 142f.; o. V. (2015), Evolution; o. V. (2014), Evolutionsfaktor.  
347 o. V. (2015), Evolution.  
348 Siehe zur aktuellen Diskussion auf diesem Gebiet Müller-Jung (2015).  
349 Vgl. hierzu und im Folgenden Herrmann (1980), insbes. S. 121ff.  
350 Vgl. im Folgenden Walter (2014); Palmer/Barrett (2009); Dorling Kindersley (2010);  
351 Vgl. hierzu und im Folgenden Glatt (2010), S. 33ff; o. V. (2014), Apophis.  
352 Vgl. hierzu und im Folgenden Glatt (2010), S. 60ff.  
353 Vgl. hierzu und im Folgenden Herden (2010), S. 15ff  
354 Vgl. hierzu und im Folgenden o. V. (2014), Apophis; Glatt (2010), S. 34f.; o. V. (2013), Gravitational keyhole.  
355 Vgl. o. V. (2014), Apophis; o. V. (2013), Asteroid Apophis.  
356 o. V. (2014), Gefährliches Objekt.  
357 Vgl. Althaus (2014).  
358 Vgl. o. V. (2007), Asteroid.  
359 Vgl. hierzu und im Folgenden o. V. (2013), Toutatis.  
360 Vgl. in Teilen Glatt (2010), S. 109f.  
361 Vgl. o. V. (2010), Tod aus dem All; o. V. (2010), Meteorit.  
362 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 32f.  
363 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 33f.  
364 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 133ff.  
365 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 136ff.  
366 Vgl. hierzu und im Folgenden o. V. (2010), Tod aus dem All; o. V. (2010), Meteorit.  
367 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 37f, 71ff, 102ff; Gritzner (2001); o. V. (2013), Perm-Trias-Grenze; Glatt (2010), S. 74ff.  
368 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 36, 107ff.  
369 Vgl. hierzu und im Folgenden Glatt (2010), S. 67ff.  
370 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 36, 158ff.  
371 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 162f.  
372 Vgl. hierzu und im Folgenden Pálffy (2005), S. 36ff, 56ff.  
373 Vgl. hierzu und im Folgenden Zaun (2005); o. V. (2014), Massenaussterben; o. V. (2013), Gammablitz.  
374 Vgl. Pálffy (2005), S. 102; o. V. (o. J.), Massenaussterben.  
375 Zum Entstehen und Auftreten von Gammablitzen vgl. im Folgenden vor allem Gaensler (2015), S. 50ff, 181ff; Könitzer (2013); o. V. (2013), Gammablitz; aber auch Löwer (2014); Schrottenbach (2008).

- 376** Könitzer (2013); siehe hierzu auch o. V. (2013), Gammablitz.
- 377** Vgl. hierzu und im Folgenden o. V. (2013), Gammablitz; Zaun (2005).
- 378** Siehe hierzu Zaun (2005).
- 379** Siehe hierzu ebenfalls Zaun (2005).
- 380** Vgl. im Folgenden Pálfy (2005), S. 71ff., 89fE; Grolle (2014); o. V. (2014), Massenaussterben; o. V. (o. J.), Massenaussterben.
- 381** Vgl. hierzu und im Folgenden Pálfy (2005), S. 119E; o. V. (2014), Massenaussterben; o. V. (o. J.), Massenaussterben.
- 382** Vgl. hierzu und im Folgenden Pálfy (2005), S. 165ff.; Grolle (2015).
- 383** Vgl. im Folgenden Bojanowski (2012); Fritsche (2014), S. 227ff.; o. V. (2014), Toba; o. V. (o. J.), Toba; o. V. (2014), Flaschenhals.
- 384** o. V. (2014), Supervulkan.
- 385** Vgl. im Folgenden Frey (2013); Müller (2013); o. V. (2014), Yellowstone; o. V. (2014), Supervulkan.
- 386** Müller (2013).
- 387** Frey (2013).
- 388** o. V. (2014), Indexpatient.
- 389** Vgl. im Folgenden Patalong (2014); o. V. (2014), SARS; Schock (2012); o. V. (2014), Dugas; o. V. (2014), AIDS.
- 390** Vgl. im Folgenden Vasold (1999), insbes. S. 70fE; o. V. (2015), Schwarzer Tod.
- 391** Vgl. im Folgenden Vasold (1999), S. 270ff.; Neumann (2014), S. 27ff.; o. V. (2014), Spanische Grippe.
- 392** Vgl. im Folgenden Neumann (2014), S. 46ff.; o. V. (2014), Keime.
- 393** Kolmer (2008), S. 11; siehe auch S. 71, 8Of.
- 394** Siehe im Einzelnen Link/Weiser (2011), S. 237fE; siehe auch Kolmer (2008), S. 83f.
- 395** Zu diesen drei Prinzipien siehe im Einzelnen Link (2011), S. 228f.
- 396** Siehe z.B. Kolmer (2008), S. 19.
- 397** Siehe hierzu Link (2011), S. 308f.
- 398** Siehe im Einzelnen Link (2011), S. 227ff., 299ff.
- 399** Zu Vorsteuerungsdefekten, die dabei jeweils eine Rolle gespielt haben können, siehe Link (2011), S. 300ff.
- 400** Auch hier der Verweis auf mögliche Vorsteuerungsdefekte gemäss Link (2011), S. 300ff.
- 401** Zur Rolle entsprechender Werte- und Anreizsysteme siehe im Einzelnen Link (2011), S. 303ff.
- 402** o. V. (2014), Gracián y Morales.

## Literatur

- Allbritton, William T./Mitcham, Samuel W. (2011), SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS Joseph (Sepp) Dietrich, in: Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), Hitlers militärische Elite, 2. Aufl., Darmstadt, S. 308-315.
- Althaus, Tilmann (2014), «Gefährlicher» Asteroid – viel Lärm um Nichts, in: Sterne und Welt-  
raum, ASTRONews, 16.02.2014.
- Anderl, Sibylle (2014), Wissenschaftsjournalismus als Herausforderung, in: FAZ – Natur und  
Wissenschaft, 19.09.2014.
- Beckmann, Reinhold/Paul, Sabine (2013), Zufall!?, Hamburg.
- Berthold, Will (2000), Die 42 Attentate auf Adolf Hitler, Wiesbaden.
- Bird, Keith W. (1995), Karl Dönitz – Der «unbesiegte» Admiral, in: Ronald Smelser/ Enrico  
Syring (Hrsg.), Die Militärelite des Dritten Reiches, Berlin/Frankfurt a.M., S. 129-152.
- Boeselager, Philipp v. (2011), Wir wollten Hitler töten, München.
- Bojanowski, Axel (2012), Toba-Eruption: Die schwersten Wochen der Menschheit, in: Spiegel-  
Online, 19.11.2012.
- Chomsky, Noam (2012), Russisch-Roulette mit dem Atomkrieg,  
<http://www.Freitag.de/autoren/the-guardian>.
- Clark, Christopher (1995), Johannes Blaskowitz – Der christliche General, in: Ronald Smelser/  
Enrico Syring (Hrsg.), Die Militärelite des Dritten Reiches, Berlin/Frankfurt a.M., S. 28-49.
- Clark, Christopher (2013), Die Schlafwandler, 11. Aufl., München.
- Dietrich, Otto (1955), Zwölf Jahre mit Hitler, Köln.
- Dorling Kindersley (Hrsg.) (2010), Die Urzeit, München.
- Durschmied, Erik (o. J.), Wie Zufall und Dummheit Weltgeschichte schreiben, Frechen.
- Dyson, George (2014), Turings Kathedrale, 2. Aufl., Berlin.

- Feldman, Anthony/Ford, Peter (1980), *Erfinder und Wissenschaftler*, Klagenfurt.
- Fest, Joachim C. (1973), *Hitler*, Frankfurt a.M. u.a.
- Fischer, Torben/Lorenz, Matthias N. (Hrsg.) (2009), *Lexikon der «Vergangenheitsbewältigung» in Deutschland*, 2. Aufl., Bielefeld.
- Frey, Andreas (2013), *Yellowstone-Supervulkan viel grösser als gedacht*, in: *süddeutsche*.
- Friedrich, Jörg (1985), *Die kalte Amnestie*, Frankfurt a.M.
- Fritsche, Olaf (2014), *Glück gehabt!* Berlin/Heidelberg.
- Furrer, Norbert (2007), *Was ist Geschichte?*, 2. Aufl., Zürich.
- Gaensler, Bryan (2015), *Kosmos xxxtrem!*, Berlin/Heidelberg.
- Gersdorff, Rudolf-Christoph Frhr. v. (1977), *Soldat im Untergang*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. / Berlin/Wien.
- Glatt, Herbert (2010), *2029 – Freitag der 13. April*, Norderstedt.
- Goebbels, Joseph (1992), *Tagebücher 1924-1945*, hrsg. von Ralf Georg Reuth, 5 Bde., München/Zürich 1992.
- Greiner, Bernd (2010), *Die Kuba-Krise*, München.
- Gritzner, Christian (2001), *Massensterben zwischen Perm und Trias: Das Ende der Urkrebse*, in: *Spiegel Online* 2001.
- Grolle, Johann (2014), *Armageddon auf Erden*, in: *Der Spiegel*, Nr. 6/2014, S. 122-124.
- Grolle, Johann (2015), *Die doppelte Apokalypse*, in: *Der Spiegel*, Nr. 10/2015, S. 114-116.
- Haasis, Hellmut G. (2012), *Georg Elser*, Münster/Ulm.
- Hanfstaengl, Ernst (1970), *Zwischen Weissem und Braunem Haus*, München.
- Harppecht, Klaus (1979), *Vorwort*, in: *Walter Schellenberg. Aufzeichnungen*, Wiesbaden/München, S. 7-20.
- Harriman, Averell/Abel, Elie (1979), *In geheimer Mission*, Stuttgart.
- Hartmann, Christian (2010), *Halder*, 2. Aufl., Paderborn u.a.
- Herden, Ralf Bernd (2010), *2036 – Unvorbereitet?*, Norderstedt.
- Herrmann, Joachim (1980), *Grosses Lexikon der Astronomie*, München.
- Heusinger, Adolf (1950), *Befehl im Widerstreit*, Tübingen/Stuttgart.
- Höhne, Heinz (1992), *Der Orden unter dem Totenkopf*, Augsburg.
- Hofer, Walther (Hrsg.) (1976), *Der Nationalsozialismus – Dokumente 1933-1945*, Frankfurt a.M.
- Irving, David (1975), *Hitler und seine Feldherren*, Frankfurt a.M./Berlin.
- Irving, David (1987), *Göring*, München/Hamburg
- Kern, Werner (1987), *Operations Research*, 6. Aufl., Stuttgart.
- Kershaw, Ian (1994), *Der NS-Staat*, 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg.

- Kershaw, Ian (2009), Hitler, München.
- Kershaw, Ian (2010), Wendepunkte, 3. Aufl., München.
- Kleikamp, Antonia (2013), Unbekannte Leiche half bei der Landung auf Sizilien, in: welt.de, 06.07.2013.
- Knopp, Guido (2004), Ein Aufstand des Gewissens, in: Guido Knopp (Hrsg.), Sie wollten Hitler töten, München, S. 7-12.
- Knopp, Guido (2006), Göring, München.
- Knopp, Guido (Hrsg.) (2004), Sie wollten Hitler töten, München.
- Knopp, Guido/Berkel, Alexander (2004), Der einsame Held, in: Guido Knopp (Hrsg.), Sie wollten Hitler töten, München, S. 13-80.
- Knopp, Guido/Greulich, Anja (2004), Das Attentat, in: Guido Knopp (Hrsg.), Sie wollten Hitler töten, München, S. 205-266.
- Knopp, Guido/Neitzel, Sönke (2004), Verpasste Chancen, in: Guido Knopp (Hrsg.), Sie wollten Hitler töten, München, S. 81-142.
- Knopp, Guido/Tewes, Annette (2004), Die Rache des Regimes, in: Guido Knopp (Hrsg.), Sie wollten Hitler töten, München, S. 267-332.
- Kolmer, Lothar (2008), Geschichtstheorien, Paderborn.
- Könitzer, Franziska (2013), Gammastrahlenausbrüche, in: weltderphysik.de, Abruf 08.01.2015.
- Kulhavy, Ernest (1963), Operations Research, Wiesbaden.
- Link, Jörg (2011), Führungssysteme, 6. Aufl., München.
- Link, Jörg/Weiser, Christoph (2011), Marketing-Controlling, 3. Aufl., München.
- Löwer, Chris (2014), Todesstrahlen aus dem Weltall, in: PM-Online.
- Longerich, Peter (2008), Heinrich Himmler, 3. Aufl., München.
- Longerich, Peter (2010), Joseph Goebbels, München.
- Macrae, Norman (1994), John von Neumann, Basel u.a.
- Markus, Uwe/Rudolph, Ralf (2011), Schlachtfeld Deutschland, Berlin.
- Marr, Rainer/Steiner, Karin (2006), Projektmanagement, in: Handelsblatt (Hrsg.), Wirtschafts-Lexikon, Bd. 9, Stuttgart, S. 4803-4812.
- McNamara, Robert S. (2003) in: Errol Morris (Drehbuch und Regie), The Fog of War, Eleven Lessons from the Life of Robert S. McNamara, Lesson Nr. 2 (Zitat in deutscher Übersetzung).
- Messerschmidt, Manfred (1979), Aussenpolitik und Kriegsvorbereitung, in: Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik, Stuttgart, S. 535-701.
- Michels, Reinhold (2014), Der Weltkrieg als Familienangelegenheit, in: RP Online, 10.02.2014.
- Molfenter, Arne (2014), Garbo, der Spion, München/Zürich.
- Moorhouse, Roger (2012), Attentate auf Hitler, Augsburg.

- Mueller, Michael (2006), Canaris, Berlin.
- Müller, Rolf-Dieter (2004), Der Zweite Weltkrieg, 1939-1945, 10. Aufl., Stuttgart.
- Müller, Sabine (2013), Noch schläft der Riese, in: tagesschau.de.
- Müller-Jung, Joachim (2015), Entmutigen ist wohl das falsche Rezept, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 11/2015, Seite N1.
- Münkler, Herfried (2013), Der Grosse Krieg, 2. Aufl., Berlin.
- Netzel, Sönke (2012), Abgehört, 6. Aufl., Berlin.
- Neumann, Bernd (2014), Ebola und andere Killerkeime, München.
- Oberhammer, Heinz (2014), Kann das alles Zufall sein?, München.
- Ortner, Helmut (2013a), Der einsame Attentäter, Darmstadt.
- Ortner, Helmut (2013b), Der Hinrichter, Darmstadt.
- Otto, Hans-Dieter (2005), Lexikon fataler Fehlentscheidungen im Zweiten Weltkrieg, München.
- o. V. (1962), Bedingt abwehrbereit, in: Der Spiegel, Nr. 41/1962.
- o. V. (1998), Schicksal, in: Der Brockhaus in fünfzehn Bänden, Bd. 12, Leipzig/Mannheim, S. 259.
- o. V. (1999), Zufall, in: Der Brockhaus in fünfzehn Bänden, Bd. 15, Leipzig/Mannheim, S. 430.
- o. V. (2007), 6. Dezember 1997: Asteroid «1997 XF11» entdeckt, in: UltimateHeros-Welt, 06.12.2007.
- o. V. (2008), Warschauer Pakt plante nuklearen Überfall auf Westeuropa, in: Neue Züricher Zeitung, 13.09.2008.
- o. V. (2009), The Willy-Nicky Telegrams, in: WWI Document Archive, 30.06.2009.
- o. V. (2010), Der Tod kam aus dem All, in: Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg, Aktuelles, 05.03.2010.
- o. V. (2010), Meteorit brachte Dinosauriern den Tod, in: Stern.de/Wissen, 05.03.2010.
- o. V. (2013), Asteroid Apophis: Kollision mit Erde auch 2036 ausgeschlossen, in: Spiegel Online Wissenschaft, 14.01.2013.
- o. V. (2013), Der letzte Sommer im Frieden, in: P.M. HISTORY Nr. 6/2013.
- o. V. (2013), Gammablitz, in: Wikipedia, Abfrage 25.01.2014.
- o. V. (2013), Gravitational keyhole, in: Wikipedia, Abfrage 08.03.2014.
- o. V. (2013), Perm-Trias-Grenze, in: Wikipedia, Abfrage 12.03.2014.
- o. V. (2013), (4179) Toutatis, in: Wikipedia, Abfrage 09.03.2014.
- o. V. (2013), Zweiter Dreissigjähriger Krieg, in: Wikipedia, Abfrage 15.01.2015.
- o. V. (2014), AIDS, in: Wikipedia, Abfrage 07.03.2014.
- o. V. (2014), Anzahl der nuklearen Sprengköpfe weltweit 2014, in: statista.com, Abfrage 22.01.2015.
- o. V. (2014), (99942) Apophis, in: Wikipedia, Abfrage 08.03.2014.

- o. V. (2014), Attentat von Sarajewo, in: Wikipedia, Abfrage 28.01.2014.
- o. V. (2014), Baltasar Gracián y Morales, in: Wikiquote, Abfrage 05.02.2015.
- o. V. (2014), Diese Keime töten, in: ZEIT Online, 20.11.2014
- o. V. (2014), Evolutionsfaktor, in: Wikipedia, Abfrage 14.01.2015.
- o. V. (2014), Gaetan Dugas, in: Wikipedia, Abfrage 12.01.2015.
- o. V. (2014), «Gefährliches Objekt» 2000 EM26. Asteroid raste letzte Nacht nur knapp an der Erde vorbei, in: Focus Online, 18.02.2014.
- o. V. (2014), Genetischer Flaschenhals, in: Wikipedia, Abfrage 11.01.2015.
- o. V. (2014), Göring – Eine Karriere, in: ZDF Enterprises.
- o. V. (2014), Indexpatient, in: Wikipedia, Abfrage 12.01.2015.
- o. V. (2014), Julikrise, in: Wikipedia, Abfrage 28.01.2014.
- o. V. (2014), Massenaussterben, in: Wikipedia, Abfrage 25.01.2014.
- o. V. (2014), NS-Forschung, in: Wikipedia, Abfrage 08.02.2015.
- o. V. (2014), SARS-Pandemie 2002/2003, in: Wikipedia, Abfrage 12.01.2015.
- o. V. (2014), Spanische Grippe, in: Wikipedia, Abfrage 12.01.2015.
- o. V. (2014), Reinhard Spitzzy, in: Wikipedia, Abfrage 25.01.2015.
- o. V. (2014) Supervulkan, in: Wikipedia, Abfrage 11.01.2015.
- o. V. (2014), Toba-Katastrophen-Theorie, in: Wikipedia, Abfrage 07.03.2014.
- o. V. (2014), Unternehmensforschung, in: Wikipedia, Abfrage 09.02.2015.
- o. V. (2014), Widerstand gegen den Nationalsozialismus, in: Wikipedia, Abfrage 20.02.2014.
- o. V. (2014), Yellowstone (Vulkan), in: Wikipedia, Abfrage 07.03.2014.
- o. V. (2014), Zufall, in: Wikipedia, Abfrage 06.02.2014.
- o. V. (2015), Atomkrieg, in: Wikipedia, Abfrage 19.01.2015.
- o. V. (2015), Die Schlafwandler (Sachbuch), in: Wikipedia, Abfrage 16.01.2015.
- o. V. (2015), Evolution, in: Wikipedia, Abfrage 14.01.2015.
- o. V. (2015), Kernwaffe, in: Wikipedia, Abfrage 21.01.2015.
- o. V. (2015), Kernwaffenexplosion, in: Wikipedia, Abfrage 01.03.2015
- o. V. (2015), Operation Mincemeat, in: Wikipedia, Abfrage 24.02.2015.
- o. V. (2015), Schwarzer Tod, in: Wikipedia, Abruf 12.01.2015.
- o. V. (o. J.), 1983 — Welt am Abgrund, ZDF-History, ZDF-Mediathek.
- o. V. (o. J.), Massenaussterben/(Mass) Extinction Event, in: mineralienatlas.de/lexikon, Abfrage 09.01.2015.
- o. V. (o. J.), Toba: Supervulkan-Eruption auf Sumatra, in: vulkane.net, Abfrage 07.03.2014.
- Oven, Wilfred v. (1974), *Finale furioso*, Tübingen.
- Overy, Richard (2005), *Die Wurzeln des Sieges*, 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg.
- Pahl, Magnus (2012), *Fremde Heere Ost*, Berlin.

- Pálffy, József (2005), *Katastrophen der Erdgeschichte*, Stuttgart.
- Palmer, Douglas/Barrett, Peter (2009), *Evolution*, Hildesheim.
- Patalong, Frank (2014), Patient Zero: Forscher rekonstruieren Verbreitungsweg der Ebola-Seuche, in: *Spiegel Online Wissenschaft*, 10.08.2014.
- Piper, Ernst (2005), *Alfred Rosenberg*, München.
- Reichel, Peter (2007), *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland*, 2. Aufl., München.
- Remy, Maurice Philip (2002), *Mythos Rommel*, 3. Aufl., München.
- Reynolds, Nicholas (1977), *Beck*, Wiesbaden/München.
- Rommel, Manfred (2010), *1944 – das Jahr der Entscheidung*, Stuttgart/Leipzig.
- Röhl, John C.G. (2009), *Wilhelm II.*, 2. Aufl., München.
- Schellenberg, Walter (1979), *Aufzeichnungen*, Wiesbaden/München.
- Scheurig, Bodo (2004), *Henning von Tresckow*, Berlin.
- Schild, Georg (2013), *1983 – Das gefährlichste Jahr des Kalten Krieges*, Paderborn u.a.
- Schlabrendorff, Fabian v. (1960), *Offiziere gegen Hitler*, Zürich.
- Schock, Axel (2012), Mythos «Patient Null», in: *magazin.hiv*, 30.03.2012.
- Schrottenbach, Sebastian (2008), Rekord-Gammablitz trifft die Erde, in: *ORF ON Science*, Abruf 08.01.2015.
- Sereny, Gitta (1995), *Albert Speer*, München.
- Sietz, Henning (2008), *Petrows Entscheidung*, in: *Zeit Online*.
- Smelser, Ronald (1989), *Robert Ley*, Paderborn.
- Smelser, Ronald/Syring, Enrico (1995), Eine Elite im Widerstreit, in: *Ronald Smelser / Enrico Syring (Hrsg.), Die Militärelite des Dritten Reiches*, Berlin/Frankfurt a.M., S. 9-27.
- Speer, Albert (1969), *Erinnerungen*, 3. Aufl., Berlin.
- Spitzky, Reinhard (1988), *So haben wir das Reich verspielt*, 3. Aufl., München/Wien.
- Stahlberg, Alexander (2002), *Die verdammte Pflicht*, 12. Aufl., München.
- Steinbach, Peter (1994), *Widerstand im Dritten Reich – die Keimzelle der Nachkriegsdemokratie?* In: *Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), Der 20. Juli 1944*, Köln, S. 79-100.
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (2010), *Georg Elser*, Berlin.
- Steininger, Rolf (2011), *Die Kubakrise 1962*, München.
- Stöver, Bernd (2011), *Der Kalte Krieg*, München.
- Sturm, Peter (2014), *Wiederholt sich die Geschichte?*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 33, S. 8.
- Szarafinski, Peter (2014), *Rüstung und politisches System*, Marburg.
- Taleb, Nassim Nicholas (2013), *Narren des Zufalls*, München.
- Tuchman, Barbara (2012), *Die Torheit der Regierenden*, 5. Aufl., Frankfurt a.M.
- Ueberschär, Gerd R. (2006), *Für ein anderes Deutschland*, Frankfurt a.M.
- Ueberschär, Gerd R. (2009), *Stauffenberg*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.



- Vasold, Manfred (1999), Pest, Not und schwere Plagen, Augsburg.
- Vornholt, Holger (2013), Wie Zufall und Dummheit Weltgeschichte schrieben, Rheinbach.
- Walter, Roland (2014), Erdgeschichte, 6. Aufl., Stuttgart.
- Warlimont, Walter (1978), Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 39-45, 3. Aufl., München.
- Weiss, Hermann (2008), Goerdeler-Kreis, in: Wolfgang Benz/Walter H. Pehle (Hrsg.), Lexikon des deutschen Widerstandes, 3. Aufl., Frankfurt a.M., S. 218-222.
- Winterbotham, Frederick W. (1976), Aktion Ultra, Frankfurt a.M./Berlin.
- Witzleben, Erwin von (2013), «Wenn es gegen den Satan Hitler geht ...» – Erwin von Witzleben im Widerstand, Hamburg.
- Wrochem, Oliver v. (2006), Erich von Manstein: Vernichtungskrieg und Geschichtspolitik, Paderborn u.a.
- Zaun, Harald (2005) Massensterben durch kosmischen Gammastrahlenausbruch? in: heise.de, 09.04.2005.
- Zelle, Karl-Günter (2010), Hitlers zweifelnde Elite, Paderborn u.a.

## Bildnachweis

18 Atompilz des Atombombenabwurfs auf Nagasaki am 9. August 1945, Fotografie von Charles Levy; <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nagasakibomb.jpg> / 24 Geheime Karte, welche die Reichweiten der Atomraketen dokumentiert, die auf Kuba im Rahmen der Kubakrise stationiert wurden; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cuban\\_crisis\\_map\\_missile\\_range.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cuban_crisis_map_missile_range.jpg) / 38 Zwei australische Soldaten in der Nähe der Westfront in der Nähe der westflämischen Stadt Ypern, Fotografie vom 29. Oktober 1917; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chateau\\_Wood\\_Ypres\\_1917.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chateau_Wood_Ypres_1917.jpg) / 48 Der österreichische Kronprinz Franz Ferdinand mit Ehefrau Sophie am 28. Juni 1914, wenige Minuten vor dem Attentat; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Archduke\\_Franz\\_with\\_his\\_wife.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Archduke_Franz_with_his_wife.jpg) / 54 Deutscher Soldat an der Westfront im Jahr 1916, Bundesarchiv, Bild 183-R05148 / Unknown / CC-BY-SA 3.0; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv\\_Bild\\_183-R05148\\_Westfront\\_deutscher\\_Soldat.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-R05148_Westfront_deutscher_Soldat.jpg) / 62 Adolf Hitler, 1933, Bundesarchiv, Bild 146-1990-048-29A / CC-BY-SA; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv\\_Bild\\_146-1990-048-29A\\_Adolf\\_Hitler\\_retouched.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_146-1990-048-29A_Adolf_Hitler_retouched.jpg) / 92 Die Staatschefs beim Münchener Abkommen am 29. September 1938; [commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv\\_Bild\\_183-R69173\\_Münchener\\_Abkommen\\_Staatschefs.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-R69173_Münchener_Abkommen_Staatschefs.jpg) / 100 Franz Halder mit Walther von Brauchitsch während des Polenfeldzugs, 1939, Bundesarchiv, Bild 183-H27722 / CC-BY-SA; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv\\_Bild\\_183-H27722\\_Franz\\_Halder\\_und\\_Walther\\_v\\_Brauchitsch.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-H27722_Franz_Halder_und_Walther_v_Brauchitsch.jpg) / 108 Der Münchener Bürgerbräukeller nach dem Anschlag vom 8. November 1939, Fotografie von Wagner, Bundesarchiv, Bild 183-E12329 / CC-BY-SA; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv\\_Bild\\_183-E12329\\_M%C3%BCnchen\\_B%C3%BCrgerbr%C3%A4ukeller\\_Sprengstoffanschlag.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-E12329_M%C3%BCnchen_B%C3%BCrgerbr%C3%A4ukeller_Sprengstoffanschlag.jpg) / 118 Ludwig Beck, 1936, Bundesarchiv, Bild 146-1980-033-04 / CC-BY-SA; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bun desarchiv\\_Bild\\_146-1980-033-04\\_Ludwig\\_Beck.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_146-1980-033-04_Ludwig_Beck.jpg) / 140 Erinnerungsstein an Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Ludwig Beck, Friedrich Olbricht, Albrecht Mertz von Quirnheim, Alter Matthäikirchhof, Berlin, Fotografie von Wikimedia-User «Phae-ton»; <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stauffenberg-tomb.JPG?uselang=de> / 152 Skizze zur Entstehung der Arten aus Charles Darwins Notebook B, 1937; [http://www.enzyklopaedie.ch/dokumente/trees\\_of\\_knowledge.html](http://www.enzyklopaedie.ch/dokumente/trees_of_knowledge.html) / 158 Nahaufnahme des Asteroiden 433 Eros, 5. August 2000, Fotografie aus dem Planetary Photojournal; hier: [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Properties\\_of\\_regolith\\_on\\_Eros.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Properties_of_regolith_on_Eros.jpg) / 166 Künstlerische Darstellung des Gammablitzes GRB 080319B, Darstellung von European Southern Observatory (ESO); [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:The\\_Double\\_Firing\\_Burst.jpg?uselang=de](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_Double_Firing_Burst.jpg?uselang=de) (CC-by-SA 4.0) / 170 Satellitenaufnahme des Tobasees, Sumatra, Indonesia, mit dem 100 km langen und 30 km breiten Caldera eines Supervulkans, NASA; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:To\\_ba\\_zoom.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:To_ba_zoom.jpg)



**Burger Voss**

## **Vom Anfang und Ende aller Dinge**

**Eine Entdeckungsreise durch die Geschichte der Wissenschaften**

2015,320 Seiten

Hardcover

19,95 € [D]/20,60 € [A]

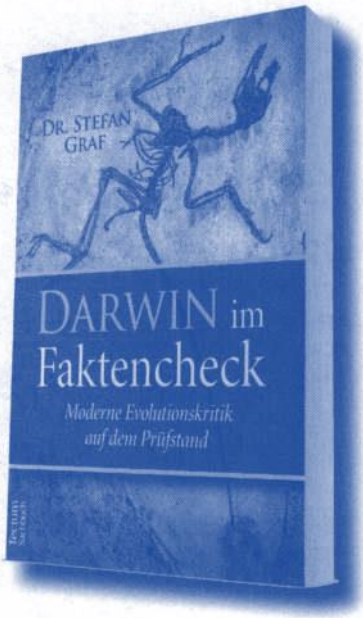
ISBN 978-3-8288-3455-2

Wie entsteht das faszinierende Farbenspiel bei einem Sonnenuntergang? Wie sieht ein romantischer Abendhimmel auf dem Mars aus? Wie lang dauert eigentlich ein Moment? Was passiert mit uns, wenn wir Schmerz empfinden? Kann es eine zweite Erde geben? Und wenn ja, gibt es dort Leben?

Burger Voss lädt ein zu einem Streifzug durch die Geschichte der Forschung und macht Lust auf die Entdeckung der Geschichte unseres Planeten und des Universums. Von den ersten Biomolekülen bis zum Ende von Raum und Zeit – das Leben bietet viel Raum zum Staunen!

Ein leidenschaftliches Plädoyer für ein naturwissenschaftliches Weltbild und ein kluges und lehrreiches Buch!

**Burger Voss'** Einstieg in die Fragen der Kosmologie waren die Bücher von Hoimar von Ditfurth und Isaac Asimov. Er ist studierter Lebensmittelchemiker und verhaltener Astrophysiker. Seit nunmehr 20 Jahren trägt er beruflich den Laborkittel und beobachtet Tag für Tag die Schönheit der um uns wirkenden Naturgesetze. Er lebt mit Frau und Hund vor den Toren Hamburgs.



**Stefan Graf**

## **Darwin im Faktencheck**

**Moderne Evolutionskritik auf dem Prüfstand**

2013, 390 Seiten

Klappenbroschur

19,95 €[D]/20,60 €[A]

ISBN 978-3-8288-3152-0

Ist die so fest etablierte Evolutionstheorie Charles Darwins in Wahrheit ein kapitaler Irrtum? Fusst sein Abstammungsmodell auf wissenschaftlich nicht mehr haltbaren Fehleinschätzungen? Und war Darwin selbst ein populistischer Blender, mit dem einzigen Ziel den eigenen Wohlstand zu wahren?

Diese Vorwürfe erheben Darwins Kritiker: Eine Unzahl von Zufällen im Zusammenspiel mit einem auf Mord- und Totschlag basierenden Überlebenskampf hätte doch niemals eine so stabile Koexistenz der heutigen Vielfalt an Lebensformen hervorbringen können, meint sie. Zudem habe Darwins Lehre den Gräueltaten der «Rassenhygiene» der Nazis den Weg bereitet. Es gelte ein Darwin-Komplott zu sprengen – geschmiedet von Wissenschaftskapazitäten, die wider besseres Wissen an einem völlig überholten Modell festhalten. Der Diplombiologe und Wissenschaftsjournalist Dr. Stefan Graf geht den provokanten Einwänden dieser «Antidarwinisten» unvoreingenommen, spannend und nicht ohne Humor auf den Grund und prüft ihre Argumente auf Stichhaltigkeit. Er bezieht auch den immer wieder brodelnden Konflikt zwischen Naturwissenschaft und religiösem Glauben mit ein und kommt zu klaren Ergebnissen.

**Dr. Stefan Graf** (Jg. 1961) studierte Medizin und Biologie an der Freien Universität Berlin. Nach mehrjähriger Forschungstätigkeit in den Bereichen der molekularen Genetik und Evolution sowie der Kunstherzentwicklung absolvierte er ein journalistisches Aufbaustudium. Seitdem arbeitet Graf als freiberuflicher Wissenschaftsjournalist.



Uwe Lehnert

## Warum ich kein Christ sein will

Mein Weg vom christlichen Glauben zu einer naturalistisch-humanistischen Weltanschauung

2015, 500 Seiten

Hardcover

24,95 € [D]/25,70 € [A]

ISBN 978-3-8288-3475-0

Uwe Lehnert schafft, was nur Wenigen gelingt. Ohne Überheblichkeit und falsches Pathos in spannender und zugleich fundierter Form den christlich-kirchlichen Glauben einer kritischen Prüfung zu unterziehen, seine Glaub-Würdigkeit zu hinterfragen. Lehnert zeigt die Schwächen auf, die herkömmlicher Gottesglaube angesichts einer wissenschaftlichen Weitsicht aufweist und immer schwerer verbergen kann. Er stellt fest, dass unser heutiges Weltbild durch Kosmologie, Mikrophysik, Evolutionstheorie und die moderne Hirnforschung bestimmt werden, und dass diese Sicht auf die Welt mit dem Bild, das Christentum und Kirche verbreiten, nicht mehr vereinbar ist. Und er weist auf die Unzulänglichkeiten hin, die das christliche Weltbild für eine verantwortliche Ethik in der heutigen Zeit mitbringt. Lehnert fragt: Wie kann es sein, dass so viele Menschen auch heute noch an Dinge glauben, die so offensichtlich im Widerspruch zum Denken und zum gesunden Menschenverstand stehen? Als Alternative skizziert er ein naturalistisch-humanistisches Weltbild, das aus der Verantwortung und aus dem Jetzt heraus und ohne Rückgriff auf religiöse Mythen auskommt, und in welchem die Sinnfrage neu und ohne Götter gestellt wird.

Lehnerts Buch erscheint hier in sechster und erweiterter Auflage, und erstmals als Hardcover. Ein Buch für alle, die eine kritische Sicht auf Religion teilen und nach vernünftigen Alternativen suchen.

**Prof. Dr. Uwe Lehnert** lehrte zuletzt am Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität Berlin. Heute lebt er im Ruhestand.



Hubertus Mynarek

## Warum auch Hans Küng die Kirche nicht retten kann

Eine Analyse seiner Irrtümer

2012, 240 Seiten  
Paperback  
19,90 € [D]/20,60 € [A]  
ISBN 978-3-8288-3020-2

Hans Küng gilt vielen progressiven Katholiken als Identifikationsfigur und aufrechter Kämpfer für eine menschlichere Kirche. In seinem Buch *Ist die Kirche noch zu retten?* gibt sich Küng als Arzt und Heiler seiner Kirche, der ihre schweren Krankheiten diagnostiziert und der in seinen Augen Todkranken die wirksamsten Therapien verschreibt. Doch Küngs Therapievorschläge sind zu halbherzig. Sie sind weit entfernt von einer Radikaloperation, durch die die Kirche vielleicht noch gerettet werden könnte. Diese profilierte Meinung vertritt Hubertus Mynarek engagiert im vorliegenden Buch. An fünf Grundirrtumern Kungs macht er die Unwirksamkeit seines Rettungsversuchs deutlich.

Das kenntnisreiche und glänzend geschriebene Buch aus der Hand des kritischen Theologen Mynarek wird so zur vielleicht besten Kritik an dem vielfach überschätzten «Reformer» der katholischen Kirche.

**Hubertus Mynarek** war Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Er hatte eine glänzende Zukunft auch in der Hierarchie der katholischen Kirche vor sich. Es bedeutete einen peinlichen Skandal für die katholische Kirche, als er 1972 als erster Universitätsprofessor der Theologie im 20. Jahrhundert aus Gewissensgründen aus der katholischen Kirche austrat. Mynarek ist Autor von etwa 40 Werken zu einer breiten Palette weltanschaulicher, philosophischer, theologischer, ökologischer und kultureller Themen. Seine wichtigsten kirchenkritischen Publikationen sind *Herren und Knechte der Kirche*, *Religiös ohne Gott?*, *Kirche ohne Tabu*, *Die Neue Inquisition*, *Der polnische Papst*, *Papst-Entzauberung* (über Benedikt XVI.), *Eros und Klerus* und *Casanovas in Schwarz*.